

**Linus  
Reichlin  
Kriegs-  
verbrecher  
Wipf,  
Eugen**

**Schweizer in der Waffen-SS,  
in deutschen Fabriken  
und an den Schreibtischen  
des Dritten Reiches**



**H**auptmann Furrer, im Jahr 1942, musste den Eindruck haben, dass fortlaufend, täglich Dutzende Schweizer nach Deutschland verschwanden. Denn in jener Zeit war das so, und dass dieser kleine, gefährliche Strom in den kommenden Jahren versiegen würde, konnte er nicht ahnen, nur hoffen. Erst bei Kriegsende stand die Zahl fest, es waren rund 1500; die meisten flohen in den für das nationalsozialistische Deutschland besten Jahren 1940–1942, flohen aus Klassenzimmern, Lehrlingsheimen, Kinderstuben sogar.

---

Aus dem Kapitel IX:  
«Alt Bundesrat Musys Vermissten-  
anzeige»

In der Schweiz gab es während des Zweiten Weltkrieges eine eigentümliche und bisher kaum bekannte Fluchtbewegung – nach Deutschland. Rund 1500 meist junge Männer überschritten schwarz die Grenze, weil sie daheim Schwierigkeiten hatten mit Lehrmeistern und Eltern oder arbeitslos waren und für Hitler schwärmten, für dessen Ziele sie zu kämpfen und zu sterben bereit waren. Neunhundert Schweizer meldeten sich freiwillig zur Waffen-SS oder wurden gegen Kriegsende dazu gezwungen.

Zum erstenmal wird nun die Geschichte dieser jungen Schweizer erzählt, anhand von exemplarischen Biographien. Max Rösli, ein Gossauer, flieht, weil er in der Schweiz Feinde hat, denen er es in der Uniform der Waffen-SS heimzahlen will; der 17jährige Schwyzer Kälin gerät aus Leichtsin in den SS-Apparat und macht die schlimmste Zeit seines Lebens durch; der Zürcher Wipf lernt im Konzentrationslager zu überleben, auf

seine Weise. Es sind Milchbuben und Mörder und Rechtsextreme wie der Rechtsanwalt Büeler, der für Heinrich Himmler arbeitet und nach dem Krieg seine Karriere fortsetzt in der Frankfurter Commerzbank. Fluchtgeschichten, Arbeitsdienst, reuige Heimkehrer, Tessiner, die in Russland liegengeblieben – das Buch wird, über sein Thema hinaus, zur Geschichte von Jugendlichen, die aus naiver Überzeugung oder schlicht, um es ihrem Vater zu zeigen, im Dritten Reich überlebten oder untergingen. Ein wichtiges Buch – gerade in der heutigen Zeit, in der auch in der Schweiz die Gewalt von rechts zunimmt – ein wesentliches Buch aber auch deshalb, weil die von Linus Reichlin porträtierten Einzelschicksale aufzeigen, aus welchen verschiedenen Gründen und Motiven Schweizer zum damaligen Feind flüchteten, für ihn arbeiteten und in der Waffen-SS kämpften.

Der Autor  
1957 geboren, Journalist und Buchautor. Freier Mitarbeiter von «Weltwoche», «Die Zeit» u.a. Erhielt 1992 den Zürcher Journalistenpreis.



---

Weltwoche-ABC-Verlag  
Aktuelle Bücher zur Zeit

Werner Catrina/  
Othmar Steger  
Gulasch im Knast  
Der normale Irrwitz des  
Thorberg-Alltags und  
Rezepte aus  
Gefängnis-Küchen  
ISBN 3-85504-144-X

Catherine Duttweiler  
Kopp & Kopp  
Aufstieg und Fall  
der ersten Bundesrätin  
ISBN 3-85504-121-0

Urs Paul Engeler  
Grosser Bruder Schweiz  
Wie aus wilden  
Demokraten überwachte  
Bürger wurden.  
Die Geschichte der  
politischen Polizei  
ISBN 3-85504-128-8

Urs Rauber  
Der Fall Jeanmaire  
Memoiren eines  
«Landesverrätters»  
Der Ex-Brigadier im  
Fadenkreuz von Politik  
und Geheimdiensten  
ISBN 3-85504-134-2

## *Danksagung*

Ich danke für Hilfe und Ratschläge Hans Stutz,  
Lukas Hartmann, Dr. Klaus Urner, Uriel Gast, Karl Lüönd,  
Jürg Frischknecht und Herrn Dr. Josef Zwicker  
vom Staatsarchiv Basel.

Umschlag:

Holzschnitt von Clément Moreau, 1933

©

Stiftung Clément Moreau

Die Bilder im Buche stammen aus den Beständen des Bundesarchives.

(Repros: Michael Stahl, Bern)

©

1994 Weltwoche-ABC-Verlag, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: Heinz Unternährer, Zürich

Druck: Basler Druck & Verlag, Liestal

ISBN 3-85504-155-5

## Inhalt

|      |   |     |
|------|---|-----|
| I    | Die Gestapo war nett  | 7   |
| II   | Warum Rööslis das Vaterland nicht liebte                          | 13  |
| III  | Wipfs Angst   | 23  |
| IV   | Der Retter der Schweiz  | 30  |
| V    | Eine verratene Liebe  | 45  |
| VI   | Der Exodus gewisser Schweizer Elemente                            | 52  |
| VII  | Rööslis Plan  | 59  |
| VIII | Konzentrationslager, Panoramaheim und<br>Hotel «Europäischer Hof» | 68  |
| IX   | Alt Bundesrat Musys Vermisstenanzeige                             | 83  |
| X    | Die Freiheit der SS   | 93  |
| XI   | Lehrzeit in Sennheim  | 97  |
| XII  | In der Milchhalle oder<br>Wir Schweizer werden ewig Deutsche sein | 109 |
| XIII | Europäische Totenköpfe  | 119 |
| XIV  | Warum Wipf es in der Heimat nie so weit gebracht<br>hätte         | 128 |
| XV   | Pistole und Sparschwein   | 140 |
| XVI  | Noch 800 Meter bis zur Schweiz                                    | 147 |

|       |  |     |
|-------|--|-----|
| XVII  | Ein Weihnachtsmann hinter der Front        | 160 |
| XVIII | Warum Wipf plötzlich so freundlich war     | 168 |
| XIX   | Ein bisschen Krieg und dann Regenwürmer    | 172 |
| XX    | Zurück bei Heidy                           | 187 |
| XXI   | Die Geschichte einer Entlarvung            | 189 |
| XXII  | Büelers Fehler                             | 207 |
| XXIII | Scheue Menschen mit gutem Ruf              | 216 |
| XXIV  | Die Karriere des Dr. Büeler im Gefängnis   | 221 |
| XXV   | Besuch bei einem alten Obersturmbannführer | 230 |

## **Anhang**

|          |     |
|----------|-----|
| Nachwort | 239 |
| Zahlen   | 240 |
| Quellen  | 243 |
| Bilder   | 244 |

# I

## Die Gestapo war nett

### 1

Es begann 1940. Eugen Wipf war 24 Jahre alt und arrestiert in der Kaserne Luzern. Den Betrug hatte er gestanden, auch die Zuwiderhandlung gegen die militärische Zucht und Ordnung. Das Militärgericht hatte noch kein Urteil gesprochen, aber auf ein mildes durfte Wipf nicht hoffen.

Er hatte in den letzten drei Jahren ständig Schwierigkeiten gehabt, überall und mit allen. Stallknecht war er gewesen im Welschland, dann Schmiedesell in Sirnach, später Handlanger bei der Firma Hatt-Haller und Schafir&Mugglin, und immer hatte er tüchtig gearbeitet, aber nie lange. Wenn der Lohn für eine Woche Trinken reichte, lief er davon und trank eine Woche lang und noch eine, jetzt auf Pump. In vielen Beizen, vom Thurgau bis in den Aargau hinein, hätte man Zettel finden können mit Wipfs Namen und dem Vermerk «schuldet Fr. 110.70» oder «...bestätigt der Unterzeichnete, dass er Fr. 56.80 schuldig ist».

«Eugen Wipf ist ein liederlicher Mensch und Aufschneider», beschwerte sich ein Wirt auf dem Polizeiposten.

1939 rückte Wipf in einen Wiederholungskurs nicht ein, obwohl er gern im Militär war, die Unteroffiziersschule absolviert hatte, stolz war auf seinen Korporalsrang; er habe das Aufgebotsplakat nicht gesehen, behauptete er vor dem Untersuchungsrichter.

«So wie ich Wipf kenne», sagte sein Sektionschef, «gehört er zu den Gleichgültigen». Zudem sei er ein notorischer Säufer.

Der Krieg brach aus, und im Aktivdienst hielt sich Wipf zunächst gut oder leidlich; in den Beizen, nach drei Flaschen, wurde er laut, er-

zählte grosssprecherisch, was er wieder alles geleistet hatte und wem er als nächstem die Meinung sagen werde. Zuhörer fand er genug, denn er spendierte Runde um Runde, gab alles aus und nahm neue Darlehen auf

Eine einfache Geschichte, das normale Leben eines Trinkers; aber dieser Trinker war acht Jahre später ein berühmter Mann im ganzen Land, berühmt als «Bestie Wipf».

Im Juli 1940 wurde seine Einheit entlassen. Wipf hatte damals ein Zimmer in Schaffhausen und nahm sich vor, in Zürich nur umzusteigen und weiterzufahren, unverzüglich, nach Schaffhausen und sich dort eine Arbeit zu suchen, denn er hatte Schulden bei seinen Soldaten; das war für einen Korporal nicht gut, das sah Wipf ein. Als er aber in Zürich ankam, fand er, das Umsteigen habe noch Zeit. Er stellte seinen Tornister in der Handgepäckverwahrung unter, ging ins Niederdorf, ins Restaurant Sevilla, wo er «versumpfte», wie er später sagte. Er lernte eine Frau kennen von der Langstrasse und einen Hoch, der Arbeit suchte als Chauffeur-Volontär. Diesem Hoch versprach Wipf, er werde ihm die Arbeit beschaffen, habe gute Beziehungen zu einem grossen Transportunternehmer in Schaffhausen – und sag' einmal, könntest du mir nicht zwei Zehner leihen bis heute Abend?

Am nächsten Tag klagte Hoch bei der Polizei, ein Korporal habe ihn um 20 Franken betrogen. Stunden später fand man Wipf, in Uniform, schwer betrunken im Restaurant «Goldenes Horn»; die beiden Polizisten mussten ihn festhalten, ihn beim Gehen stützen. Auf dem Posten gestand Wipf sofort; störrisch war er nur in einem Punkt. Er bestritt, einen richtigen Rausch zu haben.

## 2

Wipf war einer der ersten Schweizer, die nach Deutschland flohen. Aber noch sass er, wie gesagt, in der Arrestzelle der Kaserne Luzern, und weil er seit einigen Tagen keinen Alkohol bekommen hatte, ging



es ihm schlecht. Am Abend des 4. August 1940 öffnete er das Fenster und den Laden und kletterte hinaus und wunderte sich vielleicht, wie einfach das war.

«Ich hatte auch die Absicht», sagte er später, «sofort wieder in das Arrestlokal zurückzukehren, da ich lediglich in der Cantine Bier trinken und Zigaretten kaufen wollte.» Keiner merkte etwas; Wipf trank, kaufte Zigaretten, machte sich auf den Rückweg in seine Zelle. Unterwegs verteilte er ein paar Zigaretten an andere Häftlinge, die ihn für einen freien Soldaten hielten und die Hände durchs Gitter streckten und ihn halt anbettelten. Wipf verteilte grosszügig und wurde dabei von einer Wache ertappt. Ihm fielen Ausreden ein, man liess ihn wieder gehen, aber der Wachoffizier rief ihm nach: «Ich werde die Sache noch prüfen.»

Prüfen hiess herausfinden, dass er aus der Zelle ausgebrochen war, und das wiederum bedeutete noch mehr Schwierigkeiten, eine höhere Gefängnisstrafe...

Jetzt besann er sich anders.

Doch, er kehrte in die Zelle zurück, aber nur, um von aussen in den Nebenraum einzubrechen, in die Bücherei, wo er eine Blechkassette fand. Er brach sie auf mit dem Bajonett, steckte die 25 Franken ein und floh, aus der Kaserne, aus Luzern, fuhr mit dem Nachtzug nach Zürich, wusste nicht wohin, trank in der Bahnhofsbeiz, schlief an der Limmat unten rasch ein mit dem Bier im Bauch.

Aber am nächsten Morgen war er nüchtern. Wohin jetzt? Zur Mutter – ausgeschlossen. Dort würden sie als erstes suchen. Nein, zur Mutter konnte er nicht; wo aber unterschlüpfen, wenn nicht bei ihr? Eglisau kam Wipf in den Sinn und die Frau dort, die er einmal hatte heiraten wollen. Er stieg in den Zug, kam in Eglisau an, stand auf dem Bahnhof herum, fand den Mut nicht, jene zu besuchen, die ja nur fast seine Braut gewesen war, vor langer Zeit; sie hatte sicher längst einen anderen.

«Erst in Eglisau», sagte Wipf später, «entschloss ich mich, schwarz über die Grenze nach Deutschland zu gehen. Politische Gründe haben mich nicht dazu bewogen.»

### 3

«Von Eglisau fuhr ich nach Hüntwangen. Von dort marschierte ich ausserhalb der Grenzkontrolle durch den Wald nach Herdern. Es mag 9.00 Uhr morgens gewesen sein, als ich die Grenze überschritt. Ich befand mich immer noch in der Uniform und habe auch das Bajonett mitgenommen.»

Wipf, auf deutschem Boden, wartete darauf, dass etwas geschah, hielt Ausschau nach einer deutschen Grenzstreife, blieb aber allein. Was tun? Er beschloss, sich auf irgendeinem Polizeiposten zu melden, das war das sicherste.

Ich werde sagen, dass ich mich verirrt habe und in Deutschland bleiben will, weil ich das Geschwätz der Juden nicht mehr ertragen konnte...

### 4

Die Gestapo hatte in jener Zeit erst wenig Erfahrung mit Schweizern, die ins Reich flüchteten. Es fehlten entsprechende Weisungen von oben, Direktiven für die Behandlung solcher Leute, die grundsätzlich – bis zum Beweis des Gegenteils – als unsichere Elemente galten. War ein Flüchtling wie Wipf wirklich ein Flüchtling und nicht doch ein britischer Agent zum Beispiel? Das musste festgestellt werden.

Zu diesem Zweck wurde Wipf nach Säckingen gebracht, ins Gefängnis. Während drei Tagen wurde er mehrmals verhört, befragt über seine Fluchtgründe, später über Militärisches.

«Sagen Sie uns etwas über die Grenzbefestigungen im ganzen Abschnitt Kaiserstuhl-Eglisau-Rheinau!»

Bei den Verhören ging es korrekt zu, die Gestapo war durchaus freundlich, und Wipf hätte keinen Grund gehabt, seine Kenntnisse über Grenzbefestigungen für sich zu behalten – nur hatte er keine. Einzig über die Bewaffnung seiner ehemaligen Einheit konnte er Angaben machen.

Wie zur Belohnung erhielt er Papier und Bleistift; er dürfe nach Hause schreiben. Das war grosszügig, aber es brachte Wipf in Verlegenheit. Wem schreiben? Eigentliche Freunde hatte er keine. Die Mutter, das war zu gefährlich, sicher wurde ihre Post kontrolliert.

Endlich kam ihm einer in den Sinn, Sepp Voser, eine Wirtshausbekanntschaft. Ja, warum nicht dem Voser schreiben, auch wenn der sich sicher wunderte über einen Brief von ihm.

«Salü Sepp!» schrieb Wipf. «Da ich in der Schweiz fast nie dazukam, dir zu schreiben, habe ich hier jetzt genug Zeit. Bin seit Sonntag hier und fühle mich gesund und munter. Ich habe bis jetzt noch keinen Hunger gelitten, wie man immer sagt bei Euch, dass nichts zu essen sei. Denke, ich bin jetzt noch in Schutzhaft und hatte schon Butter und Konfitüre. Also du siehst, dass das Geschwätz bei Euch nur blöde, unüberlegte Hetzerei ist, finanziert vom Juden. Ich werde nun Arbeit auf meinem Beruf erhalten, und kann dann auch für die Wehrmacht opfern. Du weisst ja, wie ich for Divisionsgericht kam, und ich habe jetzt Gelegenheit mich zu revanchieren. Jetzt verstosse ich gegen Gesetz, aber mit Freud und Interesse. Glaube mir, die Schweiz wird nochmal einsehen, dass Sie sich einer Grossmacht, die für eine soziale Sache kämpft, angliedern darf.. .Es ist nur schade, dass so viele von meinen Kollegen verheiratet sind, und nicht desertieren können. Jeder Schweizersoldat, sollte 10 Tage hier sein und dann selber urteilen, was für Unsinn bei Euch geredet wird...Sieg – Heil! Es grüsst Dich freundlich Kamerad Wipf.»

«10 Tage hier sein» hatte Wipf geschrieben; solange war er jetzt in Deutschland und in Schutzhaft. Man sagte ihm, er werde bald freigelassen, aber dann dauerte es wieder Tage, wieder hiess es, Sie werden bald entlassen.

Zu Hause, in der Schweiz, war der Brief angekommen bei Sepp Voser. Voser wunderte sich tatsächlich sehr, zeigte die seltsame Post seinen Eltern, die den Brief sofort auf dem Polizeiposten ablieferten und

versicherten, ihr Sohn habe mit Wipf schon seit Langem nichts mehr zu schaffen.

Die Polizei schickte der Bundesanwaltschaft eine Abschrift, und diese Kopie wurde in Wipfs Dossier gelegt, das damals noch dünn war und unspektakulär. Sieben Jahre später war es einen halben Meter dick.

## II

# Warum Rööslì das Vaterland nicht liebte

### 1

Ein anderer hiess Max Rööslì. 1940, als Wipf nach der Flucht in Schutzhaft sass, war Rööslì Musiksoldat bei der Schweizer Armee; ein 23jähriger Arbeitsloser, der Musikdirektor werden wollte und mit dem Geld einer Tante nach Bern zum Konservatorium fahren durfte, in Uniform, die Posaune im Rucksack. Rööslì liebte die Musik, Märsche vor allem, und er war für Hitler.

Ein doppelt gutes Jahr, dieses 1940, für Rööslì. Eben zum einen wegen dem Konservatorium, wo er eifrig lernte, zum anderen wegen Hitlers Erfolgen in Polen und Frankreich.

Rööslì las Noten, auch anspruchsvollere Werke, und er las das «Signal» und den «Völkischen Beobachter» und hatte das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen. Denn nach der Niederlage Frankreichs hielt die Schweiz, die Rööslì nicht liebte, nach allem, was sie ihm angetan hatte, den Atem an. An der Grenze herrschte gespannte Ruhe. Der deutsche Einmarsch wurde erwartet. Viele Schweizer hatten eine riesige Hand gesehen in den Wolken oben, ein Zeichen und Wunder, die St. Niklaus-Hand: Der Heilige – davon waren die, die es gesehen hatten, überzeugt – beschützte das Vaterland, das einen Heiligen nötig hatte. Einige versteckten ihre Tagebücher aus Angst vor der Gestapo, die vielleicht schon bald die Schränke durchsuchte in Winterthur, Genf oder Amriswil. Und die Frontisten, die Schweizer Nationalsozialisten, die man schon tot geglaubt hatte, marschierten wieder, frech und gefährlich, und wurden sogar eingeladen ins Bundeshaus, von Bundesrat Pilet-Golaz empfangen, vielleicht um-

worben. Schlecht sah es aus; so empfanden es die meisten Schweizer – nicht aber Rööfli.

Er kam mit dem Unterricht am Konservatorium gut voran und hatte ja schon immer auf Hitler gesetzt, erst recht seit dem Spanischen Bürgerkrieg. Die deutsche Kampftruppe «Legion Condor» hatte Rööfli damals Eindruck gemacht, die Zerstörung von Guernica, der Sieg über die Bolschewisten. Und dann hatte Hitler die Arbeitslosigkeit beseitigt, jedem Brot und Posten verschafft, und Rööfli, ohne Brot und ohne Posten, hatte die Entwicklungen in Deutschland von Gossau aus mitverfolgt und sich gewünscht, dass es hier so wird, wie es dort war.

«Wir befinden uns an einem Wendepunkt der Geschichte. Es geht um die Existenz der Schweiz!» sagte General Guisan auf dem Rütli zu den höheren Offizieren, die er um sich geschart hatte in dieser schlimmen Zeit, die für Rööfli eine glänzende war. Grad heute wieder hatte sein Lehrer ihn gelobt, er mache Fortschritte, sein Ansatz sei schon viel besser, sein Ton werde kräftiger.

Nein, die Existenz der Schweiz machte Rööfli kein Bauchweh. Auch in einer von Führer Hitler besetzten Schweiz würde es Musikdirektoren brauchen – wahrscheinlich würden sogar einige Posten schlagartig vakant werden...

## 2

Rööfli war gross, hager, hatte früh mit den Lungendrüsen Schwierigkeiten gehabt, war tuberkulös gewesen, hatte nicht immer genug zu essen bekommen als Kind. Sein Vater, ein Arbeiter, war jung gestorben, 1918, an jener furchtbaren Grippe nach dem Generalstreik.

Nach seinem Tod hatte die Familie kein Glück mehr. Die Mutter schlief tief in der Nacht über der Heimarbeit ein. Sie konnte arbeiten, so viel sie wollte, es reichte doch immer nur für das Nötigste. Und eines Tages kam sie ohne neuen Auftrag zurück. Man sagte Wirtschaftskrise und hörte, es gehe allen so.

Als Rösli sieben war, brachte die Mutter einen Mann mit, wohl in der Hoffnung, es komme dadurch wieder Geld ins Haus. Zum Röslibub sagte sie: «Doch, es ist ein guter Mann.» Sie irrte sich. Es war einer, der ihr ein uneheliches Kind anhängte, um danach zu verschwinden. Eine Zeitlang schickte er 40 Franken jeden Monat, dann kam nichts mehr. Wahrscheinlich hatte der Mann seine Arbeit verloren, wie hunderttausend andere damals in der Schweiz; wahrscheinlich ass er in der Suppenküche, lebte von einem Franken am Tag und hatte am nächsten keinen mehr.

In der Hauskasse der Rösli war Staub, und nun ging die Mutter den schweren Weg zur Gemeinde, zum Armenkommissär. Der hatte Vorwürfe parat, Sie sind doch gesund, Frau Rösli, und erst gestern hat wieder eine Armengenössige wie Sie eine Stelle gefunden, weil die eben gesucht hat, Frau Rösli, warum arbeiten Sie nicht?

Mutter Rösli nahm es sich selbst übel, dass sie keine Arbeit fand – dass es keine Arbeit gab, nirgends, konnte doch nicht sein! Es musste an ihr liegen, und wenn sie vom Armenkommissär zurückkam, nahm sie den Röslibub in die Arme und weinte. Der Bub wusste nicht recht warum und dachte, es könne nur wegen dem Armenkommissär sein, der die Mutter schikanierte.

Damals gab es noch keine Stimme aus Deutschland, die einen aufrichtete und Halt gab und erklärte, warum die Mutter weinte, warum kein Brot im Haus war, nämlich wegen den Juden, den Freimauernern, dem Liberalismus.

Als Rösli zwölf war, verdingte er sich bei einem Buchbinder, rührte Leim an, band Hefte, brachte etwas Geld heim, aber zu spät. Die Mutter war seltsam geworden, hysterisch, sagten die Nachbarn, und die Schwester hustete stark, Tuberkulose, munkelten wieder die Nachbarn in Gossau, dieser kleinen Stadt im Osten, wo die Rösli die Fecker waren, die im Winter nicht recht heizen konnten. Zur Be-

erdigung eines Schulkamerads gingen alle, nur Rööslı nicht, denn ihm fehlten Halbschuhe und eine Sonntagshose.

Wohl war ihm in der Arbeiterblasmusik unter Leuten, die auch keine guten Hosen hatten. Die Musik machte vergesslich, das Elend wurde fortgeblasen; man war ein Orchester und jeder, ob Paukenschläger, Trompeter oder Klarinettist, war schlecht dran, und wenn so viele Not litten, musste doch ein System dahinterstecken – so viele konnten doch nicht alle selbst daran schuld sein.

Rööslı wurde trotzdem nicht Sozialdemokrat.

### 3

In den frühen dreissiger Jahren wurde die Familie Rööslı unter Vormundschaft gestellt. Die Gossauer Armenbehörde «musste in die Familienverhältnisse eingreifen», wie die Behörde später schrieb. Frau Rööslı habe «für die Erziehung der Kinder keine Gewähr mehr» geboten, «indem diese krank und unzurechnungsfähig war».

Rööslı und seine Schwester wurden mit Tuberkulose in ein Sanatorium gebracht. Die Mutter kam in eine Anstalt, in die Spinnwinde, sagten die Nachbarn.

«Die Familie war von da ab aufgelöst», schrieb die Behörde.

Ein Onkel, der Gossauer Sternen-Wirt, wurde als Vormund eingesetzt, und Rööslı war 14 Jahre alt und nicht so schwer krank wie seine Schwester, die kurz darauf starb. Er kehrte gesund nach Gossau zurück, fast ein junger Mann schon, der sofort aufmuckte. Dem Vormund wollte er nicht gehorchen, der Vormund war nicht seine Familie, die vom Gemeinderat aufgelöst worden war – ein Verbrechen, fand der junge Rööslı. Ihm hatte man alles genommen. Er wäre mit der Mutter sehr gut ausgekommen, die Mutter war nicht krank; nur Lügen, wenn es jetzt hiess, sie sei irr.



Den Vormund beobachtete Rösli sehr genau. Einmal sah er ihn in seinem Protzwagen, ein junges Mädchen auf dem Nebensitz, das kutscherte er grossartig herum, ein Filou, sonst nichts. Ein Angeber mit onduliertem Haar – und stank nach Pomade. Ein schöner Vormund, und Rösli war sein Ziehbub, ein Fremder am Tisch. Die richtigen Kinder des Onkels wussten alles, Familie aufgelöst, Mutter in der Spinnwinde, und wenn Rösli ausfällig wurde, tuschelten sie gleich, dass er seiner Mutter nachschlage. Und immer musste er den Dreck machen, oder etwa nicht? – und das Dienstmädchen spielen.

Abends hörte man Radio, und eines Tages sprach da einer mit einer zuerst sanften, dann allmählich sich höher drehenden Stimme, die sich am Ende überschlug, weil man die Wahrheit herausschreien musste, fand Rösli, der aufmerksam zuhörte. Wirf die Knechtschaft ab! Erwache! Fort mit der Marionettenregierung des Juden!

Hier sprach einer aus, was Rösli empfand, Rösli, der geknechtet wurde vom Onkel, dem Vormund, der ein Filou war, eine Marionette des Gossauer Gemeinderats, der ein Verbrechen begangen, einen Dolchstoss geführt hatte gegen seine Familie, seine Heimat.

Die Stimme aus Deutschland sagte, wie es war. Und noch etwas anderes gefiel Rösli an dieser Stimme, ja es erregte ihn sogar auf eine Weise: das Gewaltige, Unerbittliche, das mitschwang – das Versprechen, Vergeltung zu üben, Schandtaten zu rächen und die Aufforderung, zu hoffen, dass der Tag komme.

Rösli begann zu hoffen.

#### 4

«Es wurde versucht, aus dem ganz verschlossenen und verstockten Jüngling einen rechtschaffenen Menschen zu machen», schrieb die

Armenbehörde später. «Er kam in eine Schreinerlehre nach Bronschhofen, wo er es kaum einige Wochen aushielt und dann aus der Lehre lief. Er betätigte sich dann in verschiedenen Stellen als Maurergehilfe, Packer, Hilfsarbeiter usw. Nachdem sich der Jüngling aber nicht gut aufführte, wurde derselbe durch die Amtsvormundschaft in die kantonale Knabenerziehungsanstalt verbracht.»

## 5

In der Knabenerziehungsanstalt waren viele, und 99 Prozent von ihnen flohen später nicht nach Deutschland, meldeten sich nicht zur Waffen-SS. Auch Rööslü standen noch alle Wege offen, obwohl es streng war in der Anstalt, Gleichschritt, Viererkolonne, Strafen. Es wurden Lehren angeboten, und wer gescheit war, wählte die kürzeste, denn nach der Lehre wurde man entlassen. Rööslü entschied sich für Korber, der Vormund war aber dagegen, weil er informiert war und wusste, dass Korber die kürzeste Ausbildung war, eine Scheinlehre. Die zweitkürzeste war Gemüsegärtner.

Rööslü lernte Gemüsegärtner.

Er war in der Anstalt befreundet mit dem Heggenschwiler, der etwas älter war und die Dinge sah, wie sie waren. Heggenschwiler sagte zu Rööslü: «Du bist arm, und deshalb bist du rechtlos, das ist halt so in der Schweiz.» Das hiess, dass ein Armer in einem anderen Land nicht rechtlos war, und andere Länder waren im Gespräch bei den Zöglingen. Einer, Widmer, war schon oft abgehauen; ins Ausland hatte er es zwar noch nie geschafft, aber bis Montreux. Widmer sagte, er werde bestimmt nicht ewig in diesem Loch bleiben, bald haue er ab, gehe in die Fremdenlegion, dann sei er nach fünf Jahren Franzose und könne sich eine Existenz aufbauen.

Abhauen – man sprach viel darüber. Heggenschwiler floh dann Jahre später fast gleichzeitig mit Rööslü, aber sie wussten nichts voneinander. Heggenschwiler fiel 1944 in Karelien, Finnland, in der Uniform der Waffen-SS.

Nach der Entlassung aus der Anstalt arbeitete Rööсли eine Zeitlang als Gemüseegärtner bei Blumen-Müller, aber Blumen-Müller war wetterfühlig, cholerisch bei Hitze, nervös bei Kälte, unerträglich bei jedem Wetter, so dass Rööсли bald davonzog. Er klopfte Fabriken ab – «Wenn du etwas findest, frag nicht, was es ist, nimm es», hiess es damals –, aber Rööсли fand nichts. Wenigstens volljährig war er jetzt, frei von der Vormundschaft durch den Onkel, aber auch vollkommen mittellos. Brot konnte er sich noch leisten, Butter schon nicht mehr. Ein paar Wochen später besass er noch 50 Rappen, das hiess noch fünf Mal dicke Suppe mit Brot in der Suppenküche des Caritasvereins.

Und was unternahm der Bundesrat gegen diese Not?

Rööсли fand, er presse noch das letzte Geld aus den Ärmsten, indem er zum Beispiel eine neue Steuer erhob auf Zigarettenpapier. Früher hatte das Papier 5 Rappen gekostet, jetzt 40, soviel wie der Tabak – eine Schande, denn manch ein Arbeitsloser musste jetzt auch noch aufs Rauchen verzichten.

Noch zehn Rappen hatte Rööсли, und er ass seine letzte Caritasuppe, und wie es weitergehen sollte, wusste er nicht. Schuld war der Bundesrat, der nur Maulaffen feilhielt, nicht führte, sondern lediglich verwaltete, sein eigenes Geld vor allem, argwöhnte Rööсли.

Dann hatte er keinen Rappen mehr und kam in Versuchung, bei der Gemeinde vorstellig zu werden, Armengeld zu beantragen – aber nein, niemals! In der Gemeindeverwaltung sassen seine Feinde, die Armenkommissäre und Vormundschaftskerle; vor denen wollte er nicht kriechen. Es musste etwas ganz anderes passieren, fand Rööсли. Die Schweiz musste erneuert werden, wie Italien, Spanien, Deutschland, einer musste aufräumen hier und Arbeit geben.

In Gossau hatte er einen schlechten Ruf. Rösli behauptete später, er habe in jener Zeit, vor dem Krieg, gehungert, habe verzweifelt Arbeit gesucht. Die Gossauer sahen es anders. In ihren Augen war er nichts als ein Plagöri und arbeitsscheu. «Der Bürgerrat», schrieb später das Polizeikommando Gossau, «hatte sich seinerzeit mit diesem Schlingel beinahe in jeder Sitzung zu befassen. Der fortwährend schlechten Aufführung des Rösli zufolge, liegen auf der Bürgerkanzlei eine ganze Anzahl Protokolle vor.» Es war bekannt, dass Rösli mit Fritz Käser verkehrte, und Käser war einer von denen, die nach Zürich fuhren, um dort zu singen «Wir sind die Vorhut / sind der erste Stoss! / Bald kommen hinter uns die Millionen / Der Frühling bricht in allen Ländern los / und keinen wird er schonen/Harus!» Die Gossauer Polizei hatte nichts gegen zackige Lieder, aber was der Käser und seine Fröntierkumpane sangen, waren Schwabenlieder, und hier in Gossau dachte man schweizerisch. Man war nicht für Kommunisten, und die Juden waren so eine Sache, aber mit denen wurde man selber fertig, dazu brauchte man die Schwaben nicht. Und wenn einer wie Käser sang, dass der Frühling keinen schonen werde, dann meinte er wohl nicht nur Kommunisten und Juden, sondern auch die Gossauer Polizei, die ständig Scherereien hatte mit ihm. Käser wurde sorgfältig überwacht, und wer ging bei ihm ein und aus – natürlich Rösli! Nun wurde auch der überwacht; man wusste, dass er neuerdings in einer Mansarde im alten Schulhaus wohnte, fand heraus, dass er früheren Logisgebern die Miete schuldig geblieben war und kam in einem Bericht zum Schluss: «Er ist allgemein als gleichgültiger und vor allem arbeitsscheuer Bursche bekannt. Er ist ein richtiger Hochstapler und Wichtigmacher. Überall hat er Schulden und kommt seinen Verpflichtungen in keiner Weise nach, was nach seiner Lebensweise auch nicht anderst möglich ist.»

1937 wurde Rööslü zur Rekrutenschule eingezogen. Auf einen Schlag besserte sich seine Lage sehr. Er bekam gut zu essen, besser als beim Caritasverein und reichlicher, er hatte gratis ein Dach über dem Kopf und bekam erst noch 70 Rappen Sold täglich. 13 Wochen lang führte er ein geordnetes Leben ohne die Sorge, wie er am nächsten Tag zu einer Mahlzeit kam. Am meisten freute ihn, dass man seinen Wunsch erfüllt und ihn dem Spielzug zugeteilt hatte, der Militärmusik. Im Schritt marschierte er, Tschinellen, Pauken, blies auf der Posaune den Fahnenmarsch, eine erhabene, drängende Musik, die einem gut tat.

Rööslü konnte sich bald vorstellen, für immer im Militär zu bleiben. Er sah nur Vorteile. Instruktionsoffizier wollte er werden, denn der Lohn war gut, das Ansehen hoch, und es war ein sicherer, krisenfester Beruf.

Er meldete sich bei seinem Kommandanten, bat, die Unteroffiziersschule machen zu dürfen, und der Kommandant war einverstanden, sagte, er werde das Gesuch weiterleiten.

Aber die Wochen vergingen, und Rööslü bekam keinen Bescheid. Erst am Tag vor seiner Entlassung aus der Rekrutenschule hiess es, man habe leider schon zuviele Bewerbungen, habe seine nicht berücksichtigen können.

Warum konnte nicht einmal, ein einziges Mal nur etwas gelingen? Rööslü wurde entlassen, aus der Kaserne hinausgeworfen – so empfand er es –, aber wenigstens kannte er den Grund: Gossau. Gossau hatte ihn schlecht gemacht beim Kommandanten; wer sonst?

Daheim sprach Rööslü auf dem Kreiskommando vor. Er bitte darum, ihm offen zu sagen, warum man ihn die Unteroffiziersschule nicht machen lasse. Der Kreiskommandant wusste von einer solchen Bewerbung nichts; er habe nie eine erhalten.

Es war also die Bewerbung gar nicht weitergeleitet worden vom Kommandanten der Rekrutenschule. Zweifellos deshalb nicht, weil der Kommandant Erkundigungen einzogen hatte beim Bürgerrat von

Gossau; Vormund, Gemeindeschreiber, Gemeindspräsident hatten daraufhin – Rööslü war überzeugt – einen schlechten Bericht über ihn verfasst, hatten ihn verleumdet, angeschwärzt, Halunke, Tagedieb, Arbeitsscheuer, vernichten wollten sie ihn, seit jeher.

So musste es gewesen sein, und so war das in der Schweiz! Das Pack schadete einem, wo es nur konnte. Und nie würde das ein Ende nehmen. Rööslü wäre der beste Instruktionsoffizier geworden. Aber lieber nahm die Schweizer Armee Juden und Kommunisten als einen, der einmal in der Knabenerziehungsanstalt hatte sein müssen. So war das Vaterland!

Aber eines wusste Rööslü: Wenn der Tag kam, würde er es ihnen heimzahlen, doppelt und dreifach!

### III

## Wipfs Angst

#### 1

Säckingen, Sommer 1940. Eugen Wipf wurde aus der Schutzhaft entlassen. Es war jetzt offenbar alles überprüft; man sagte ihm, er könne in Deutschland bleiben. Zwei Gestapomänner begleiteten ihn zu einem Wagen der Wehrmacht. Wipf wurde eine Strecke über Land gefahren nach Stuttgart. Vor einem grossen Gebäude lud ihn der Fahrer einfach aus; auf Wipfs Frage, wo er hier sei und was er jetzt tun müsse, sagte der Fahrer, reingehen und anmelden. Wipf tat das, wurde in ein Büro geführt, zum Schreibtisch, hinter dem ein Mann sass, der Wichtigeres zu tun hatte, offenbar, denn er sagte zu dem, der Wipf hereingebracht hatte, was soll ich mit dem? Wipf wurde von Büro zu Büro geschoben, endlich in das eines höheren Gestapobeamten, der informiert war, Wipf mit Namen kannte und ihn, den Dahergelaufenen, spontan – so schien es Wipf – einlud zu sich nach Hause; er könne im Gastzimmer schlafen heute Nacht. Wipf war sprachlos. Gestern noch im Gefängnis und heute Gast eines ganz zweifellos höheren Beamten, denn dessen Büro war grösser und reicher ausgestattet als all die anderen, die Wipf bisher gesehen hatte.

Später, am Abend, wurde Wipf zu Tisch gebeten, ass im Kreis der Familie, war wortkarg, denn er konnte es einfach nicht recht glauben. Nach dem Essen, das ausgezeichnet gewesen war, sagte der Hausherr zu seiner Frau, den Kaffee trinke er mit dem Gast im Arbeitszimmer, du entschuldigst, und er führte Wipf in dieses Zimmer, bat ihn, sich zu setzen und plauderte über dieses, jenes, schliesslich auch über die Schweizer Armee und fragte, wie er, Wipf, über England denke und ob es seiner Meinung nach nicht schade sei, dass England, als germa-

nisches Land, einen sinnlosen Kampf gegen das germanische Deutschland fortsetze. Und andere solche Fragen stellte der Hausherr, Fragen, die Wipf überforderten, denn er hatte keine Meinung zu England, wollte es sich aber nicht anmerken lassen und sagte deshalb dummes Zeug – das merkte er selbst. Seltsamerweise schien aber der Hausherr es nicht zu merken, er sagte Ja da haben Sie ganz recht, so muss man das sehen, das ist wahr, und je schwammiger Wipf antwortete, desto gelöster wirkte der Hausherr. Der Grund dafür blieb Wipf verborgen, er wusste nicht, dass der Hausherr ihn sicherheitshalber für einen Agenten gehalten und nun durch geschickte Fragen herausgefunden hatte, dass er keiner war, sondern nur ein Schweizer, klug aber recht einfach, der in Deutschland sein Glück machen beziehungsweise einer längeren Haftstrafe in der Schweiz entgehen wollte.

Trotzdem – der Hausherr bewahrte sich einen gesunden Rest Misstrauen.

Anderntags sagte er zu Wipf, er habe ihm fürs erste ein Zimmer organisiert im Hotel Posthörnle.

Dort logierte Wipf eine ganze Woche wie der Kaiser von China, könnte man sagen, denn er musste nichts bezahlen für das Zimmer, auch nichts für die Mahlzeiten und für das Bier, das er natürlich zu sich nahm. Täglich bekam er Besuch von Gestapobeamten, die einfach plauderten mit ihm und ihm im Geplauder Fragen stellten, die sie zum Teil gestern schon gestellt hatten; Wipf antwortete, wie er gestern schon geantwortet hatte. Er spürte natürlich, dass sie etwas herausbekommen wollten, wusste aber nicht was, und redete immer schlechter über die Schweiz, über die verjudete Presse dort, die aber von Hundertausenden nicht mehr gelesen werde, Hunderttausende, nein die Mehrheit der Schweizer empfinde deutsch und verlange den Anschluss. Vielleicht war es das, was die Gestapo hören wollte. Jedenfalls schenkte einer der Beamten ihm am Ende der Woche Zigaretten und sagte, es sei alles in Ordnung, er dürfe in Deutschland blei-



ben, so lang er wolle. Er bekomme einen Fremdenpass, dürfe aber Stuttgart nicht verlassen und müsse sich alle drei Tage bei der Gestapo melden. Man werde ihm eine Arbeit besorgen.

Arbeit war nicht gerade das, was Wipf sich wünschte, Arbeit hatte er auch in der Schweiz gehabt. Aber man musste es nehmen, wie es kam – und natürlich brauchte man auch hier Geld, wenn man einmal lustig sein wollte in der Wirtschaft.

Wipf bekam ein Zimmer zugewiesen im «Haus Vaterland», einem Heim für deutsche Junggesellen, jedenfalls hatte hier keiner eine Frau. Tagsüber arbeitete er für 87 Reichspfennige die Stunde in einem Heizungs- und Installationsgeschäft; abends gewann er im «Haus Vaterland» Freunde, Leute, die wie er gern in die Wirtshäuser zogen. «Wir hatten gesellige Abende», sagte Wipf später, «und meine Bekannten streckten mir Geld vor, damit ich die Zeche bezahlen konnte.»

Wipf lernte, dass er überall auf der Welt immer mehr trinken würde, als er bezahlen konnte, zumal er stets die ganze Welt zum Mittrinken aufforderte, Runden spendierte.

«Anfangs November wurde ich unter dem Vorwand, ich hätte Schulden gemacht, verhaftet und in das Gefängnis an der Büchsenstrasse verbracht.»

## 2

In der Büchsenstrasse änderte Wipf seine Meinung über das Dritte Reich. Die Gestapo schenkte keine Zigaretten mehr, und Wipf wurde nicht mehr gefragt, sondern angeschrien.

Warum sind Sie ins Reich geflüchtet!

In wessen Dienst stehen Sie!

Wie heissen Sie wirklich!

Wipf sagte, er heisse wirklich Wipf, stehe in keinem Dienst, wurde angebrüllt, wie heissen Sie wirklich! Halten Sie uns für dumm! Sie haben sich unter falschem Namen ins Reich geschlichen! Nein, sagte Wipf, nein. Was ist ihr Auftrag! brüllten die Männer, und dann zogen

zwei von ihnen Knüppel hervor und schlugen gezielt auf die Augen, die Ohren, die Lippen, Blut spritzte, und der dritte Beamte rief, wie heissen Sie wirklich!

So ging das fünfTage lang.

Was ist Ihr Auftrag!

Wipf war blind, die Augen zugeschwollen, die Lippen gespalten, er lallte, er habe keinen Auftrag, wirklich, keinen Auftrag, denn er wusste, wenn er etwas zugab, etwas hinlog, würde man ihn henken als Spion, dann lieber Schläge ertragen.

Am sechsten Tag wurde er wieder geholt, und er schluchzte, bat um Gnade, wurde aber nicht in den Schmerzraum geführt, sondern hinaus ans Tor; er sei entlassen.

Vielleicht schien die Sonne, Vögel zwitscherten, Wipf stand vor dem Gefängnis, unschlüssig, wohin er gehen sollte, hatte schlimme Kopfschmerzen von den Schlägen, sah Kinder, die einen Ball über das Trottoir trieben und empfand, vielleicht, grosse Angst, Angst vor der Unberechenbarkeit der Gestapo, die einen verhaftete ohne Grund, fünfTage lang schlug ohne Grund und am sechsten plötzlich freiliess, als sei nichts gewesen.

Wipf ging ein paar Schritte; er wurde angestarrt. Sicher bot er einen furchtbaren Anblick, blaugeschlagen, man wich ihm aus. Die Cafés waren geöffnet, die Leute tranken Limonade, manche lachten miteinander, natürlich, warum nicht, aber Wipf kam es unwirklich vor.

Nach zwei Wochen arbeitete er wieder, auf Befehl der Gestapo, schweisste Behälter zusammen bei der Firma Wetzell und war sehr still. Wenn irgendwo eine Tür aufging, schaute er ängstlich hin, ob es die Gestapo war. Er hatte das Gefühl, nichts mehr zu sein und fürchtete, die Gestapo werde ihn töten; kein Hahn würde danach krähen. Aber Schweizer war er noch, das bekam jetzt einen Wert, und im Dezember 1940 nahm er allen Mut zusammen und tat, was ihm die Gestapo bei schwerer Strafe verboten hatte: Er flüchtete aufs Schweizer Konsulat in Stuttgart.

Ein Dr. Ernst Mörgeli war damals Mitarbeiter des Schweizer Konsuls, und dieser Mörgeli empfing den Landsmann Wipf, der bleich war und vor Schmerzen nicht ruhig auf dem Stuhl sitzen konnte und sagte, die Gestapo drohe ihm mit dem Konzentrationslager. Er werde aber auch von ehemaligen deutschen Freunden bedroht, bei denen er Schulden gemacht habe. Schulden habe er auch bei der Gestapo. «Die Kosten des Aufenthalts im Hotel Posthörnle, welche mich die Gestapo nun auch bezahlen lassen will unter dem Vorwand, ich hätte ja nicht für sie gearbeitet», sagte Wipf. «Ich wünsche nach Bezahlung meiner Schulden nach Hause zurückzukehren. Ich fürchte aber, dass mich die Gestapo nicht gehen lassen will. Die Gestapo hat mir gedroht, bei einem Fluchtversuch sei ich tot!»

Wipf wiederholte, er wollte unbedingt in die Schweiz zurück.

Einige Menschen wären nicht durch seine Hand gestorben, später im Konzentrationslager Hinzert, wenn Ernst Mörgeli etwas für Wipf hätte tun können, ihm einen Sichtvermerk zur Ausreise verschaffen zum Beispiel. Aber Mörgeli und das Schweizer Konsulat waren in solchen Fällen ziemlich machtlos; die Deutschen liessen ungern Schweizer, die zu ihnen geflüchtet waren, wieder laufen. Mörgeli versprach Wipf, das Mögliche zu tun und riet ihm, jetzt wieder an die Arbeit zurückzugehen, er werde dann hören vom Konsulat.

Nachdem Wipf sichtlich enttäuscht sein Büro verlassen hatte, sprach Mörgeli mit dem Konsul Suter, bat ihn, für Wipf bei den deutschen Behörden einen Sichtvermerk zu erwirken, vielleicht bat er sogar dringend darum, denn Wipfs Schicksal musste ihn berühren – Mörgeli war Spion. Er musste damit rechnen, verhaftet und von der Gestapo behandelt zu werden wie jener Wipf.

(Zwei Jahre später geschah es tatsächlich: Er wurde enttarnt – und dann weitaus schlimmer misshandelt als Wipf. Mörgeli überlebte; er wurde später Pressesprecher des Militärdepartements, zu einer Zeit,

als Wipf schon tot war und bekannt als grösster Schweizer  
Kriegsverbrecher.)

#### 4

Im Dezember 1940 stand Wipf unter ständiger Aufsicht durch die Gestapo. Irgendein Beamter, den er nie gesehen hatte, der für ihn zuständig war beziehungsweise für die Akte Wipf, hatte in dieser Akte gelesen, dass Wipf einmal Schmiedegeselle gewesen war. Jedenfalls hiess es eines Tages, er, Wipf, habe sich bei einem Schmied zu melden zur Arbeit. Also legte Wipf das Schweissgerät hin und nahm den Hammer. Der Meister war sehr zufrieden mit ihm, denn Wipf war fleissig und zuverlässig, andernfalls hätte die Gestapo ihn geholt. Nur abends, nach Arbeitsschluss, fühlte er sich ein wenig freier, in den Wirtshäusern; auch dort mochte die Gestapo Spitzel haben, aber nach ein paar Flaschen war es Wipf egal, egal bis zur Zechprellerei.

Im Januar 1941 wurde er deswegen erneut verhaftet. Jedesmal, wenn im Gefängnis die Schlüssel klirrten, zog Wipf die Beine an, denn sie mussten kommen, die Schläge. Er konnte nicht wissen, dass gerade sein wiederholtes Saufen ihn bei der Gestapo in gewisser Hinsicht besserstellte. Man hielt ihn jetzt nicht mehr für einen Agenten, der sich als haltloser Säufer tarnte, sondern war zur Überzeugung gekommen, dass er nur Säufer war, Asozialer. Es wurde eine Gerichtsverhandlung angesetzt.

Von diesem Gerichtstermin erfuhr der Schweizer Konsul Suter, und er schrieb an die Kriminalpolizei Stuttgart und fragte, «ob ein Vertreter des Konsulats an der Hauptverhandlung gegen Wipf teilnehmen könne». Gleichzeitig informierte Suter die Bundesanwaltschaft in Bern: «Die seinerzeitigen Verhöre betrafen auch nach Aussagen des Wipf gar nicht etwa Betrügereien, sondern Spionageverdacht.» Suter argwöhnte, Wipf sei vielleicht tatsächlich ein Spion – und Argwohn war das Gefühl jener Zeit – ein Spion für die Deutschen.

Irgendjemand, im Konsulat oder in der Bundesanwaltschaft, hatte das Gerücht in die Welt gesetzt, Wipf könnte den Deutschen Pläne übergeben haben, Pläne des Militärflughafens Dübendorf. Suter wäre also bei der Verhandlung gern dabeigewesen um zu erfahren, was – eventuell – Wipf den Deutschen verraten hatte.

Er wurde aber zur Verhandlung nicht zugelassen. Sie verlief auch ganz unspektakulär, drei Monate Gefängnis wegen Zechprellerei, 12 Wochen, die Wipf im Stuttgarter Gefängnis abhockte. Er wurde nicht geschlagen, nur das Essen war ungeniessbar. Nachher arbeitete er wieder bei jenem Schmied, und nach Arbeitsschluss trank er und muss eines Tages im Suff etwas gesagt haben, irgendetwas gegen Deutschland, oder vielleicht rief er auch nur: In der Schweiz wäre ich besser dran! Oder: In der Schweiz ist das Bier nicht so bitter! Jedenfalls sagte er in einem Wirtshaus etwas, das einen Denunzianten hellhörig machte.

Am nächsten Tag wurde er von der Arbeit weg wieder verhaftet. Im Verhör warf man ihm vor, etwas gegen das Reich gesagt zu haben. Wipf stritt es ab, auch habe er keinen richtigen Rausch gehabt, wie man behauptete.

Dieses Verhör war kurz, die Aktenlage klar, die Gestapo müde, was Wipf betraf. Er komme jetzt ins Schutzlager Welzheim, sagte man ihm.

Und Welzheim war kein Gefängnis. Es war, könnte man sagen, der Wartsaal des Konzentrationslagers.

## IV

# Der Retter der Schweiz

### 1

Wipf wurde nach Welzheim gebracht im Juni 1941. Am 10. dieses Monats klingelte weit weg von Welzheim, in Küsnacht bei Zürich, das Telefon, nachts um 2.50 Uhr, bei einem Wachtmeister Benz. Am Apparat war sein Kollege Oetiker von der Polizeistation I, sagte, komm sofort auf den Posten, das Kommando in Zürich hat angerufen, da ist etwas los, nein, er, Oetiker, wisse nicht was genau.

Eine Viertelstunde später sass Wachtmeister Benz an seinem Schreibtisch. Kollege Fretz von der Polizeikaserne überbrachte ihm den besagten Auftrag, den Befehl, es sei punkt 5.30 Uhr bei einem gewissen Büeler Heinrich, Rechtsanwalt, wohnhaft Schiedhaldenstrasse 41, eine Hausdurchsuchung vorzunehmen wegen dringenden Verdachts «der Widerhandlung gegen den Bundesratsbeschluss betr. Massnahmen gegen staatsgefährliche Umtriebe und zum Schutz der Demokratie vom 5.12.1938».

Im Morgengrauen rückten Benz, Oetiker und Fretz aus. Pünktlich um halb sechs waren sie an der Schiedhaldenstrasse, läuteten und läuteten nochmals. Weil nach einer Weile, die ihrer Meinung nach genügte, um wach zu werden und aus dem Bett zu steigen, immer noch keiner aufmachte, klopfen sie mit den Fäusten an die Tür. Sie wären befugt gewesen, die Tür aufzubrechen, aber dann war es nicht mehr nötig. Ein Mann erschien, im Morgenmantel, die Brille schief, und Benz fragte der Ordnung halber – denn er kannte Büeler natürlich vom Sehen –, sind Sie Heinrich Büeler? Der Mann sagte, ja, der bin ich, und nun entfaltete Benz den Hausdurchsuchungs- und den Haft-

befehl und gab sie Büeler zu lesen; Benz wollte alles korrekt machen, bei einem Rechtsanwalt.

Daraufhin bat Büeler ihn und Oetiker und Fretz herein.

«Sie werden hier nichts finden», sagte Büeler. «Ich bewahre keinerlei Schriftstücke in meinem Haus auf. Was ich an Schriftsachen besitze, befindet sich in meinem Büro in Zürich.»

Wachtmeister Benz nahm es zur Kenntnis, aber glauben wollte er es erst, wenn er alle Räume durchsucht hatte. «Sämtliche Behältnisse», schrieb er kurz darauf in seinem Bericht, «die sich in diesen Räumlichkeiten befanden, wurden einer eingehenden Durchsuchung unterzogen. Irgendwelches belastende Material konnte durch diese Haussuchung nicht gefunden werden. In der Tat wurden Briefschaften etc., die sich auf Büeler beziehen, nicht gefunden. Irgendwelche Schriftstücke, die auf die politische Tätigkeit des Büeler Bezug haben, wurden nicht gefunden, ebensowenig nationalsozialistisches Propagandamaterial. An Waffen wurde sein Dienstkarabiner mit der dazugehörigen Munition gefunden. Eine Schreibmaschine befindet sich im Hause Büeler nicht.»

Und nun die Verhaftung. Büeler leistete keinen Widerstand, auch nicht verbal. Er wirkte ruhig, wie einer, der vorbereitet war, seit Langem.

Es war frühsummerlich lau; ein milder Tag, an dem Büelers Leben eine andere Richtung einschlug, vorbei an Karriere, Ansehen, Wohlstand, hin zu Flucht, Trennung, Krieg.

## 2

An jenem 10. Juni durchsuchte die Polizei in 17 Kantonen 260 Häuser und nahm 131 Personen fest, Personen wie Büeler, führende Schweizer Nationalsozialisten, denen Wühlerei gegen Demokratie und Eidgenossenschaft, Landesverrat, Tätigkeit in illegalen politischen Organisationen vorgeworfen wurde. Es war der letzte, der vernichtende Schlag gegen die Reste einer Bewegung, die einst, 1933, nach Hitlers Machtübernahme, mit grossem Schwung und zahlrei-

chen Anhängern in die sogenannte Neue Zeit marschiert war. Überall im Land entstanden damals Gruppen und Grüppchen, die sich an Hitler ein Vorbild nahmen, und sie redeten vom «ewigen Blutstrom des Volkes» und davon, dass der Tag kommen werde, «wo diejenigen, die heute auf ihren Stühlen sitzen bleiben und den neuen Kräften den Platz versperren, zur Verantwortung gezogen werden.» Es waren Männer, fast nur Männer, Bauern, Handwerker, Ärzte, Studenten, die von der Schweiz, wie sie war, nicht viel hielten; sie sei verknöchert, zaghaf, krebse zurück in die Vergangenheit, anstatt teilzunehmen an der grossartigen Zukunft Europas. Die Schweizer seien in Wahrheit Deutsche, sagten einige, andere erklärten den Antisemitismus für urschweizerisch, schon an der Tagsatzung zu Baden 1695 habe man «den verfluchten Judenschwarm eine rechte Pestilenz in unserm Lande» genannt. Schweizer Journalisten besichtigten die ersten Konzentrationslager und fanden, es seien zwar keine Ferienlager, aber ein solches hätten Kommunisten auch nicht verdient. Wer recht schweizerisch dachte, trat der «Nationalen Front» bei und las im «Eisernen Besen» – denn eisern war man gestimmt –, dass die jüdischen Warenhäuser den Schweizer Kleingewerbler ausrotten wollten, dass in Zürich die rote Pest wüte, denn Pestilenz wütete allerorts, im Bundesrat, in der Kunst, Pest nagte am schweizerischen Volkskörper. «Wach auf, Schweizervolk!» denn in den Augen jener Erneuerer schien es die Zukunft zu verdösen; und man marschierte, in Zürich, in Bern, die Banner flatterten, junge Männer schmetterten Kampflieder, «Wir sind die Träger neuer, bess'rer Zeiten!» – die neue Zeit!, die neue Zeit!, der Frontenfrühling. Jung, kräftig, frisch wirkten diese Marschkolonnen, muffig, alt, zahnlos der Freisinn und die anderen demokratischen Parteien, abgewirtschaftet. Ein Schweizer Führer meldete sich, Rolf Henne, und mit ihm «neue Männer, neue Wege, neue Ziele», und bei den Ständeratswahlen in Schaffhausen 1933 wählten 27 Prozent dieses energisch Neue. Arbeitslose sagten, der Bundesrat regiert nicht, es braucht eine starke Hand, man sieht es ja an Deutschland; Studenten sagten, macht Platz, ihr Alten, für uns Junge, denn uns gehört die Welt, Harus! Einer dieser Alten, Bundesrat Rudolf



Minger, damals Vorsteher des Militärdepartements, zollte den Neuen Respekt, sagte 1934: «Die Jugend, die heute nach Erneuerung der Lebensformen streben muss, die stark im Glauben und stark in ihrer Opferbereitschaft für die Heimat zum Aufbruch drängt, ist die Substanz der Fronten.»

Die Schweiz erzitterte ein wenig unter dem forschenden Ansturm, das Gebälk, fanden viele, war ohnehin morsch.

«Fürchte dich nicht, Jud Simon. Arbeite weiter. Noch ist ja unsere Zeit noch nicht ganz angerückt. Dann aber nimm dich in Acht!»

Aber der Frontenfrühling war ein Aufbruch in den Herbst, die Zeit, die kommen sollte, rückte mit jedem Jahr in weitere Ferne. Schuld war ausgerechnet Hitler. Schweizer, die 1933 noch für die «Nationale Front» gestimmt hatten, waren 1935 schon misstrauischer, denn man hörte, dass unter Hitler neuerdings nicht nur Juden und Kommunisten ins KZ kamen, sondern auch Konservative und Christen, Arbeitslose und Studenten. Und wer eigentlich, begann man sich zu fragen, finanzierte die Schweizer Frontisten? Der Freisinn und die Wirtschaft hatten sich nach einer kurzen Liaison, Listenverbindung mit der «Nationalen Front» 1932, nach einer Wahlniederlage in Zürich, von den Frönlern abgewandt. Steckte also Deutschland den Fronten Geld zu, Verrätersold? Gerüchte zirkulierten, Beweise tauchten auf. Jedenfalls gaben in den kommenden Jahren immer weniger ihre Stimme der «Nationalen Front», und als Hitler 1938 Österreich annektierte, kam der Aufbruch von 1933 ganz zum Stillstand – Frontenwinter. Fast alle Schweizer und Schweizerinnen fühlten sich jetzt von Deutschland bedroht, also auch von den Frönlern, die an Hitlers Fäden hingen, davon war man überzeugt. Hitlerfreunde, Schwabensöldner; den Frönlern gingen die Anhänger aus. Die wenigen aber, die noch zu ihrer Überzeugung standen, trafen sich in Wirtshausssälen und redeten sich gegenseitig ein, das Volk draussen verstehe sie nicht, sei noch zu unreif für die Erneuerung, müsse ins Glück geführt werden, ob es ihm passe oder nicht. Man hatte versucht, demokratisch, durch Wah-

len, Volksabstimmungen, an die Macht zu kommen, war gescheitert, vollkommen, und setzte jetzt auf Hitler, auf die deutsche Wehrmacht, auf Gewalt.

Und dann, 1940, als Hitler ganz Europa beherrschte, war Tauwetter im Frontenwinter, es wurde wärmer, sogar heiss. Eine neue Partei, die «Nationale Bewegung der Schweiz», kam hervor aus den Hinterstuben, und diese Partei wollte jetzt eine Rolle spielen in der Schweiz und piffte auf Rückhalt beim Volk, den sie ohnehin nicht hatte. Diese Partei meinte, sie habe den mächtigsten Freund der Welt, Führer Hitler, und sie sah, wie ratlos und schwach der Bundesrat war in diesem Hitlereuropa. Bundespräsident Pilet-Golaz sagte in seiner berühmten, angstvollen und anbiedernden Rede nach der Kapitulation Frankreichs, er spüre «eine grosse Erleichterung», und er redete vom Rhythmus der neuen Zeit, der man sich anpassen müsse, und viele Schweizerinnen und Schweizer fanden es jetzt befremdlich, dass ihr Bundespräsident ein Hitlerschnäuzchen trug. Die Partei aber, von der oben die Rede war, stellte sich hinter Pilet-Golaz, forderte Anpassung, wenn nicht Angliederung ans Dritte Reich, und ihre Führer wurden vom Bundespräsidenten offiziell empfangen, nach so vielen Jahren der Bedeutungslosigkeit. Das bestärkte die Partei im Glauben, jetzt, unter Hitlers Schild sei ihre Stunde gekommen, ein Irrtum, wie sich bald herausstellte. Nahezu siegestrunken und seltsamerweise in Expressbriefen stellte sie dem Bundesrat verschiedene ultimative Forderungen. Gleichzeitig erbat man sich bei der kommenden Machtübernahme Unterstützung durch das Auswärtige Amt in Berlin: Das Amt solle bitte unbedingt diplomatischen und militärischen Druck ausüben auf die Schweizer Regierung, dahingehend, dass die zwei vakant gewordenen Bundesratsitze besetzt werden müssen mit zwei führenden Mitgliedern der «Nationalen Bewegung».

Die Partei war im Taumel, ein Häufchen politisch Übermütiger, politisch Isolierter, trotz des Empfangs beim Bundespräsident; in der Isolation war, wie so oft, der Wunsch zur Wirklichkeit geworden – in der realen Wirklichkeit ging es um Industriegüter, Präzisionsmaschinen, Waffen, Lieferungen der Schweizer Wirtschaft. Ihnen und

nur ihnen mass Hitler Bedeutung zu. Das konnte die Partei nicht wissen, ihr fehlten Informationen, sie dachte idealistisch, war erstaunt, dass aus Berlin, vom Auswärtigen Amt, keine Antwort kam auf das Gesuch um Hilfe und fiel aus allen Wolken, als der Bundesrat, anstatt Stellung zu nehmen zu den ultimativen Forderungen, die Partei verbot. Sie wurde ganz einfach zur illegalen Organisation erklärt. Sie, die doch kurz vor der Machtübernahme stand! Jetzt musste der Führer eingreifen, das würde er sich nicht bieten lassen!

Aber nichts geschah, kein Einmarsch, um die Ehre der Schweizer Kameraden wiederherzustellen, sie zu befreien aus den Fängen des Liberalismus und der verjudeten Demokratie. Nichts, der Führer schwieg. Die Partei musste in den Untergrund, gründete Tarnorganisationen wie etwa die «Schweizer Sportschule», die vom Rechtsanwalt Dr. Heinrich Büeler geleitet wurde, bis man ihn verhaftete bei jener Razzia vom 10. Juni 1941. Fast alle Schweizer Nationalsozialisten kamen ins Gefängnis, und Führer Hitler schwieg.

Denn Führer Hitler hielt sie für Versager. Das konnten Büeler und die Gleichgesinnten nicht wissen, sie kannten nicht den Bericht des deutschen Sicherheitsdienstes vom Oktober 1940: «Stellungnahme zu den augenblicklichen Vorgängen innerhalb der schweizerischen Erneuerungsbewegungen. Die schweizerische Erneuerungsbewegung nationalsozialistischer Richtung hat seit ihren Anfängen an Spaltungen, persönlichen Zwistigkeiten und ideologischer Unsicherheit gelitten», las Führer Hitler. «Das zahlenmässige Gewicht der Bewegung ist viel zu klein und wird auch im entscheidenden Augenblick noch zu klein sein, um selbst mit dem mächtigen Auftrieb, den die Weltlage zweifellos bietet, eine politische Wendung zu erzwingen. Den Frönlern und ihrem Programm misstraut die Masse des Volkes, weil sie in ihnen Opportunisten erblickt, die sich auf die Verteilung des grossen Kuchens vorbereiten.»

Das waren schlechte Zensuren. Ein nationalsozialistischer Umsturz in der Schweiz hätte, aus Führer Hitlers Sicht, nur den Betrieb

gestört. Die Schweiz musste funktionieren, produzieren für das Dritte Reich; Stabilität, Sicherheit – das garantierte die derzeitige, wenn auch demokratische Regierung und niemand sonst.

### 3

Rechtsanwalt Büeler kam ins Bezirksgefängnis Zürich. Er kannte sich hier aus, hatte oft Klienten besucht – aber noch nie übernachtet.

Er schlief schlecht auf der Pritsche, Gedanken hielten ihn wach. Wie konnte die Schweiz ihn nur so missverstehen? Er hatte das Beste für sie gewollt, für seine Heimat, die er liebte; jetzt hiess es, Landesverrat habe er begangen.

Büeler war 40 Jahre alt, hatte zwei Töchter und war im Beruf vorwärtsgekommen, ein reputierter Anwalt. Seine Frau ging zu Liebhabern, aber das wusste nur die Bundespolizei, die ihn seit einiger Zeit observierte und daher auch seine Frau beschattete. Johanna, die Büeler liebte, und sie liebte ihn, daran änderte das andere nichts.

Büeler hätte mit seinem Leben zufrieden sein können, denn was ihm von seiner gesellschaftlichen Stellung her zustand, das hatte er. Er kam nirgends zu kurz, verkehrte in besseren Zürcher Kreisen, wo man seine Manieren, seine Belesenheit schätzte; ein Mann von Welt – geboren als Sohn eines wohlhabenden Vaters in Britisch Indien, aufgewachsen in kolonialem Milieu. Der Vater leitete die Niederlassung der Gebrüder Volkart, der Boy servierte Tee; der Bub, Büeler, machte früh die Erfahrung, dass es Unterschiede gab zwischen den Menschen: einige hatten, andere nicht. Schon als Kind beschäftigte ihn das, das und vieles andere, denn er war aufgeweckt, fühlte sich, kaum dass er lesen konnte, sehr zu Büchern hingezogen.

Mit sieben wurde er nach Winterthur geschickt, zu seinem Grossvater, der Vizepräsident der Gemeindearmenpflege war und bei sich zu

Hause oft «arme Volksgenossen» empfing, wie Büeler es später ausdrückte.

Warum waren diese Menschen arm, fragte sich der Bub, und er selber nicht? Waren sie nicht auch Schweizer wie er?

«Soldatentum und Sozialismus», schrieb Büeler später, «spielten bereits in meiner Jugend eine massgebliche Rolle.» Der Kleine verehrte Napoleon, Alexander den Grossen, Hindenburg und malte Aquarelle, Schlachtenbilder. 1914 wuchs ihm ein erster, kükenhafter Bart, und «mit allen Fasern meines jungen Lebens nahm ich an dem ungeheuren Völkerringen teil», dem Weltkrieg, der ihn zuerst faszinierte, dann – nach Verdun und dem sinnlosen Massensterben – nachdenklich stimmte. Der Junge kam zum Schluss, dass die «tapferen Soldaten beider Seiten» missbraucht wurden vom Imperialismus und unsoldatischen, unreinen Politikern.

«Hier schalteten sich bei mir sozialistische Ideen ein.»

Er las nun Bebel, Marx, Lassalle; 1920 wurde er Mitglied der Kommunistischen Jugend der Schweiz, war im Gymnasium «der beste Turner meiner Klasse» und suchend, immer suchend nach der Wurzel des sozialen Unrechts. Aber «je tiefer ich in die marxistische Literatur eindrang, desto weniger wohl fühlte ich mich dabei. Der Marxismus musste zur allgemeinen Nivellierung, zur Auslöschung des völkischen Lebens führen.» Der Klassenkampf, fand Büeler, zerisse das Volk, scheidet den Bauern vom Arzt, den Handwerker vom Fabrikanten, unsinnigerweise, denn sie waren doch alle Schweizer, von gleichem Blut.

Als Büeler dann in Hamburg studierte, hörte er zum ersten Mal vom nationalen Sozialismus und fand, wonach er so lange gesucht hatte: die ideale Verbindung von Volksgemeinschaft und sozialer Gerechtigkeit – wenigstens wurde das versprochen.

Büeler heiratete die Holländerin Johanna, eröffnete eine Kanzlei an der Zürcher Bahnhofstrasse, aber seine wahre Leidenschaft war nicht Johanna, nicht der Beruf als Anwalt, sondern die Politik, letztlich die Verbesserung des Menschen. Er trat der «Nationalen Front» bei, wurde eine Art Consiliere, Berater in allen Rechtsfragen. Zur Füh-

rung gehörte er nicht, er hielt sich abseits und war dennoch unentbehrlich, ein Vordenker auch, der zuweilen Vorträge hielt vor Gesinnungsfreunden, aber alle Bitten, er möge doch in den Parteivorstand eintreten, höflich ablehnte. Büeler war Idealist, wollte sich die reine Lehre bewahren, fürchtete, sie könnte unrein werden in der Alltagspolitik.

#### 4

Ich vermute, dass Büeler so dachte. Allgemein kann vieles nur vermutet werden, denn Büeler ist gestorben, hinterliess allerdings unzählige Briefe, Traktate, in denen er ein ums andere mal sich rechtfertigte, nach dem Krieg, ja bis in die achziger Jahre hinein, rechtfertigte, klarstellte: Er starb – so würde er es wahrscheinlich sehen – unverstanden.

#### 5

Einmal übernahm er dann doch ein Amt, leitete eine Zeitlang die «Nationale Jugend», die Jungmannschaft der «Nationalen Front». Er muss einen Hang, ein Talent zum Ausbilden gehabt haben, zum Lehren, denn später, während des Kriegs, übertrug man ihm immer wieder solche Aufgaben, Ausbildung, Training.

«Die Nationale Jugend erzieht ihre Mitglieder zu politischen Soldaten», stand in der Gründungsurkunde. «Nach genügender Ausbildung beginnt der Einsatz im Rahmen der Kampfformationen um die nationale Erneuerung der Schweiz.»

Der Bundespolizei war aufgefallen, dass Büeler oft nach Deutschland reiste. Man vermutete, dass er dort mit bedeutenden Regierungsmitgliedern zusammentraf, konspirierte.

Über die Jahre hatte die Bundespolizei das Netz um Büeler immer dichter gewoben, immer detailliertere Informationen verfangen sich darin. Dass Büeler beispielsweise am 27. Januar 1941 wieder ins Reich reisen wollte, wusste man schon fünf Tage vorher. Als er dann abreiste, wurde jeder Schritt registriert, jedenfalls bis zur Grenze, denn dort endete der Machtbereich der Bundespolizei.

Der Nachrichtendienst Zürich meldete, Büeler sei nachmittags überThayngen ausgereist. Im gleichen Coupé wie er sei ein Fräulein Roh, Käthe, gereist. Sofort forderte die Bundespolizei vom Polizeikorps Zürich einen Leumundsbericht an über Roh, Käthe. Ein paar Tage später lag er vor: «Dem Vernehmen nach sollen die Eltern der Genannten überzeugte Nazis sein, im Gegensatz zu ihrer Tochter, die vom Regime im Dritten Reich nichts wissen will.»

Was Büeler in Berlin trieb, blieb für die Bundespolizei zunächst im dunklen. Es war auch, könnte man sagen, halb so wild. Büeler dinierte nicht mit Heinrich Himmler, dem SS-Chef, und Hitler lernte er auch später nie persönlich kennen.

Befreundet war er allerdings mit einem SS-Obersturmbannführer, einem Luzerner und Arzt, Dr. Franz Riedweg, der in Berlin im SS-Hauptamt arbeitete und blendende Karriere gemacht hatte in Deutschland – er war der Schwiegersohn des ehemaligen Reichskriegsministers von Blomberg, und einmal, als ein Neider im SS-Hauptamt Riedwegs Entlassung aus der SS intrigant in die Wege leiten wollte, stellte Himmler persönlich sich vor Riedweg und sagte: «Ich denke gar nicht daran, Riedweg zu entlassen!» Riedweg hatte eine durchaus bedeutende Position, unteres Mittelfeld der Hitler-Hierarchie, und Büeler besuchte ihn oft, so auch im besagten Januar 1941. Die beiden Freunde hatten gemeinsame Sorgen, sprachen über das kürzlich erfolgte Verbot der «Nationalen Bewegung der Schweiz» durch den Bundesrat. Büeler wollte wissen, wie man in Berlin darüber dachte, und Riedweg sagte, jedenfalls schade es sehr der organischen Lösung.

Die «organische Lösung» muss an dieser Stelle erklärt werden, denn im Denken des Zürcher Rechtsanwalts Büeler und des Luzerner Obersturmbannführers Riedweg war sie die Lösung schlechthin für das Problem Schweiz. Organisch hiess, dass die Schweiz aus sich heraus, aus freiem Willen, allerdings unter Führung der Schweizer Nationalsozialisten, zum Deutschen Reich stiess, als selbständiger Staat, in engem Bündnis mit dem Reich: eine Partnerschaft, angesichts der Machtverhältnisse eine unter Führung Deutschlands.

Das war organisch, und dafür kämpften Büeler und Riedweg. Sie wollten verhindern, dass die Schweiz annektiert wurde, wollten sie sanft hinführen zum Reich. Ihr Traum war eine unblutige Machtübernahme durch Schweizer Nationalsozialisten, die Hitler dann gemeldet hätten, mein Führer, die Erneuerung der Schweiz ist abgeschlossen, das Land steht auf Ihrer Seite, möchte aber unabhängig bleiben. Und Führer Hitler hätte, in diesem Traum, gesagt, Schweizer Kameraden, mein Kompliment, ich garantiere vollständige Souveränität innerhalb des Germanischen Europa!

Aber wer in der Schweiz konnte jetzt, nach dem Verbot der «Nationalen Bewegung», diesen Traum verwirklichen? Riedweg, wie gesagt, war besorgt, erklärte Büeler, was dieser schon wusste, dass es nämlich Kräfte gebe innerhalb der NSDAP, die von der organischen Lösung nichts wissen, sondern die Schweiz militärisch besetzen, vassallenartig dem Reich einverleiben wollten. Diese Kräfte seien über das bundesrätliche Verbot geradezu froh. Sie rufen, sagte Riedweg vielleicht, da seht ihr's, die Schweizer Kameraden sind viel zu schwach, um einen Machtwechsel herbeizuführen, da muss die Wehrmacht ran!

Und Büeler und Riedweg kamen bei ihrem Treffen zum Schluss, dass jetzt unbedingt gehandelt werden müsse, zum Nutzen der Schweiz. Man musste den Deutschen beweisen, dass die Schweizer Kameraden trotz des Verbots noch aktiv waren, die Sache selbst in die Hand nehmen, das Problem organisch lösen konnten. Riedweg schlug Büeler vor, er solle doch ein paar hundert zuverlässige junge



Schweizer sammeln, sie schulen, nach soldatischen Gesichtspunkten, im Sinn der Waffen-SS. Das müsse illegal geschehen, getarnt vielleicht als Fechtschule, Sportschule.

Büeler war einverstanden. Ja, es musste eine Truppe aufgestellt werden, eine Task Force, wie man heute sagen würde, die notfalls einem deutschen Einmarsch zuvorkam durch einen Staatsstreich; ein erfolgreicher Staatsstreich, Verhaftung des Bundesrats, würde dann den Einmarsch überflüssig machen.

Das war die Logik.

Mit diesem Plan im Kopf kehrte Büeler am 6. Februar 1941 in die Schweiz zurück – im Kopf, wie gesagt: In seiner Aktentasche befand sich gar nichts Relevantes. Deshalb konnte die Grenzpolizei, die Büelers Gepäck durchsuchte, der Bundespolizei nur melden: «Während Herr Geyer die Briefschaften untersuchte, die alle rein privater und unverdächtig Natur waren, nahm Herr Drack in seiner Anwesenheit die Leibesvisitation vor. Hierbei kamen äusser einem kleinen Notizbuch, das u.a. eine Anzahl Adressen von Personen in Deutschland enthielt, eine Einladungskarte der Deutschen Gesandtschaft in Bern zu einem Essen am 30. Januar 1941 zum Vorschein.»

Als Herr Drack Büeler der Ordnung halber fragte, ob er bezüglich der Leibesvisitation irgendwelche Klagen habe, sagte der: «Nein. Ich weiss ja, dass Sie nur auf Geheiss einer anderen Seite gehandelt haben, die ich sehr genau kenne.»

## 6

Die offizielle Leitung der «Sportschule» übertrug Büeler einem Othmar Maag; er selbst blieb im Hintergrund, gab Anweisung, es müssten bis Juli dieses Jahres 300 Kämpfer rekrutiert sein. Geld werde Maag von deutschen Freunden bekommen.

Büeler blieb im Schatten, vielleicht, weil das seine Art war; andererseits war er ja nicht blind, musste doch merken, dass ihm Männer

zum Bahnhof folgten, als er zum Beispiel einmal nach Bern fahren wollte, und dass diese Männer dann aber nicht einstiegen in den Zug, sondern auf dem Perron hin und her gingen und manchmal unter der Hutkrempe hervor einen Blick warfen, ob Büeler noch auf seinem Platz sass. Und als er in Bern ankam, wo er sich übrigens mit Kyburz, einem führenden Mitglied der verbotenen «Nationalen Bewegung», treffen wollte, stand da wieder einer; mit der Zeit bekam Büeler ein Auge dafür. Im Restaurant «Zur Zytglogge» ass er mit Kyburz, und dann öffnete er seine Aktentasche und war darauf gefasst, dass der Herr am Nebentisch, der Herr, der so unbeteiligt dreinschaute, einen schärferen Blick bekommen würde, jetzt, wo er, Büeler, dem Kyburz ein Papier zuschob.

«Dann begab sich Büeler wieder zum Berner Bahnhof», wurde der Bundespolizei gemeldet, «von wo er im III Kl. Wagen No. 9610 um 15.12 abfuhr.»

## 7

Büeler rechnete damit, dass etwas geschehen würde, aber als es dann wirklich so war, verlor er die Fassung. Er war gescheit und gefühlig, sah oft Entwicklungen voraus und stellte sich geistig auf sie ein und wurde dann doch stets überrumpelt, wenn es wahr wurde.

So auch jetzt.

Die Anschuldigungen, die er vorausgesehen hatte, schienen ihm jetzt, im Zürcher Bezirksgefängnis, unhaltbar, ja absurd. Man warf ihm vor, die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft gefährdet zu haben, ausgerechnet ihm, der doch seiner Meinung nach gerade das Gegenteil im Sinn gehabt hatte.

Er schrieb einen Brief an den Untersuchungsrichter, Hauptmann Gloor, von Akademiker zu Akademiker.

«Ich habe mit soldatischer Gewissenhaftigkeit meinen Dienst bei der Mot.Mitr.Kp.6 gemacht.» Bei einer Grenzkompanie! Freiwillig

hatte er sich bei Ausbruch des Krieges gemeldet, freiwillig, denn er war wegen eines Fussleidens damals in der Rekrutenschule hilfsdienstpflichtig geschrieben, abgeschrieben worden – es hatte ihn sehr verletzt. Aber die Grenzkompanie! Er wäre doch als erster gefallen, bei einem deutschen Angriff!

Büeler, in der Untersuchungshaft, litt, denn man verstand ihn nicht. Man warf ihm Kontakte zu deutschen Regierungsstellen vor; natürlich hatte er die gehabt, in bescheidenem Mass, aber doch nicht, um die Schweiz zu gefährden. Im Gegenteil, um sie zu erhalten in Unabhängigkeit.

«Die Frage Schweiz», schrieb Büeler, «ist pendent und wahrscheinlich nur durch den Feldzug gegen Russland aufgeschoben.» Und je länger dieser Brief an Hauptmann Gloor wurde – und solche Briefe hatten bei Büeler immer eine Länge –, desto stärker wurde seine Überzeugung, dass er der Schweiz die Augen öffnen musste bezüglich der Gefahr, die ihr drohte von den nicht organisch denkenden Kräften innerhalb der NSDAP.

«Hier sage ich, dass wir die Unterstützung jener Kreise in Deutschland unbedingt nötig haben», schrieb Büeler aus seiner Zelle heraus, «die für eine organische Lösung sind, wobei wir unsere politische Selbständigkeit sowie die Integrität unseres Landes bewahren können.»

Büeler schrieb gegen eine Wand. Untersuchungsrichter Gloor antwortete nicht, war taub oder dumm, ja, politisch dumm – so sah es Büeler wahrscheinlich. «Es scheint mir», hatte Büeler geschrieben, erfolglos, «dass gerade meine Verhaftung mit dazu beiträgt, unsere Freunde in Deutschland ausserordentlich vor den Kopf zu stossen.»

Aber Untersuchungsrichter Gloor, die Bundespolizei, die Militärjustiz – sie hatten, im Gegensatz zu Büeler, keine Freunde in Deutschland. Sie waren, anders als Büeler, nicht davon überzeugt, dass der Anschluss an Deutschland unvermeidlich war und man nur noch die Wahl hatte zwischen organischer Lösung und gewaltsamer Besetzung. Sie hielten Büeler schlicht für einen Landesverräter, und Büeler hielt handkehrum sie für halsstarrig, und wenn man urteilen müsste, wer im Recht gewesen war, käme Büeler schlecht weg, nicht

Hauptsächlich, weil er Nationalsozialist gewesen war, sondern weil er in der «Schweizer Frage» Wunsch und Wirklichkeit vermischt hatte.

Er meinte tatsächlich, das Beste zu tun für sein Land, indem er etwa eine SS-artige Kampftruppe ausbilden liess; das schien ihm das Gebot der Stunde zu sein, aber es war nur das Gebot eines Nationalsozialisten, besser eines Heinrich Büeler, der vom Nationalsozialismus träumte, noch lange und über alle Wirklichkeit hinweg träumte. In seinem Traum schwebte die Lehre über den Niederungen – in Wirklichkeit taugte sie nicht zum Schweben und sank tiefer als alles bisher Dagewesene und Büeler mit ihr, ohne es je zu erkennen, wie man noch sehen wird.

# Eine verratene Liebe

## 1

Max Rööсли wurde nicht verhaftet im Sommer 1941, er war ja politisch nicht organisiert und zu unbedeutend. Er leistete Dienst, an der Grenze, und gehörte zu denen, die nicht die Mütze in die Luft warfen vor Freude, wenn es Urlaub gab. Denn er hatte, wenn man so will, nur die Armee, sie war sein Zuhause; Urlaube machten keinen Sinn für ihn, er hätte nicht gewusst wohin und wovon leben als Arbeitsloser ohne Zimmer und Ersparnes.

1939, vor dem Krieg, hatte es ganz anders ausgesehen für Rööсли, besser, so viel besser, dass man hätte denken können: Aus dem Rööсли wird doch noch etwas.

Es fing gleich nach der Rekrutenschule an. Rööсли hörte, dass die Apotheke in Gossau einen Hilfsburschen brauchte. Er zögerte zunächst, denn er hatte fürs Vorstellungsgespräch nichts Anständiges anzuziehen, und eine Apotheke legte wohl besonderen Wert auf saubere Erscheinung. Ein einziges Hemd besass er, und er wusch es, und nun kam das Problem mit dem Bügeln. Ein Eisen hatte er zwar, aber keinen Ofen, um es heiss zu machen. Rööсли überlegte, wie das Problem zu lösen sei, stellte endlich sechs Kerzen auf den Tisch, in zwei Reihen zu je drei und erwärmte darüber das Bügeleisen – eine langwierige Arbeit, und er musste höllisch aufpassen, dass kein Russ aufs Hemd kam. Um Zeit zu sparen, bügelte er nur die Aussenseite; man würde ja wohl kaum innen nachsehen, ob's Falten hatte.

Jedenfalls wurde er angenommen.

Er wischte Böden, holte Post, ging mit zerbrechlichsten Schalen und Schälchen, Töpfen und Töpfchen um und war stolz, in einer

Apotheke zu dienen, in der es natürlich feiner zu und her ging als in den Fabriken. Kurzum, Rööslü lief nicht – wie früher manchmal – nach ein paar Wochen wieder davon, sondern kam täglich und pünktlich, war fleissig, verdiente nicht übermässig, aber es reichte für richtiges Essen, ein zweites Hemd, anständige Schuhe. Auch ein neues Velo war in Sicht.

Dieser Aufschwung hatte zwei Auswirkungen, zum einen die politische, dass Rööslü Adolf Hitler zwar immer noch gern im Radio hörte, dessen Ziele aber nicht mehr so wichtig nahm wie auch schon. Denn er hatte – das war die andere Neuigkeit – ein Mädchen kennengelernt, Elisabeth; die Neugestaltung Europas war jetzt weniger dringend.

Es ging ihm gut, wahrscheinlich grad so gut, wie es ihm unter Hitler gegangen wäre, fand Rööslü und kämmte sich und machte sich auf zu Elisabeth...

...über deren Verhältnis mit ihm das Polizeikommando Gossau gut informiert war. Nach Rööslis Flucht schrieb es in einem Bericht: «Im Verlauf des Sommers 1939 machte er mit der bei ihren Eltern wohnhaften Schmucki Elisabeth, geb. 1920, Fabrikarbeiterin, Bekanntschaft. Ohne den Eltern des Mädchens nur ein Wort zu sagen, verlobten sich die Beiden am Tage vor der Mobilmachung im September 1939.»

Natürlich! Denn Rööslü meinte es ernst mit Elisabeth, dachte schon an Familie, hatte ja jetzt eine feste Arbeit, aber Krieg lag in der Luft. Am Tag vor der Mobilmachung, wie gesagt, versprachen sie sich einander; vielleicht hatte Rööslü darauf gedrängt, damit ihm – sollte der Krieg wirklich ausbrechen – wenigstens Elisabeth blieb. Tags darauf, an einem Sonntag, hingen überall Plakate, die Männer holten die Militärsachen vom Estrich. Auch Rööslü war aufgeboten, musste weg von Elisabeth und weg von der Apotheke, verlor seine Arbeit, denn die Apotheke würde nicht auf ihn warten, suchte bereits einen neuen Hilfsburschen.

Und Rööslü fuhr ins Feld, in eine Zukunft, die in mehrfacher Hinsicht unsicher war. Vielleicht war er in einer Woche tot oder Elisa-

beth bandelte trotz ihres Schwurs mit einem anderen an, und ein Zimmer hatte er auch keins mehr – wie bezahlen mit dem kargen Sold?

Rööslì an der Grenze, aufWacht, kein begeisterter Soldat, aber begeistert war ja kaum einer. Die meisten anderen allerdings spürten etwas, wenn die Offiziere vom Vaterland redeten – und täglich wurde es beschworen –, und natürlich spürte auch Rööslì etwas: Bei ihm war es aber Widerwillen. Er stand aufWache und schaute ins Deutsche hinüber und musste daran denken, wie dieses Vaterland seine Mutter und ihn behandelt hatte, denn Gossau war Vaterland und genauso der Bürgerrat, der OnkelVormund, das Polizeikommando: alles Vaterland, und für die sterben?

Er war ein schlechter Soldat. Sein Hauptmann schrieb später: «Obgenannter Wehrmann hat sich in der Einheit öfters als renitent hervorgetan. Er ist verstockt und arbeitsscheu. Wegen Indisziplin, SichDrücken von der Arbeit erhielt er zwei Tage Arrest.» Und an die Sache mit der Bewerbung zum Unteroffizier musste Rööslì eben auch denken, und irgendwie machte er das Vaterland auch für den Krieg verantwortlich, gefühlsmässig – die Vernunft sagte ihm schon, dass es nicht so war.

Wenn Hitler nur recht bald gewann!

Wenigstens mit den Kameraden kam er in der ersten Zeit gut aus. Man war eine Art Familie, die zusammenhielt, gegen die Offiziere, und es spielte keine Rolle, woher du kommst und was du vorher gemacht hast, denn alle waren feldgrau und assen dasselbe aus der Gamelle und sagten sich du; der da, sagte dann aber eines Tages ein Neuer zu Rööslìs Kameraden, der da ist von Gossau wie ich, der war in einer Anstalt, seine Mutter in der Spinnwinde.

Von diesem Tag an war Rööslì der da und kein Familienmitglied mehr, obwohl – die Kameraden liessen sich nichts anmerken; Rööslì

hörte «Aha, so einer ist das...» oder «Kein Wunder, bei dem...», aber das waren Gespenstersätze, die im Kantonement frei in der Luft schwebten. Nie fand er heraus, wer genau so etwas gesagt hatte. Aber andererseits gehörte auch der Dicke nicht zur Familie, und der Bücherwurm wurde auch bald an den Rand gedrängt, und Vorbestrafte gab es, Heimzöglinge, wie Rööсли einer gewesen war, Menschen mit einer ganz ähnlichen Vergangenheit, die aber trotzdem nicht – wie er – nach Deutschland flohen und zur Waffen-SS gingen.

Rööсли, der bei den Kameraden nichts mehr zu verlieren hatte, begann offen für Hitler zu schwärmen. Hitler wurde für ihn – Rööсли hätte das natürlich anders gesehen – zum grossen Bruder. Der wird es euch zeigen! Und tatsächlich rang dieser Bruder in kurzer Zeit alle Feinde nieder, Polen, Dänemark, Norwegen. Rööсли redete von grossartigen Siegen, und es gefiel ihm, dass manch ein sogenannter Kamerad, der vor Wochen noch gegen Hitler gewettert hatte, jetzt kleinlaut wurde und vorsichtiger gegenüber ihm, Rööсли – denn wer weiss, vielleicht musste man sich bald mit ihm arrangieren, mit dem Nazi.

Jetzt werdet ihr einmal sehen, passt nur auf! sagte Rööсли vielleicht.

Sein Hauptmann schrieb später: «In Diskussionen mit den Kameraden über das Weltgeschehen neigt er dazu, den deutschen Standpunkt zu vertreten.»

Jedenfalls profitierte Rööсли von Hitlers Siegen und dem Respekt vor der Wehrmacht, den viele Kameraden jetzt empfanden, Respekt und Angst, und er durfte hoffen, dass bald, sehr bald, keiner mehr es wagen würde, ihn einen Anstältler zu nennen.

## 2

Ich habe Rööсли im Spätwinter 1994 kennengelernt. Er sagte, er stehe jetzt am ehsten der Sozialdemokratischen Partei nahe. Damals aber sei er vom Nationalsozialismus überzeugt gewesen, natürlich Ja, und



er habe, später, als er zur Waffen-SS gegangen sei, schon Vorstellungen gehabt darüber, was er – gesetzt den Fall, er wäre mit der Waffen-SS in Gossau einmarschiert – gemacht hätte mit gewissen Leuten, mit dem Gemeindeschreiber, dem Vormund und solchen.

«Was hätten Sie denn gemacht?» fragte ich.

«Das überlasse ich Ihrer Phantasie», sagte Rööсли und lachte zum ersten Mal.

### 3

Hitler siegte also, aber ausgerechnet die Schweiz tastete er nicht an.

Rööсли blieb mit seinen Kameraden allein.

Und dann kamen die Urlaube, monatelang wurde man entlassen, nach Hause, das hiess für Rööсли, nach Hause in kein Zimmer, an keine Arbeit, zu keiner Verlobten, denn Elisabeth hatte ihr Gelübde gebrochen.

Das Gossauer Polizeikommando schrieb: «Inzwischen wurde nun die Elisabeth von verschiedenen Seiten auf das Tun und Treiben des Rööсли aufmerksam gemacht, was sie dann Ende Januar 1941 veranlasste, das Verlöbnis aufzuheben.»

Das war er, der Dolchstoss, der Verrat an den Männern, die die Grenze bewachten. So könnte Rööсли es empfunden haben: Während er das Vaterland beschützte, machten seine ewigen Feinde, die Gossauer Behörden, ihn schlecht bei Elisabeth. Alles zerstörten sie ihm, seit er denken konnte.

Freiwillig meldete er sich für die Dauer des Urlaubs zum Postdienst; auf diese Weise konnte er wenigstens in der Armee bleiben, wurde ernährt und hatte ein Dach.

Diese Sausiechen in Gossau! Nachts, wenn er einschlafen wollte, kam das immer hoch; diese Lügen, Verleumdungen mit denen sie ihm Elisabeth abspenstig gemacht hatten.

Er machte Postdienst, ein ruhiges Leben; nur zu schnell rückte die Truppe wieder ein.

Elisabeth würde er nie wieder auch nur anblicken, das stand fest. Nie wieder nach Gossau zurück, das wäre überhaupt das Beste, könnte Rööslis gedacht haben.

Freude machte ihm noch die Musik in der Militärkapelle. Er blies in die Posaune, sein Nebenmann in die Tuba, die Vorderreihe, die Trompeten, nahmen die Melodie auf und trieben sie vorwärts; jeder hatte seine Aufgabe, alle spielten dasselbe Stück – das war im Leben, in Rööslis Leben, sonst nicht so, nur eben in der Musik.

Dann schon wieder Urlaub, Entlassung, gerade noch einmal hatte Rööslis Glück: Man brauchte Freiwillige für den militärischen Strassenbau im Zürcher Oberland. Rööslis schaufelte, pickelte, aber was, wenn er im nächsten Urlaub nicht mehr bei der Armee unterschlüpfen konnte?

Und immer vor dem Einschlafen wieder Elisabeth und der Blick in ein Loch, die Zukunft, die andere auch nicht hatten; andere schrieben trotzdem keinen Brief an das Landesarbeitsamt in Berlin. Rööslis schon, im März 1941: «Der Unterzeichnete möchte Sie höflichst anfragen, ob sich in Deutschland irgendwelche Beschäftigung finden lassen würde. Ich habe in der Schweiz zwei Semester Musik studiert. Da ich aber auf Rücksicht meiner finanziellen Lage das Studium abbrechen musste und auch nicht hoffen kann, es in absehbarer Zeit wieder aufzunehmen, so bin ich gezwungen, mich nach einer anderen Beschäftigung umzusehen. Ich wäre sehr glücklich, wenn sich in Deutschland eine Stelle finden liesse, bei der ich meine musikalischen Kenntnisse gebrauchen könnte. Sollte das aber nicht möglich sein, so würde ich ebensogern in einer Fabrik oder sonst etwas arbeiten.»

Er war entschlossen: nach Deutschland!

Übrigens adressierte er den Brief nicht direkt ans deutsche Arbeitsamt, sondern an einen Fritz Blatter in Gossau, denn der Brief war ja, in gewisser Weise, landesverräterisch, und Rööslis wollte ihn durch Blatter, einen Gesinnungsbekanntes, quasi klandestin weiterleiten

lassen ins Dritte Reich. Aber das Gossauer Polizeikommando fing das Schreiben ab und schickte eine Abschrift an die Bundesanwaltschaft in Bern mit dem Vermerk: «Infolge der bestehenden Postkontrolle gegen Fritz Blatter wurde uns am 12.3.41 von der hiesigen Postverwaltung ein an Fritz Blatter adressierter Brief zur Kontrolle überwiesen.» Das Polizeikommando legte seiner Meldung eine ungünstige Beurteilung von Rööslis Charakter bei und empfahl der Bundesanwaltschaft, den Genannten im Aktivdienst überwachen zu lassen.

Das wurde veranlasst. Aber alle Überwachung half nichts. Rööslis war nicht mehr zu halten.

# VI

## Der Exodus

### gewisser Schweizer Elemente

#### 1

Am 22. Juni 1941 überfiel Führer Hitler die Sowjetunion. Es war ihm bisher alles gelungen, warum nicht auch das. Vor Einbruch des Winters wollte er gesiegt haben.

#### 2

«Am Sonntag, 6. Juli 1941, habe ich mein Sonntagsgewand angezogen und etwas Geld und meinen Pass zu mir gesteckt. Einen Koffer habe ich nicht mitgenommen; meine Mutter hat bloss einen Koffer für die Rekrutenschule gepackt gehabt, doch habe ich diesen zu Hause zurückgelassen. Gegen 18.00 Uhr habe ich das Elternhaus in Neuhausen verlassen», gab ein junger Schweizer, nicht Rööfli, sondern ein anderer, irgendeiner, stellvertretend für viele, nach dem Krieg zu Protokoll.

Er wollte nach Deutschland, um gegen den «mir seit jeher verhassten Bolschewismus» zu kämpfen.

#### 3

Am 6. August jenes Jahres teilte die Deutsche Gesandtschaft Bern dem Auswärtigen Amt Berlin mit: «Kurz nach Ausbruch des Krieges im Osten sprach der ‘Stellvertreter des Oberhauptes des Bundes Russischer Faschisten’, der Schweizer Staatsangehörige Boris

Tödli, auf der Gesandtschaft vor, um uns im Namen seines Bundes, der übrigens in der Schweiz nicht über eine erhebliche Mitgliederzahl zu verfügen scheint, seine Sympathien auszusprechen und seine und seiner Mitarbeiter Dienste für den Kampf gegen den Bolschewismus anzubieten.»

#### 4

Am 7. August wieder die Deutsche Gesandtschaft Bern: «Wie zu erwarten war, haben sich bei der Gesandtschaft seit Ausbruch des Krieges im Osten nur wenige Schweizer als Freiwillige zum Kampf gegen Sowjetrußland gemeldet.» Insgesamt seien es 3. Die aber «hinterliessen bei ihrem Vorsprechen persönlich einen günstigen Eindruck und erschienen für den Wehrdienst geeignet. Sie haben sämtlich in der Schweizer Armee gedient.»

#### 5

«Ich fuhr zunächst mit dem Velo bis zum Zoll an der Landesgrenze zwischen Neuhausen und Altenburg», gab der junge Schweizer nach dem Krieg zu Protokoll. «Dort erklärte ich, dass ich den Friedhof Neuhausen aufsuchen wolle. In solchen Fällen wird man vom Schweizerzoll ohne Weiteres durchgelassen. Dieser Friedhof liegt wohl auf Schweizergebiet, aber erst nach dem Schweizerzoll. Ich fuhr auch wirklich auf den Friedhof und konnte von dort aus auf Nebenwegen unbemerkt die deutsche Grenze überschreiten.»

#### 6

Am 22. August schrieb das Schweizerische Konsulat in Stuttgart Folgendes an die Schweizerische Gesandtschaft in Berlin: «In letzter Zeit sollen diese illegalen Grenzübertritte immer zahlreicher werden. Die Personen sind in der Mehrzahl junge Leute; darunter hat es De-

serteure in Uniform, solche die aus politischen Gründen als Nationalsozialisten die Heimat verlassen, zum Teil Leute, die zur deutschen Wehrmacht eintreten wollen, zum Teil Minderjährige. Viele geben als Grund des Übertritts Arbeitslosigkeit an; kürzlich soll ein Mann mit Frau und Kind im Kinderwagen die Grenze passiert haben, da er glaubte, sich in Deutschland beruflich verbessern zu können. Dann befinden sich auch kriminelle Elemente darunter.»

7

5. September.

Das Auswärtige Amt Berlin an die Deutsche Gesandtschaft Bern. «Eine Entscheidung über die Frage, ob in Deutschland und in von Deutschland besetzten Gebieten eine Schweizer Legion zum Kampf gegen den Bolschewismus aufgestellt werden soll, ist noch nicht getroffen worden. Es wird (der deutschen Gesandtschaft) daher anheingestellt, den bisherigen Bewerbern in geeignet erscheinender Weise für ihr Anerbieten zu danken und ihnen gleichzeitig mitzuteilen, dass ihre Meldung vorgemerkt worden ist.»

8

15. September.

Die Deutsche Gesandtschaft in einem Rundschreiben an alle deutschen Konsulate in der Schweiz: «Da es Schweizer Staatsangehörigen bekanntlich verboten ist, in einer fremden Armee freiwillig zu dienen, empfiehlt es sich, bei Bewerbern Schweizer Staatsangehörigkeit, die sich zum Kampf gegen den Bolschewismus melden, sich auf die Entgegennahme der Anträge zu beschränken und die Gesuche dilatorisch zu behandeln» – also die Bearbeitung in die Länge zu ziehen, bis die Reichsführung entschieden hatte, wie mit diesen Schweizern zu verfahren war.

Am 24. September erhielt die Deutsche Gesandtschaft in Bern eine Weisung des Auswärtigen Amtes. «Obwohl eine Entscheidung über die Frage der Aufstellung einer Schweizer Legion noch nicht getroffen worden ist, soll einzelnen Schweizer Staatsangehörigen, die als Freiwillige an der Seite Deutschlands kämpfen wollen, bereits jetzt die Möglichkeit gegeben werden, in die Waffen-SS einzutreten und beschleunigt nach Deutschland auszureisen.» Diese beschleunigte Ausreise sei «besonders erwünscht, da die Erteilung von Sichtvermerken (Visa) wegen der damit verbundenen Formalitäten erfahrungsgemäss längere Zeit in Anspruch nimmt und die Gefahr besteht, dass die einzelnen Freiwilligen zwischenzeitlich von Schweizer Stellen wieder erfasst werden oder sich verlaufen.»

## 10

Die deutschen Vertretungen verteilten jetzt ohne grosses Brimborium Visa, damit die Freiwilligen möglichst rasch nach Deutschland einreisen, in die Waffen-SS eintreten konnten.

Diese neue, ungewöhnlich freigiebige Visum-Politik der Deutschen musste der Schweizer Polizei auffallen.

Am 18. Oktober schrieb das Deutsche Generalkonsulat Zürich an die Deutsche Gesandtschaft in Bern: «Wie bekannt, ist (...) der Konsulatsangestellte Lang über seine Mitwirkung bei illegalen Abwanderungen von Schweizern nach Deutschland polizeilich vernommen worden...Es steht fest, dass die hiesige Polizei die Tätigkeit der Beamten und Angestellten des Generalkonsulats gerade in dieser Frage sehr genau beobachtet...Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass binnen kurzer Frist die hiesigen Polizeibehörden davon Kenntnis erhalten werden, dass junge Schweizer hier Sichtvermerke zum Eintritt in deutsche Heeresdienste, insbesondere in die Waffen-SS erhalten.»

Die leichte Beunruhigung, die in diesem Schreiben mitschwingt, hatte gute Gründe. Nach Schweizer Gesetz machten sich die deutschen Konsulate strafbar durch Beihilfe zu einem strafbaren Tatbestand.

## 11

«Bei der ersten Musterung in Stuttgart wurde ich, weil zu klein, als nicht tauglich befunden», gab später der junge Schweizer zu Protokoll. «Während etwa 5 Wochen arbeitete ich dann in der Filterfabrik Mann & Hummel in Ludwigsburg. Ich bewarb mich ein zweites Mal um die Dienstleistung bei der Waffen-SS und wurde dann angenommen. Ich war begeistert vom Dienst, verzichtete sogar auf einen 4-wöchigen Urlaub und meldete mich zur Dienstleistung an der Ostfront.»

## 12

11. November. Die Deutsche Gesandtschaft versuchte das Generalkonsulat zu beruhigen. «Die Tatsache, dass nach schweizerischem Recht der Eintritt in fremde Kriegsdienste strafbar ist, und die offene Vermittlung in den deutschen Heeresdienst die Angehörigen der Konsularbehörden in Konflikt mit den schweizerischen Behörden bringen könnte, wird von der Gesandtschaft nicht verkannt.» Man wende, um Schwierigkeiten zu vermeiden, folgendes Verfahren an: «Den hier vorsprechenden Schweizern, die sich als Freiwillige gegen Russland melden, wird unter Hinweis auf die schweizerischen Militärgesetze zunächst erklärt, dass eine Mitwirkung der Gesandtschaft hierbei keinesfalls in Frage komme. Das Gespräch wird dann darauf gelenkt, ob der Gesuchsteller nicht in Deutschland Arbeit aufnehmen wolle, wobei die Gesandtschaft ihm unter Umständen behilflich sein könne. In der Regel sind die Bewerber hierzu bereit, in der Annahme, dass sie, einmal in Deutschland, ihre Aufnahme in das Heer schliess-



lich doch durchsetzen können.» Also leite die Gesandtschaft alles nötige in die Wege, um die Schweizer nach Deutschland in Arbeit zu vermitteln. Wenn diese Schweizer dann später zur Waffen-SS gingen, könne «den bearbeiteten Beamten eine Beihilfe bei den Verletzungen schweizerischer Militärgesetze nicht vorgeworfen werden. Denn die betr. Beamten können mit Recht geltend machen (gegenüber den Schweizer Behörden), dass sie den fraglichen Schweizern nur zum Antritt einer Arbeitsstelle in Deutschland haben verhelfen wollen...Einer etwaigen schweizerischen Reaktion auf das von uns geübte Verfahren kann daher, unseres Erachtens, mit Ruhe entgegen gesehen werden.»

### 13

Schweizer, die sich auf einem deutschen Konsulat offiziell meldeten zum Kampf gegen Russland und später ins Reich einreisten, eben zu Kriegszwecken, waren – aus deutscher Sicht – legale Immigranten, legale Flüchtlinge und wurden registriert, gemustert, vermessen. Ende 1941 mussten die Deutschen aber feststellen, dass diese legalen Einwanderer die Minderheit waren. Wesentlich mehr Schweizer schlichen schwarz über die Grenze, entzogen sich – jedenfalls potentiell – der Kontrolle durch die deutsche Bürokratie, die übrigens damals, unter Hitler, eine Blütezeit erlebte und der Vollkommenheit zustrebte, dem Ziel jeder Bürokratie, der lückenlosen Kontrolle aller Vorgänge. Um so nervöser reagierte man auf die geringste Verwilderung, und diese illegal einreisenden Schweizer waren eine. Unsichere Elemente waren sie, man könnte sagen unerwünschte Asylanten, denn die meisten wollten gar nicht kämpfen in der Waffen-SS an der Ostfront, sondern sie suchten nur Arbeit und besseres Leben. Jedenfalls wurden sie, zunächst, nicht gern gesehen von den deutschen Behörden.

Am 19. November schrieb die Deutsche Gesandtschaft Bern: «Die Mitteilung des Generalkonsulats Zürich, dass die illegale Abwanderung von Schweizern nach Deutschland in letzter Zeit einen erhebli-

echen Umfang angenommen hat, deckt sich mit den von der Gesandtschaft gemachten Beobachtungen. Diese Tatsache scheint uns vom Standpunkt der Sicherheit nicht ohne Bedenken zu sein, da eine Kontrolle der illegal Übertretenden praktisch kaum ausgeübt werden kann und somit unzuverlässigen Elementen die Möglichkeit gegeben ist, unter Umgehung des Sichtvermerkszwanges und der für Schweizer angeordneten Arbeitssperre nach Deutschland zu gelangen.»

Naturgemäss beunruhigten diese illegalen Abgänger, Schwarzgänger, wie sie genannt wurden, aber vor allem die Schweizer Behörden. In einem Spezialbericht des Nachrichten- und Sicherheitsdienstes des EMD hiess es am 24. Dezember: «Es liegt auf der Hand, dass solche illegal ausreisenden Schweizer eine für die Schweiz gefährliche Tätigkeit zu entfalten in der Lage sind. Es sollte möglich sein, geeignete Massnahmen zu finden, um ein Überhandnehmen solcher illegaler Grenzübertritte zu stoppen.»

Die geeigneten Massnahmen wurden gesucht, aber nicht gefunden. Rööslis, wie man gleich sehen wird, schlüpfte jedenfalls durch, entkam über die Schweizer Grenze, allerdings unter gewissen Schwierigkeiten.

# VII

## Rööslis Plan

### 1

Im November 1941 wurden wieder Truppenteile entlassen.

Es war soweit. Den Plan hatte Rööslis seit Langem im Kopf, jetzt musste man ihn nur noch ausführen, Schritt für Schritt, und die Nerven behalten.

Rööslis fuhr nach Gossau, zu seiner Tante, sagte Gruezi, er wolle sich nur rasch bei ihr umziehen und, wenn's erlaubt sei, seine Militärsachen hier deponieren. Er müsse gleich wieder fort.

Und er nahm den Zug nach Basel, wo er verabredet war mit Seiler, einem Compagnion aus dem Militär. Seiler wollte auch rüber, teilte Rööslis Ansicht, dass Deutschland nach dem baldigen Sieg über Russland die stärkste Macht der Welt sein würde und dass nur ein Webstübler jetzt noch in der Schweiz blieb, in diesem kleinen, bedeutungslosen Land, das von der Geschichte bald weggefegt würde. Deutschland sei das Land der Zukunft, hatte Rööslis zu Seiler gesagt, dort und nur dort könne es einer zu etwas bringen heutzutage.

Also wartete er in Basel am vereinbarten Treffpunkt auf den Seiler.

### 2

Kurz nach der Flucht der beiden befragte das Gossauer Polizeikommando die frühere Logisgeberin von Seiler und erfuhr zunächst, dass dessen Mutter Deutsche sei, der Vater Schweizer, beide wohnhaft im

Badischen. «Als Seiler am 15.11.41 aus dem Militärdienst zurückkehrte», sagte die Logisgeberin, «zog er sofort seine Zivilkleider an und reiste zu einem Militärkollegen namens Röösl. Wir hatten dagegen keine Bedenken. Als er jedoch an den folgenden Tagen nicht zurückkehrte, regte sich in uns der Verdacht, er könnte nach Deutschland ausgereist sein. Er hatte nämlich immer grosse Sehnsucht nach seinen Eltern und Geschwistern und fühlte sich in der Schweiz nie recht wohl. (...) Röösl ist von Beruf Musiker und Komponist.» Zum Schluss wollte die Logisgeberin noch gesagt haben, dass Seiler bestimmt von Röösl zur Ausreise angestiftet worden sei, «denn er hätte allein nie den Mut aufgebracht, unerlaubterweise über die Grenze zu gehen.»

### 3

Röösl wäre allein vielleicht auch nicht gegangen, aber er hatte ja, wie gesagt, den Seiler, traf ihn am Samstagnachmittag in Basel. Punkt 1 des Plans war gelungen. Jetzt Punkt 2, die Fahrt mit dem Tram hinaus an die Grenze, um das Gelände zu rekognoszieren. Wie Spaziergänger schlenderten sie ein bisschen auf Landwegen, hielten Ausschau nach einer günstigen Stelle und fanden, hier sei es gut, hier bei dieser Wiese. Man würde nicht allzuweit rennen müssen bis zu dem Wald dort hinten. Im Wald wäre man dann zunächst einmal sicher und könnte ungesehen die Anhöhe erreichen. Hinter jenem Hügel war schon das Reich.

Nachdem sie sich das eingepägt hatten, kehrten sie in die Stadt zurück und vertrieben sich die Zeit mit Kino, denn es war noch zu hell.

In der Nacht, mit dem letzten Tram, fuhren sie wieder zur Grenze; jetzt galt es! Während der Tramfahrt zur Endstation schwiegen sie, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Den ganzen Tag hatten sie das Gefühl gehabt, jeder schaue sie schräg an, und am schlimmsten war dann das Stück Weg bis zur Wiese, denn in Sichtweite standen Häu-

ser, und manch eines hatte noch Licht. Leicht hätten sie gesehen werden können, zwei junge Männer, mitten in der Nacht mit Gepäck unterwegs zur Grenze.

Als sie dann den Punkt erreichten, galt es wirklich loszurennen auf Gedeih und Verderben, in die Dunkelheit hinein, aber man würde die Maulwurfslöcher oder irgendwelche anderen Löcher nicht sehen und sich vielleicht den Fuss brechen; deshalb zögerten sie noch. Ob wo hl... jetzt müsste man los, auf Teufel komm raus, aber ganz nah bellte ein Hund; war es ein Schäfer von der Grenzpolizei? An Hunde hatte Rööslü nicht gedacht, in Punkt 3 seines Plans kamen keine vor – und noch immer standen er und Seiler mit allem Gepäck, Koffer und Ledertasche, vor der dunklen Wiese. Jetzt aber los, jetzt galt es aber endgültig, und sie rannten, hätten noch umkehren können, und plötzlich schlugen Aste in ihr Gesicht, sie waren im Wald. Sie gingen vorsichtig, um keinen Lärm zu machen, zuckten bei jedem Knacken zusammen; der Waldboden war wie aus Glas. Jedenfalls könnten die beiden das so empfunden haben, und sie stiegen einen Hügel, die Anhöhe hoch, und als sie oben waren, hätte man sie leicht abschiessen können, deshalb duckten sie sich.

Rööslü flüsterte vielleicht, siehst du, wo die Grenze ist?, und Seiler flüsterte: Ist das nicht ein Zaun da vorn?

Leise gingen sie auf das zu, was in der Dunkelheit wie ein Zaun aussah. Rööslü setzte den Fuss auf die unterste Latte und erkannte im letzten Moment, dass hinter dem Zaun ein Loch war, ein Abgrund. Das konnte nicht die Grenze sein.

Eine Weile tappten sie am Waldrand entlang, bis sich endlich etwas auftürmte vor ihnen, ein hoher Stacheldrahtverhau, zweifellos die wirkliche Grenze und unüberwindbar. An Drahtscheren hatten sie natürlich nicht gedacht. Nun fanden sie aber zum Glück einen Baum, einen schweizerischen, der nah am Verhau wuchs und fürs Klettern günstig gebaut war. Sie warfen Koffer und Ledertasche über den Stacheldraht, kletterten, in der Schweiz hinauf, in Deutschland hinunter.

Und sie gingen ins Land hinein und wurden bald von einem deutschen Grenzwächter verhaftet. Der war, wie es der Zufall wollte, mit

Seiler über ein paar Ecken verwandt, so dass die beiden recht familiär abgeführt wurden.

Zwei Wochen später schrieb Rösli von Ludwigsburg aus einen Brief an das Kreiskommando Gossau. «Teile Ihnen mit, dass Ihnen meine Militärausrüstung, welche Sie in Gossau bei meiner Tante, Frau Natter, abholen lassen wollen, wieder zur Verfügung steht. Mit deutschem Gruss Heil Hitler Max Rösli.»

#### 4

Wenige Tage nach Rösli's Flucht bat Dr. Heinrich Büeler seine Frau Johanna, ihn zum Zürcher Bahnhof zu fahren.

Er war gegen Kautionsfreigabe aus der Untersuchungshaft, hohe Kautions, die sein Vater bezahlt hatte.

Er habe in Bern etwas zu erledigen, sagte er zu Johanna, sei aber morgen Abend wieder zurück.

Natürlich wirkte er angespannt, bedrückt, aber Johanna führte das auf die Verhaftung und das Gefängnis zurück.

Auf der Fahrt zum Bahnhof war Büeler schweigsam. Möglich, dass Johanna, wenn sie später darüber nachdachte, jetzt, in der Erinnerung erst auffiel, dass er ihrem Blick ausgewichen war und sich auf dem Bahnhof eigenartig von ihr verabschiedet hatte, mit einem langen Kuss, was sonst nicht seine Art war.

Aber damals fiel ihr nichts auf, und sie war ja auch schweigsam gewesen während der Fahrt, auch angespannt, bedrückt, in Sorgen über die Zukunft ihrer Familie, nicht zuletzt in Geldsorgen.

Sie lenkte den Wagen auf die Hauptstrasse nach Zürich, linkerhand der See, schon winterlich grau, und manchmal schaute sie kurz ihren Mann an, der auf dem Beifahrersitz still war und mit beiden Händen seinen kleinen Koffer festhielt, in den er – das hatte sie gesehen – beim Packen sein Necessaire gelegt hatte, zwei frische Hemden, Unterwäsche, recht viel, zu viel eigentlich für eine einzige Übernachtung in Bern. Aber sie hatte keinen Verdacht geschöpft, nicht den gerings-

ten Grund hätte sie dafür gehabt. Es war ja alles schon schlimm genug, etwas schlimmeres konnte sie sich im Augenblick nicht vorstellen.

Ihr Mann da auf dem Beifahrersitz, war beruflich ruiniert. Die Verhaftung und der Prozess, der noch bevorstand, hatten sein Ansehen als Rechtsanwalt vernichtet. Ihm drohte eine hohe Gefängnisstrafe. Die Praxis würde er aufgeben müssen, ohne Einkommen sein, das Haus stand schon zum Verkauf.

Johanna machte ihm keine Vorwürfe, was hätten die genützt? Es war, wie es war, und man musste das Beste daraus machen; nur wusste Johanna im Augenblick nicht, was das sein könnte.

An Scheidung dachte sie ebensowenig wie sie sich vorstellen konnte, dass ihr Mann in Wirklichkeit nicht nach Bern reisen wollte, sondern nach Allschwil. Er, jener da auf dem Beifahrersitz, hatte sie belogen, wie sie Tage nach dieser Fahrt erfuhr, und sie hatte es ihm nicht angemerkt – das war das Schlimme, nachträglich.

Sie hatte zu ihm gehalten nach der Verhaftung, nicht nur aus Liebe natürlich, sie war Tochter aus reichem Haus, einen Lebensstil gewohnt, der kostete, und bisher hatte Büeler den garantiert. Zu diesem Lebensstil gehörte aber auch, dass man sich von einem Mann in schlechten Zeiten nicht einfach trennte, unmöglich, sondern man stand zu ihm und rettete, was zu retten war – und vielleicht wendete sich ja alles wieder zum Guten? Als er im Gefängnis gewesen war, hatte sie einen Brief geschrieben an Bundesrat von Steiger: «Wie darf man einen Menschen, der sich nie etwas zu schulden kommen liess, der nur das Gute wollte und der in ungezählten Fällen dem bedrängten Recht beistand und alles tat, nur um unserem Volk und Land zu nützen, über 4 Monate einsperren? Meinem Mann kann man nur seine Gesinnung, nie aber eine schlechte Tat vorwerfen...»

Die ersten Häuser von Zürich, die Fahrt zum Bahnhof, der schweigende Beifahrer; Johanna hatte mit ihrem Brief an den Bundesrat

nichts erreicht, von Steiger hatte nur zurückgeschrieben: «Seien Sie versichert, dass wir keine Freude an solchen Untersuchungen haben und es lieber gesehen hätten, wenn solche gar nicht notwendig geworden wären.» Johanna hätte das auch lieber gesehen, zumal sie – als Holländerin – die Gesinnung ihres Mannes und Beifahrers nicht teilte. Dass er überhaupt so stark ins Politische verstrickt war und so sehr Nationalsozialist, hatte sie erst nach der Verhaftung erfahren und war erschrocken, vielleicht am meisten darüber, dass Büeler ihr nie davon erzählt hatte.

Man war am Hauptbahnhof angekommen, Büeler und Johanna stiegen aus. Auf dem Perron dann dieser lange Kuss, der Johanna fremd vorkam, den sie mit nichts in Verbindung bringen konnte, und über den sie sich auch keine Gedanken machte, denn in Gedanken war sie bei ihren Sorgen, bei den zwei Kindern, Mädchen, die jetzt, wo der Väter kein Einkommen mehr hatte, verzichten lernen mussten, sofern es Johanna nicht gelang, von ihrer Familie in Holland Unterstützung zu bekommen. Sie sah sich schon betteln und wurde von ihrem Mann umarmt und, wie gesagt, eigentümlich lange geküsst und dachte währenddessen, vielleicht, ich werde meine Mutter um Geld bitten, wie peinlich, wie furchtbar peinlich; und als Büeler in den Zug nach Bern einstieg und winkte, in weiten, traurigen Bögen, winkte Johanna wie mechanisch zurück, war abwesend, stand in Gedanken im Herrenzimmer der Villa in Wassenaar, Holland, und übte die Frage: Mama, ich brauche deine Hilfe, willst du mir helfen?

## 5

An jenem 21. November 1941 fuhr Büeler nach Allschwil, wo er sich mit dem Kollega Rechtsanwalt Alfred Koebel traf, der übrigens noch zwei Jahre zu leben hatte, an der Ostfront fallen sollte, jetzt aber sehr umtriebig war und Büeler genaustens instruierte über die Flucht und das Weitere. Er stellte ihm einen Mann vor, einen Bauernburschen,



Schlepper, der Büeler gegen Geld hinüberbringen wollte.

Wie einen Verbrecher! könnte Büeler gedacht haben. Aber die Flucht war unvermeidlich.

## 6

Über die Zeit nach der Entlassung aus der Untersuchungshaft schrieb er später: «Ich irrte unruhig im Freien umher.» Büeler schätzte seine Lage richtig ein: Er hatte keine Zukunft mehr. «Wäre ich Mediziner oder Kaufmann gewesen, hätte ich meine Praxis weiterführen können.» Als Anwalt war er erledigt. Und dann der Vorwurf, er sei ein Landesverräter! «Ich kam mir so erniedrigt vor.» Und der Prozess, den sich Büeler einerseits herbeisehnte, denn er würde vor Gericht die Möglichkeit haben, sich zu rechtfertigen, die Anschuldigungen durch Wahrheit und nichts als Wahrheit ad absurdum zu führen. Andererseits war, nach Lage der Dinge, an einer strengen Verurteilung nicht zu zweifeln. «Der Umstand, dass ich nach Angaben von Kameraden mit einer Verurteilung rechnen müsste, hat mich derartig niedergeschlagen, dass ich gegen Ende November anfang, mich mit dem Gedanken der Flucht zu beschäftigen.»

Sein Freund, SS-Obersturmbannführer Franz Riedweg, ermutigte ihn von Deutschland aus, liess ihn wissen, der Chef des SS-Hauptamtes, Gruppenführer Gottlob Berger, sei mit seinem Übertritt ins Reich nicht nur einverstanden, sondern wünsche ihn geradezu!

Aber Johanna und die Kinder – er konnte sie doch nicht im Stich lassen, ausgerechnet in dieser schweren Zeit, oder konnte er? «Ich wälzte den schwersten Entschluss meines Lebens mit mir herum. Ich habe einer Idee gelebt und nun sollte meine ganze Existenz erledigt sein, meine Familie sollte ich verlassen?»

Im Frühsommer 1994 traf ich Büelers Tochter, Frau Marnata-Büeler in einem Zürcher Restaurant. Sie lebt in der Nähe von Marseille und hatte zu der Zeit Sorgen mit ihrer Firma; die französische Regierung, sagte sie, tue nichts für die Unternehmer, die Politik der Banken sei unverständlich, und sie erzählte mir eine Geschichte über ihren Vater und ihre Mutter. Ihr Vater, sagte Frau Marnata-Büeler, habe sich immer einen Sohn gewünscht, fast verzweifelt. Um Ostern 1940 herum sei nun die Mutter zum dritten Mal schwanger gewesen, hochschwanger schon, und sie habe unbedingt in die Berge fahren wollen, skilaufen. Der Väter habe das nicht gebilligt, du in deinem Zustand, du musst dich schonen, fahr nicht, du weisst, was bei einem Sturz geschehen könnte!

Aber die Mutter habe ihren Kopf gehabt, immer. Und an einem Hang bei St. Moritz sei sie schwer gestürzt, habe sich das Bein kompliziert gebrochen. Dem Kind sei zunächst nichts passiert, aber das Bein habe über Wochen nicht heilen wollen, das Kind, hätten die Ärzte gesagt, entzöge den Knochen das Kalzium. Sie rieten zu einer Abtreibung, sagte Frau Marnata-Büeler. Und so geschah es dann; und das Kind wäre ein Sohn geworden.

Das habe ihr Vater der Mutter nie verziehen.

## 8

«Ich zweifelte noch am letzten Tag», schrieb Büeler später über die Zeit vor seiner Flucht. Was aber hielt ihn noch in der Schweiz? Ein dünner Faden; die geringste zusätzliche Belastung zerriss ihn. Büeler vernahm, dass vier seiner engsten Gesinnungsfreunde soeben ins Reich geflohen waren. Diese Freunde waren wie er bei jener Razzia verhaftet worden. Ein St. Galler Industrieller, Arnold Mettler, hatte sie freigekauft, Kautions hinterlegt. Und jetzt waren sie verduftet – so muss es Büeler vorgekommen sein –, ohne ihm ein Wort zu sagen. Nach ihrem Abgang war er der letzte bedeutende Schweizer Nationalsozialist, auf den die Gerichte sich noch stürzen konnten.

Ob er wollte oder nicht, er musste weg.

Als Johanna ihn zum Bahnhof brachte, mag er sich eingeredet haben, dass Hitler den Krieg in Russland praktisch schon gewonnen hatte und er, Büeler, bald wieder heimkehren würde, in eine Schweiz, der dann gar nichts anders mehr übrigbleiben würde als ihn zu rehabilitieren, denn nach Hitlers Endsieg würde dieses Land Männer wie ihn, Büeler, brauchen, Schweizer Nationalsozialisten mit guten Beziehungen zur Weltmacht Deutschland; und er würde mithelfen, die Schweiz in die neue europäische Völkergemeinschaft zu führen. So gesehen bekam seine Flucht einen politischen Sinn, und den suchte Büeler bestimmt, denn in Wirklichkeit musste er ganz einfach weg, wie gesagt, ob er wollte oder nicht, weg wie ein gewöhnlicher Verbrecher, der einer Zuchthausstrafe entkommen wollte.

Und der Bauernbursche, Schlepper, lotste den führenden Schweizer Nationalsozialisten Büeler auf geheimen Pfaden zur deutschen Grenze, wie er's mit jedem machte, der genug bezahlte.

## VIII

# Konzentrationslager, Panoramaheim und Hotel «Europäischer Hof»

i

Rösli und Büeler kamen beide im November 1941 in Deutschland an. Das war der Monat, in dem ihr Landsmann Eugen Wipf ins Konzentrationslager Hinzert eingeliefert wurde. Er kam aus dem Schutzhaftlager Welzheim, hatte dort auf den Württembergischen Äckern und Feldern Blindgänger entschärfen müssen. Das war die Arbeit gewesen, Blindgänger entdecken, die obere Erdschicht vorsichtig abtragen, dann Drähte durchschneiden oder Kappen abschrauben, je nach Modell. Bei dieser Arbeit musste man vorsichtig sein, aufpassen, dass man nicht verrückt wurde vor Angst. Diese Arbeit hatte aber auch ihr Gutes, denn die Aufseher schlugen einen nicht; sie lagen irgendwo in Deckung und brüllten nur hin und wieder, du Hund, mach vorwärts!

In Hinzert angekommen, musste Wipf mit den anderen vom Lastwagen springen, und man hat solche Szenen gesehen in Filmen und gelesen in Büchern, Szenen, in denen Häftlinge von Lastwagen springen und sofort scheinbar grundlos von den Aufsehern geschlagen, getreten, angebrüllt werden, scheinbar grundlos nur für uns, nicht für Wipf und die anderen Häftlinge, die aus Erfahrung Schläge erwarteten und sich gewundert hätten, wenn sie nicht geschlagen worden wären.

Wipf arbeitete im Steinbruch. Das war strenger aber ungefährlicher als das Entschärfen. Er klopfte Steine, warf Brocken in die Loren,

zog oder stiess die Loren den Hügel hinauf und schaute nie einem SS-Mann in die Augen. Mehr noch, er bemühte sich, sie zu übersehen und nichts von ihnen anzuschauen, nicht den Rücken, nicht die Stiefel. Selbst wenn einer direkt vor ihm stand, gelang es Wipf inzwischen, wie durch ihn hindurch zu schauen, als wäre da Luft. Wenn nun aus der Luft heraus plötzlich ein Schlag kam ins Gesicht, musste man tun, als sei nichts passiert. Beim Appell musste man unsichtbar werden, und das gelang, indem man seine Körperhaltung der Körperhaltung aller anderen Häftlinge anglich. Man durfte nicht grader stehen als die anderen oder den Kopf hängen lassen vor Erschöpfung, wenn die anderen nicht auch den Kopf hängen liessen. Angenommen, die Masse, alle Häftlinge zugleich hätten plötzlich losgeweint, dann hätte man mitweinen müssen.

Aber das geschah natürlich nie, vermute ich.

Ich habe Filme gesehen, Bücher gelesen; in Hinzert war ich nie. Aber Wipf war dort, und ich muss erklären, warum er zum Mörder wurde, vom Häftling zum Mörder.

Ich behaupte: Unter keinen Umständen durfte man auffallen. Wer auffiel, etwa indem er einem SS-Mann in die Augen schaute oder markant grösser war als die anderen Häftlinge oder Jude, der war gefährdet, praktisch schon erledigt. Der wurde von den SS-Leuten bemerkt, und wen sie bemerkten, mit dem beschäftigten sie sich, und das lief immer -Erniedrigen, Quälen heraus; eine andere Form der Beschäftigung mit Häftlingen kannten die SS-Leute nicht. Sie handelten, in gewisser Weise instinktiv, wie Katzen, die sich mit Mäusen nur auf eine einzige, tödliche Weise beschäftigen können. Um bei diesem Bild zu bleiben: Die Maus kann sich verstecken, aber gerade diese Möglichkeit war Wipf und den anderen in Hinzert genommen, denn Hinzert war ein kleines Konzentrationslager, überschaubar für die Wächter, handlich. Kein Versteck, keine Möglichkeit, den SS-Leuten auszuweichen, nirgends, nicht einmal im Scheisshaus.

Diese Unmöglichkeit des Ausweichens war das eigentlich Furchtbare, stelle ich mir vor und denke an den Affen in Franz Kafkas Erzählung, den Schimpansen, der von Tierjägern gefangengenommen und auf ein Schiff verfrachtet wird, wo er eingesperrt ist in einem engen Käfig. Und was er sich in seiner Not wünscht, ist nicht die Freiheit; Freiheit interessiert ihn nicht, denn der kafkasche Affe weiss ja, wie Wipf es auf seine Weise wusste, dass das Schiff auf dem Ozean schwimmt, nur Meer rundherum, und dass er nie mehr in seine Heimat zurückkehren kann, wie Wipf damals auch nicht. Freiheit also nicht, aber einen Ausweg sucht der Schimpanse, eine Möglichkeit, den ständigen Blicken seiner Wärter, dem Ausgesetztsein zu entgehen, und weil es in seinem Käfig keinen Ort gibt, keine einzige Nische, in die er sich wenigstens für Augenblicke zurückziehen und den Wärtern, der ständigen Beobachtung, ausweichen könnte, kommt er auf eine Idee, auf die in Hinzert auch Wipf kommt.

Für Wipf gab es zwei Auswege. Der eine: nie auffallen! Sich in Sprache, Gangart, Benehmen der Masse der Mithäftlinge angleichen, gestaltlos werden, unsichtbar, unhörbar. Wenn das gelang, konnte man in gewisser Weise aus dem Lager verschwinden. So unauffällig werden, dass einen die SS-Leute nicht mehr sehen, hören, nicht mehr unterscheiden konnten von allen anderen; dann war es erreicht, dann fanden sie einen nicht mehr und man war weg, fort, ausgewichen.

Es gab aber noch eine andere Möglichkeit, eine riskantere: Man musste das Gefährliche tun, nämlich auffallen. Den Wächtern auffallen wie der Schimpanse in Kafkas Käfig, der eingesperrte Affe, der verzweifelt einen Ausweg sucht, indem er sich anstrengt, so zu werden wie seine Bewacher. Sie reichen ihm eine Tabakspfeife in den Käfig, und der Affe pafft wie sie. Sie geben ihm eine Schnapsflasche, und der Affe säuft wie sie, und er lernt die Sprache seiner Wächter und setzt alles daran, vom Affen zum Mensch zu werden,

und es gelingt ihm; die verblüfften Wächter schliessen den Käfig auf und empfangen ihn, den pfeifenrauchenden, schnapstrinkenden und sprechenden Schimpansen fast als ihresgleichen.

Diesen Ausweg wählte auch Wipf. Er begann den SS-Leuten aufzufallen als einer, der Mithäftlinge denunzierte, die etwas Nachteiliges über die SS gesagt hatten. Anfangs kostete es Wipf Überwindung, das zu tun, er empfand Abscheu, wie der Schimpanse anfangs Abscheu empfunden hatte vor dem Rauchen und Saufen; aber mit der Zeit ging es leicht.

Wipf sagte später vor dem Untersuchungsrichter über das Konzentrationslager Hinzert: «Anfangs war die Behandlung schlecht. Später besserte sie sich ein wenig.»

Sie besserte sich ein wenig, nachdem er den Ausweg gefunden hatte: Wie der Schimpanse sich verwandelte in eine Art Mensch, verwandelte der KZ-Häftling Wipf sich allmählich in eine Art SS-Mann, in eine besonders schlimme Art sogar.

## 2

Rööсли und Seiler hatten also Glück; der Grenzpolizist, der sie entdeckte, stammte aus Seilers weitverzweigter Familie, nahm das Gewehr herunter und führte die beiden ganz freundlich nach Lörrach, zum Gestapoposten. Dort wurde Seiler gleich entlassen, heim zu den Eltern, die in der Nähe wohnten.

Rööсли musste bleiben. Er bekam ein Stück schwarzes Brot und Kaffee und trank einen Schluck und liess sich nichts anmerken, aber das war zweifellos billiger Kaffeersatz. Rööсли war ein wenig enttäuscht, verwirrt darüber, dass die Schandmäuler in der Schweiz offenbar doch recht gehabt hatten mit ihrer Behauptung, in Deutschland gebe es nicht einmal mehr echten Kaffee.

Es holte ihn dann ein Beamter, der Reithosen trug und ihn freundlich dieses und jenes fragte, auch zum Beispiel über Schweizer Befestigungsanlagen. Auf diesem Gebiet kannte Rööсли sich aber nicht

aus; er war ja in der Armee Posaunist gewesen. Der Gestapobeamte merkte rasch, dass Rööslis militärisch nicht interessant war, und er stellte ihm eine Bescheinigung aus: die solle er im Zug nach Stuttgart dem Zugführer vorweisen. Sie gelte auch als vorläufiger Personalausweis.

Nach Stuttgart sollte es also gehen... Rööslis bedankte sich, vielleicht sagte er beim Verlassen des Büros zum ersten Mal Heil Hitler und grüsste mit gestrecktem Arm.

Und eine Stunde später sass er schon im Nachtzug, müde, aber viel zu aufgeregt zum schlafen. Wie schnell das alles gegangen war! Vor ein paar Stunden noch in Basel und jetzt in einem deutschen Zug, der übrigens, wie offenbar alle Züge hier, von einer Dampflokomotive gezogen wurde. Das gab Rööslis zu denken, denn das Reich war doch sicher technisch viel weiter als die Schweiz und fuhr trotzdem mit Dampf? Während in der Schweiz alles schon elektrisch war?

Und wo musste er sich in Stuttgart dann melden? Rööslis las nach: Panoramaheim, Panoramastrasse 11, Stuttgart Nord. Hoffentlich fand man das.

Nach einer Weile hielt der Zug an. War das schon Stuttgart? Dass er es nur nicht verpasste!

Und schau an, da stieg einer zu, der war auch Schweizer. Ein Mühlethaler aus Aarau, vormals Kellner im Café Sonnenthal dort. Rööslis sagte, er sei Musiker und suche in Deutschland Arbeit, es müsse nicht unbedingt als Musiker sein.

Jaja, die Arbeitslosigkeit, sagte Mühlethaler. Von der habe er auch genug. Deshalb sei er hier. In der Schweiz werde ja gegen die Arbeitslosigkeit überhaupt nichts unternommen. Aus Not habe er sich sogar freiwillig zum Militärdienst gemeldet in Aarau, nur um überhaupt etwas zwischen die Zähne zu kriegen. Also melden wollen, genauer gesagt. Man habe ihm nämlich auf dem Territorialkommando erklärt, dass er nicht auf seinem Beruf arbeiten könne.



«Die sagten, ich müsse schaufeln und pickeln. Aus diesem Grund habe ich auf den freiwilligen Dienst verzichtet.»

Richtig, fand Röösl. Wo stand denn geschrieben, dass ein Arbeitsloser jede Dreckarbeit annehmen musste, nur weil der Bundesrat nichts unternahm gegen das Übel?

«In meinem Ärger bin ich dann am selben Tag ins Café Milka gegangen», sagte Mühlethaler. «Dort habe ich eine Trude Müller getroffen. Ich habe sie vorher nicht gekannt, aber sie hat mir angemerkt, dass ich verstimmt war.» Die Trude habe ihm geraten, nach Deutschland zu gehen; dort gebe es Arbeit noch und noch.

Die Trude, übrigens, sagte Mühlethaler zu Röösl, sah nicht schlecht aus. Nur ihre Frisur!

«Sie trug Herrenschnitt...»

Wie auch immer.

Jedenfalls habe sie ihm gesagt, wenn er auf den Punkt 495 zugehe, wo sich schweizerseits ein Wachthaus befinde, könne er leicht die Grenze passieren. Dieser Punkt sei beim Azheimerhof. Und übrigens, habe sie gesagt, würde sie ihm gern etwas Schriftliches mitgeben, kenne ihn aber zu wenig und könne ihm deshalb nicht gut etwas mitgeben. Das Passwort werde oft gewechselt, und sie sei nicht im Klaren darüber, was jetzt gelte.

Auch habe sie ihm anvertraut, dass sie zwar Trude heisse, aber von allen Lotte genannt werde. «Dann sagte sie mir, ich solle mich bei der deutschen Grenzpolizei auf sie berufen. Ich würde dann sicher zum Gestapochef König in Waldshut geführt werden. Dem solle ich sagen ‘Schönen Gruss vom Schutzengel Lotte’. Der König wisse dann schon.»

Mühlethalers Erzählung könnte Röösl imponiert haben, potztausend, das war ja fast wie im Kino.

«Ich habe mich dann an diesen Punkt 495 begeben», erzählte Mühlethaler, «und zwar in Zivilkleidung. Ich habe keinen Schweizerposten gesehen, habe den Deutschen Zeichen gemacht und bin dann im Laufschrift über die Grenze gesprungen. Bei der Grenzpolizei habe ich mich auf die Lotte berufen. Aber es hat sie keiner kennen wollen. Ich erklärte noch, dass die Lotte mich an den Gestapochef König ver-

wiesen hat.» Am andern Tag habe man ihn zu König gebracht. «Dort habe ich gemäss der Lotte gesagt 'Schönen Gruss vom Schutzengel Lotte'.» König habe aber die Lotte auch nicht kennen wollen.

Ja, sagte Mühlethaler. «Dann hat man ein Protokoll aufgenommen und mich in Haft gesetzt. Hierauf hat man mich einen ganzen Monat im Gefängnis sitzen lassen, ohne sich weiter um mich zu kümmern.» Heute Morgen sei dann der König wieder gekommen, habe erklärt, es sei alles überprüft worden. Er, Mühlethaler, erhalte nun das deutsche Gastrecht. «Er gab mir das Bahngeld nach Stuttgart und wies mich an das Panoramaheim.»

So hatten also Rööslü und Mühlethaler dasselbe Ziel. Zwei Schweizer auf dem Weg ins Panoramaheim, was immer das sein mochte. Mühlethaler erzählte noch dieses und jenes in normaler Lautstärke. Dann beugte er sich plötzlich zu Rööslü und flüsterte: Ich habe «den Eindruck, dass ich von einem Beamten überwacht» werde...

### 3

Heinrich Büeler verliess die Schweiz bekanntlich auch schwarz, aber im Unterschied zu Rööslü, Mühlethaler und anderen, die damals ins Dritte Reich verschwanden, wurde er von keinem deutschen Grenzwachter verhaftet, von keinem Gestapobeamten verhört. Schwarzgänger nannte man solche Flüchtlinge, und Büeler war ein Schwarzgänger 1. Klasse, wurde an der Grenze abgeholt von einem SS-Chauffeur und zum nächsten Bahnhof gefahren. Für ihn kam das Panoramaheim, eine Auffangstation eigens für geflüchtete Schweizer, nicht in Frage, denn dort nächtigte man zu fünft in einem Zimmer. Nein, Büeler reiste nach Berlin, wurde am Anhalterbahnhof herzlich empfangen von den vier führenden Fröntlern, seinen Kameraden, die einen Tag vor ihm geflohen waren. Sie logierten im renommierten Hotel 'Europäischer Hof', wo nun auch Büeler Quartier nahm.

«Daselbst erhielten wir auch einen bescheidenen Abendimbiss», schrieb er später.

Gruppenführer Berger, Chef des SS-Hauptamtes, meldete seinem Vorgesetzten, dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler, Spitzname 'Reichsheini': «Reichsführer! Ich melde Reichsführer, dass fünf wesentliche Vertreter des schweizerischen Nationalsozialismus am 19. und 20. ds. Mts. mit meinem Einverständnis aus der Schweiz geflohen und illegal ins Reich gelangt sind. Sie befinden sich augenblicklich unter meiner Betreuung. (...) Vor 10 Tagen hat das Bundesgericht der Schweiz beschlossen, dass das Verfahren gegen diese Nationalsozialisten vom Militärgericht ausgeübt werden müsste. In Anbetracht der zu erwartenden hohen Strafen habe (...) ich den Grenzübertritt im Benehmen mit dem Reichssicherheitshauptamt veranlasst. (...) Hierbei darf ich betonen, dass bei diesen Führern weder politischer Nachrichtendienst noch militärische Spionage nachgewiesen werden konnte, lediglich nationalsozialistische Propaganda, als Sport getarnte SS-Arbeit und Kampf gegen die Demokratie. (...) Ich werde ihnen vorerst einen Erholungsurlaub verschaffen und sie nachher zum Teil beim SD, zum Teil bei der Waffen-SS verwenden.»

Büeler wurde herzlich willkommen geheissen von seinem Freund Obersturmbannführer Riedweg und eingeladen zum Eintopf im SS-Hauptamt. Bei dieser Gelegenheit lernte er den Gruppenführer Berger kennen, der sich für ihn eingesetzt hatte und ihn nun sogar abkommandierte in die Ferien, nach Salzburg, zur Erholung von den Strapazen der Untersuchungshaft.

Also reiste Büeler mit den vier anderen «wesentlichen Vertretern des schweizerischen Nationalsozialismus» in die Festspielstadt, «da dort im Zusammenhang, ich glaube mit der 150-jährigen Feier des Todestages von Mozart noch verschiedene musikalische Darbietungen stattfanden», wie er später schrieb.

Man besuchte aber auch Kinovorstellungen, spazierte und hatte Thé beim Salzburger Gauleiter und Konversation mit dem Tiroler

Schriftsteller Springenschmidt, der auf die Idee kam, sie, die fünf Schweizer, könnten doch von Salzburg aus «auf einem Schwarzsender in die Schweiz Propaganda machen.»

Dieser Vorschlag könnte Büeler beunruhigt haben, denn er bestätigte seinen Verdacht, dass die Deutschen im Grunde nicht wussten, was sie mit den fünf Flüchtlingen anfangen sollten. Es bestand die Gefahr, dass man sie praktisch abschob auf irgendwelche subalterne Pöstchen. Drei von den fünf waren aber Akademiker und nicht ins Reich geflüchtet, um in einem schallisolierten Senderaum zu enden und tagaus, tagein ins Mikrofon zu rufen, Schweizer! Hört die Stimme des germanischen Europa! Glaubt nicht eurer Judenpresse!

Heinrich Himmler hatte auch eine Idee, wie die fünf zu verwenden wären, und die war schon gar nicht in ihrem Sinn. Himmler liess an Gruppenführer Berger schreiben: «Der Reichsführer-SS lässt Ihnen für Ihre Mitteilung über die illegale Einreise der 5 Schweizer bestens danken. Der Reichsführer-SS denkt daran, den Betreffenden mit anderen Pässen und anderen Namen Gelegenheit zu geben, sich bei uns an der Front zu bewähren.»

Himmler dachte aber nur daran und vergass es dann wieder, wofür ihm allé fünf dankbar waren, auch Büeler, der in den folgenden Kriegsjahren zwar stets behauptete, er ersehne nichts so sehr wie den Fronteinsatz...

#### 4

Nach den Ferien reiste Büeler nach Berlin zurück, wo er erwartet wurde, im «Europäischen Hof», von Johanna. Er hatte sie gebeten herzukommen, wollte die Zukunft besprechen, schrieb später, er habe mit ihr «verschiedene Freunde und Bekannte von ihr und mir» besucht, «öfters Theater, Kinos und Museen.»

Glücklich wird man nicht gewesen sein, denn Büeler bat Johanna, mit den Kindern zu ihm nach Berlin zu ziehen, und sie verstand nicht, wie er daran auch nur denken konnte. Büeler und sie sassen auf dem

Hotelbett, und er redete von der Grösse des geschichtlichen Augenblicks, vom Endkampf gegen den Bolschewismus und die jüdische Hochfinanz, von der Borniertheit der Schweiz, in der sie, als seine Frau, doch nicht mehr leben könne. Er vermisse sie, sie und die Kinder, sie solle um Himmels willen zu ihm nach Berlin kommen!

Johanna, Holländerin, schrieb ihm später, nach dem Krieg: «In meiner Heimat geschah Abscheuliches. Ich bangte um meine Geschwister, die sich verkrochen unter die Fussböden ihrer Heime, um denen zu entgehen, die dort nichts zu suchen hatten.» Von denen, die dort nichts zu suchen hatten, schwärmte aber Büeler im «Europäischen Hof», zwischen einem Theater- und einem Museumsbesuch, und sie, Johanna, müsse doch unterscheiden zwischen Politik und ihrer Ehe, die doch nicht gefährdet werden dürfe von Entwicklungen, die nichts mit ihr zu tun hätten, wie zum Beispiel der Einmarsch der Wehrmacht in Holland, der notwendig gewesen sei, um den Krieg in Europa möglichst rasch zu beenden. Büeler redete, was sonst nicht seine Art war, auf Johanna ein, versprach, er werde hier in Deutschland, dank seiner einflussreichen Freunde, bald einen guten Posten haben, so dass die Familie finanziell abgesichert wäre. Johanna fragte vielleicht, was für einen Posten? und er sagte, im SS-Hauptamt oder als Offizier der Waffen-SS...

«Falsch war es, dass Du fortgingst», schrieb sie ihm später, «noch viel katastrophaler war es, dass du ausgerechnet in die Waffen-SS eintratst. Ich war doch nie damit einverstanden und habe mich stets konsequent geweigert, hinüberzusiedeln! Was Du damals von mir auch nicht verstehen konntest.»

Nein. Büeler, im «Europäischen Hof», verstand Johanna nicht und sie umgekehrt ihn nicht. Sie wusste und akzeptierte, dass er Idealist war, aber sein Idealismus, den sie an und für sich für einen guten Zug hielt, kippte manchmal ins Naive. Ihr Bruder war deportiert worden von den Deutschen, und Büeler stritt nicht ab, dass das Unrecht war, denn er war ja kein Fanatiker – ein Fanatiker hätte es abgestritten, geleugnet; er, als Idealist nannte die Deportation eine Entartung des wahren Nationalsozialismus, und nichts dergleichen werde mehr vor-

kommen, wenn der Nationalsozialismus – und bald sei es soweit – gereinigt worden sei von den Minderwertigen, wie Büeler es nannte, den Minderwertigen, die in der Partei heute leider noch zahlreich seien.

Gegen diesen Glauben an die reine Lehre war Johanna machtlos; aussichtslos die Versuche, ihrem Mann verständlich zu machen, warum sie niemals nach Berlin übersiedeln würde.

So trennte man sich am 7. Januar 1942 auf dem Anhalterbahnhof kühl, enttäuscht auf beiden Seiten. Es war, was beide nicht wissen konnten, aber ahnten wahrscheinlich, ein Abschied für lange, für vier Jahre.

Büeler kehrte in den «Europäischen Hof» zurück, setzte sich aufs Doppelbett und empfand zu recht, dass er alles verloren hatte und ihm eigentlich nur noch eines blieb.

Und er fasste einen folgeschweren Entschluss.

## 5

Vier Wochen vor jenem Tag, an dem Büeler sich von Johanna für lange verabschiedete, waren Rööslü und Mühlethaler in Stuttgart angekommen, mitten in der Nacht. Der Bahnhof war, für ihre Begriffe, riesig, vor allem menschenleer. Endlich fanden sie jemanden, den sie fragen konnten, wie man zur Panoramastrasse 11 komme, einen Bahnbeamten. Von einem Panoramaheim hatte er noch nie gehört, aber die Strasse kannte er. Es sei gar nicht weit von hier.

Rööslü und Mühlethaler schritten aus, denn sie waren jetzt sehr müde und brauchten ein Bett, und bald kamen sie in eine bessere Gegend mit herrschaftlichen Häusern. Eins davon, eine wahre Villa, war die Nummer 11.

Im Untergeschoss brannte noch Licht.

Rööсли läutete.

Es öffnete aber keiner. Mühlethaler fand, Rööсли solle nochmal läuten, auch wenn man vielleicht alle aufweckte; schliesslich hätten sie Befehl, sich hier zu melden, und von einer bestimmten Tageszeit sei nichts gesagt worden.

Endlich ging die Tür auf, und ein Mann bat sie herein. Er heisse Tanner, sagte er auf Hochdeutsch, aber man hörte, dass er Schweizer sein musste. Rööсли hatte mit Hochdeutsch Mühe und fand es komisch, mit einem Schweizer so zu sprechen, aber wenn es hier Sitte war, wollte er nicht dagegen verstossen und sagte auf Hochdeutsch, er heisse Rööсли, die Gestapo in Lörrach habe ihn hierhergeschickt. Mühlethaler sagte das seine.

Tanner verlangte dann ihre Ausweise und die Bescheinigung von der Gestapo und kontrollierte die Papiere sehr genau, hielt sie sogar gegen das Licht, so dass Rööсли Angst bekam, es könnte mit ihnen etwas nicht stimmen.

Aber sie waren in Ordnung, und Tanner führte Rööсли und Mühlethaler eine Treppe hoch, hier seien die Schlafräume, also macht keinen Lärm; hier drin seien zwei Betten frei, hier könnten sie schlafen, was Rööсли auch sofort gelang.

Am anderen Morgen, gegen 8.00 Uhr, weckte ihn Lärm. Er war noch ganz erschlagen, lief den anderen hinterher, in den Waschraum. Hier war Betrieb, etwa 20 andere, alles Schweizer, wuschen sich, Berner, St. Galler, alles mögliche, auch zwei Welsche, die fröhlich französisch redeten. Rööсли fragte sich, wie die hier in Deutschland durchkommen wollten.

Und dann im Essraum ein Frühstück, das so recht widerlegte, was man in der Schweiz behauptete; es gab echten Kaffee, Konfitüre, Butter, Brot, alles à discrétion. Rööсли war auf eine Weise erleichtert und vergass die altmodischen Dampflokotiven und den Kaffeersatz auf dem Gestapobüro Lörrach. Dieses Frühstück war der Beweis, dass Deutschland tatsächlich so war, wie er es sich vorgestellt hatte: alles im Überfluss.

Dann erschien dieser Tanner und schickte ihn und Mühlethaler und noch zwei Neue in die Stadt. Sie sollten sich fotografieren lassen und unverzüglich zurückkommen.

Das taten sie, und am Nachmittag lernten die vier Neuen einen gewissen Remund kennen. Er sagte, er sei hier der Kameradschaftsleiter und Stellvertreter des Heimleiters Dr. Hutten.

Mühlethaler gab später zu Protokoll: «Vom diesem Remund, einem Schweizer, Bäcker von Beruf mit jüdischem Aussehen, bin ich über meinen Grenzübertritt befragt worden.» Dann habe besagter Remund ihn bearbeitet. «Er sagte, ich solle mich zur Waffen-SS melden. Damit bin ich aber nicht einverstanden gewesen. Ich habe erklärt, ich sei nach Deutschland gekommen, um auf meinem Beruf zu arbeiten.»

Ein anderer der vier Neuen sagte später aus: «Remund hat uns dann einzeln über die Verhältnisse in der Schweiz ausgefragt. Er wollte von mir namentlich wissen, ob ich führende Persönlichkeiten kenne, die antinationalsozialistisch denken. Ich habe ihm aber keine angegeben. Was die anderen Kollegen in dieser Hinsicht ausgesagt haben, weiss ich nicht.»

Jetzt kam Rösli an die Reihe, und als es um antinationalsozialistische Schweizer ging, fielen ihm auf Anhieb viele Namen ein, zum Beispiel die Namen aller Mitglieder des Gossauer Bürgerrats, welcher seine Mutter ins Irrenhaus gebracht, dann der Name des Vormunds, der ihn in die Erziehungsanstalt gesteckt hatte, schliesslich die Namen der Schweizer Militärbonzen, die seine Bewerbung zum Unteroffizier in den Papierkorb geschmissen hatten.

Möglich, dass Rösli die Gelegenheit nutzte und dem Remund all die Namen rachsüchtig in die Maschine diktierte.

Es kann aber auch sein, dass er schwieg, denn er war eine trotzig Natur und hatte vielleicht keine Lust, ausgerechnet diesem Remund einen Gefallen zu tun, diesem Heimleiter, der seine Fragen im Befehlston stellte – obwohl er doch auch Schweizer war! – und sich überhaupt aufspielte, wie sich offenbar alle Heimleiter aufspielten, selbst die nationalsozialistischen.



Und immer wieder kam dieser Remund mit seiner Waffen-SS!

Rööсли, Mühlethaler und die zwei anderen Neuen waren zwar für Hitler, natürlich, aber der Führer brauchte doch auch Arbeitskräfte! Und überhaupt: Wozu jetzt noch in den Krieg fahren, wo er praktisch gewonnen, Moskau praktisch schon erobert war, so gut wie, wenn auch noch nicht ganz, aber bald! – und dann gute Nacht Weltjudentum! Es war doch viel gescheiter, in Deutschland zu bleiben und für den Führer zu arbeiten, wenn der Lohn stimmte. Jedenfalls sagte Rööсли zu Remund, er gehe nicht zur Waffen-SS, man solle ihm eine Arbeit geben. Mühlethaler sagte das seine, und auch die zwei anderen sahen sich nicht als Soldaten.

Damals, 1942, hatten die geflüchteten Schweizer noch die Wahl, später nicht mehr. Und mit dieser Wahl war Remund eigenartigerweise sehr schnell einverstanden. Wie kam das, nachdem er doch eben noch fast drohend für die Waffen-SS geworben hatte?

Das Panoramaheim hatte vom SS-Hauptamt den Auftrag, möglichst viele, am besten alle Schweizer, die sich hier meldeten, der Waffen-SS zuzuführen. Schweizer galten als zuverlässig, waren begehrt, aber eben auch bei der deutschen Industrie oder sagen wir bei gewissen, in der Region Stuttgart ansässigen Firmen. Und diese Firmen brachten Remund in Versuchung. Für jeden Schweizer, den er an der Waffen-SS vorbei ihnen zuschanzte, bezahlten sie ihm eine Provision. Remund war dementsprechend froh um jeden Neuankömmling, der sich von ihm nicht zur Waffen-SS überreden liess, der nicht umkippte, wenn er pro forma rief, Sie wollen ein richtiger Nationalsozialist sein? Beweisen Sie es! Oder sind Sie nur ein feiger Maulheld?

Wer arbeiten wolle, sagte Remund zu den vier Neuen, könne das selbstverständlich tun.

Er drückte ihnen Papier in die Hand: Schreibt einen Lebenslauf in dreifacher Ausführung! Zum Schluss erklärte er ihnen, wie man sich in Deutschland zu benehmen habe, dass es hier nicht Grüss Gott

heisse, sondern Heil Hitler, und man nimmt den rechten Arm hoch, und in jeder Hinsicht habe man sich korrekt aufzuführen.

Nach diesem Vortrag verteilte er – endlich – die Arbeit.

Rööslis und noch zwei der Neuen sollten nach Ludwigsburg fahren und sich in der «Metall&Lackierwarenfabrik» melden. Für Mühlethaler, der ja einmal Kellner gewesen war, hatte Remund etwas Passendes im Bahnhofbuffet 2. Klasse in Stuttgart.

Die vier glänzten vor Zufriedenheit, und Remund schickte sie hinaus, nein halt, etwas hätte er fast vergessen, das wichtigste: Unter keinen Umständen dürft ihr Kontakt aufnehmen mit dem Schweizer Konsulat. Das ist strengstens verboten!

## 6

Aufs Konsulat? Warum denn! Rööslis wäre wahrscheinlich nie auf die Idee gekommen. Ihm gefiel es in Deutschland, sogar sehr, und er war zufrieden mit sich, denn er hatte ganz offensichtlich richtig gehandelt: Man musste nur Weggehen aus der Schweiz, dann fand man prompt Arbeit, eine feste Anstellung in einem Rüstungsbetrieb! Das musste der Bundesrat dem Führer erst einmal nachmachen! Nein, das Konsulat, die Schweiz, daran dachte er nicht im Augenblick, die Schweiz war abgeschrieben für ihn, ein Land im Abseits, das Schlusslicht der Geschichte, die vom Führer gemacht wurde – und was machten die Schweizer? Lange Gesichter.

Rööslis dachte wahrscheinlich, dass einer, der sein junges Leben nicht verschlafen wollte, jetzt hinaus musste in die Welt – und das war Deutschland; hier wurde gearbeitet, gesiegt, geherrscht und vorwärtsgestürmt in die Zukunft.

Dorthin stürmte jetzt auch Rööslis, Hals über Kopf.

# IX

## Alt Bundesrat Musys Vermisstenanzeige

### 1

Im April 1942 erhielt die Bundesanwaltschaft einen Brief von einem dort nicht näher bekannten Hauptmann Furrer, Untersuchungsrichter eines Territorialgerichts. Furrer entschuldigte sich, dass er überhaupt schreibe, aber er sei besorgt über eine gewisse Entwicklung. Er müsse immer wieder feststellen, dass das deutsche Konsulat in Basel jungen Schweizern zur Flucht ver helfe. «Ich bin der Auffassung, dass es nicht zu den Aufgaben einer konsularischen Vertretung gehört, die Angehörigen ihres Gastlandes zu veranlassen, in fremden Kriegsdienst einzutreten. Ebenso wenig ist es im Interesse unseres Landes, wenn immer wieder junge, wehrpflichtige Leute ausgerechnet in den heutigen Zeiten unser Land verlassen. Ich bin mir bewusst», schrieb der Hauptmann, «dass es ausserordentlich schwer sein wird, diese Leute zurückzuhalten, aber vielleicht lassen sich doch Schritte unternehmen, die Fälle unerlaubten Grenzübertritts und der Schwächung der Wehrkraft, die sich in letzter Zeit in erschreckender Weise gehäuft haben, etwas einzudämmen.»

Hauptmann Furrer machte sich also Sorgen. Täglich liefen junge Schweizer, zum Teil noch in Uniform, zum Feind über, täglich einer oder zwei, drei neue Fälle, so dass Furrer, der sich berufshalber damit beschäftigen musste, den Eindruck bekam, die halbe Armee laufe davon.

Und er wird sich gefragt haben, warum.

Dass Hitler eine Wirkung hatte, vor allem – so könnte Furrer sich getröstet haben – auf einfachere Gemüter, war unbestritten.

Im Frühling 1942 konnte man – also auch Furrer – von Hitler und den Deutschen halten, was man wollte, aber dass sie zum Teil Ungeheures leisteten, musste man schon zugeben. Es waren nicht so sehr die militärischen Siege, die Furrer vielleicht imponierten, sondern die Technik, die diese Triumphe erst möglich gemacht hatte, die deutsche Industrie, die Hochleistungen vollbrachte. Die Deutschen waren eben, trotz allem, tüchtig, kluge Köpfe, und die Gerüchte, dass es drüben nichts mehr zu essen gebe, glaubte Hauptmann Furrer nicht – die entsprangen wohl eher einem weitverbreiteten Wunsch.

Und wie das deutsche Volk jubelte!

Man hörte es im Radio; diese Begeisterung, die selbst aufrechte Schweizer verunsicherte – Zweifel, ob nicht vielleicht doch etwas dran war. Konnten denn so viele Menschen, ein ganzes Land, einem Irrtum aufsitzen?

Und täglich lagen neue Dossiers auf dem Pult des Hauptmann Furrer; wieder war einer desertiert oder wieder zwei Lehrlinge schwarz nach Deutschland – es häufte sich einfach, gab Furrer zu denken. Was bewog diese Leute dazu? War da am Ende etwas, das sie begriffen hatten, und nur er, Furrer, nicht?

Aber nein, das waren unsinnige Zweifel. Furrer konnte sich sagen, dass diese Leute erstens gegen schweizerisches Recht verstießen, was immer ihre Beweggründe sein mochten, und dass zweitens er recht hatte mit seiner Meinung über Deutschland, die – trotz den bewunderungswürdigen, auch beängstigenden Leistungen – eine schlechte war und die von der Mehrheit des Schweizer Volkes ja geteilt wurde, ganz deutlich. Natürlich, auch er, Furrer, spürte, dass die Schweiz im Vergleich zu Deutschland im Augenblick etwas müde wirkte. Die Schweiz war blass, Deutschland strahlte. Vieles hier war verknöchert, altväterlich, jedoch Deutschland schien zu pulsieren, kam jugendlich, frisch daher; das mochte diesen jungen Deserteuren imponieren. Aber das war nur auf Zeit, das würde sich ändern, wenn das Kriegsglück wechselte.

Nein, wenn Furrer es sich recht überlegte, waren diese jungen Schwarzgänger ganz einfach Dummköpfe, im besten Fall, im schlimmsten Landesverräter, die es mit einem hielten, der gerade gesagt hatte: «Die Schweiz ist nichts anderes wie eine Eiterbeule an Europa!»

Aber war das alles wirklich so sicher?

Hauptmann Furrer hatte gerüchteweise von den Verbrechen der Nationalsozialisten gehört, von Massenerschiessungen, Deportationen. Aber noch konnte man das dem Krieg zuschreiben, der beide Seiten grausam machte. Vielleicht, wenn Furrer gewusst hätte, was wirklich geschah, wäre er weniger beunruhigt gewesen über die vielen, die zu Hitler rannten. Er hätte sie dann abtun können als potentielle Verbrecher, die genau wussten, wem sie sich andienten. So aber blieb der Zweifel, ob diese jungen Leute nicht vielleicht doch irgendwie recht hatten, und diese Zweifel könnten ihn veranlasst haben, der Bundesanwaltschaft einen Brief zu schreiben – und er schrieb nicht nur einen –, damit sie einschreite, die Fluchten stoppe, die ihn in seiner schweizerischen Gesinnung verunsicherten.

Natürlich war er, und mit ihm fast das ganze Volk, klar gegen das nationalsozialistische Deutschland, denn dieses Land bedrohte seine Heimat, war der Feind – aber das Reich Deutschland war das eine, das andere war der Nationalsozialismus und der verwirrte Furrer, in gewisser Weise, denn er war sich nicht immer ganz sicher, ob er diese Weltanschauung so eindeutig ablehnte wie den Herrschaftsanspruch der Grossmacht Deutschland.

Mit diesem Problem war Furrer damals nicht allein, behauptete ich. Deutschland war eben zwei Feinde, ein äusserer und ein innerer; gegen den äusseren, die Panzer, war man bereit zu kämpfen, und wenn Zweifel an dieser Bereitschaft aufkamen, waren es nur militärische. Aber gegen den inneren Feind, die Ideologie Deutschlands, hatte man nichts in der Hand, musste man die «Geistige Landesverteidi-

gung» aufbieten, und geistig war Hauptmann Furrer eben schweren Angriffen ausgesetzt, manchmal.

Aber er hielt die Stellung, auch wenn immer mehr Leute zu Hitler flohen, und schrieb, um sich zu stärken, Briefe an die Bundesanwaltschaft, zum Beispiel: «Ich erachte es als meine Pflicht, die Behörden immer wieder auf solche Vorkommnisse aufmerksam zu machen, auch auf die Gefahr hin, unter Umständen lästig zu wirken.»

## 2

Furrer zweifelte, ob er auch wirklich schweizerisch genug dachte und empfand – Hitlers Geheimdienste hätten sich darüber gewundert. Für sie stand fest, dass das Schweizer Volk ein «Bevölkerungspack» war. «Dieses Bevölkerungspack», hiess es in einem Geheimbericht über die ‘Stimmung in der Bevölkerung Zürichs’, «diese verhetzte Bevölkerung mit ihrer krankhaften, ja irrsinnigen englandfreundlichen Mentalität» sage zum Beispiel im Tram: «Lieber von einer englischen Bombe getötet werden, als von einer deutschen.» Das sei nur eines von vielen Beispielen für «die verbrecherische Gesinnung, die schweizerische Affenliebe zum feudalen England.»

## 3

Und wieder ein Dossier auf Hauptmann Furrers Pult; diesmal handelte es sich um einen gewissen Max Röösl. Das Polizeikommando Gossau schrieb Furrer: «Dass Röösl schwarz nach Deutschland ausgereist ist, spricht sich schon einige Tage in Gossau herum...Ferner ist die Familie Käser-Benz, wo sich der Bursche zuletzt aufgehalten hat, vollständig für Deutschland eingenommen.» Zufällig habe das Polizeikommando erfahren, dass der Polizei-Offizier des Territorialkreises 4 die Post des «politisch verdächtigen Wehrmannes Brauchli Franz, Mechaniker» überwache.

Eben diesem Brauchli Franz habe Rööslü kürzlich einen Brief aus Deutschland geschickt. Der Brief sei vom Territorialkommando 4 geöffnet worden. «Es konnte einwandfrei festgestellt werden, dass sich Rööslü Max z. Zt. in Ludwigsburg befindet und dort in einem Fabrikbetrieb Arbeit gefunden hat.»

Aber noch einen anderen, interessanteren Brief habe Rööslü geschrieben, und dass es, das Polizeikommando, diesen Brief heute im Besitz habe, sei folgendem Umstand zu verdanken:

«Am Montag, dem 27. April 1942 um 16.30 meldete Herr Furgler, Gemeindeschreiber in Gossau, dem Polizeikommando telephonisch, dass ihm soeben ein interessanter Brief aus Deutschland in die Hände gekommen sei. Der Empfänger, Widmer Jakob, habe diesen Brief an seinem Arbeitsplatz einigen Nebendarbeitern zur Einsicht überlassen, und nun sei das Schreiben von einem Angestellten desselben Betriebes auch ihm, dem Gemeindeschreiber, vorübergehend zur Kenntnisnahme zugänglich gemacht worden.» Widmer Jakob sei politisch einwandfrei, betonte das Polizeikommando Gossau, sei zuverlässig und habe mit Rööslü seinerzeit lediglich freundschaftliche Beziehungen unterhalten.

Und Furrer las den beiliegenden Brief.

«Salü Schaggi!

Du musst ja schön erstaunt sein, aus Deutschland einen Brief zu bekommen. Es geht mir ausgezeichnet. Es ist so schön und ruhig in Deutschland. Man merkt fast gar nicht, dass Krieg ist. Das Essen ist gut und reichlich. Es entspricht in keiner Beziehung dem, was man in der Schweiz erzählt. Ich möchte nie mehr in einem anderen Land leben und nie mehr unter anderen Menschen, als unter Deutschen. In die Schweiz komme ich nie mehr, oder höchstens besuchsweise, und das auch erst dann, wenn sie angeschlossen oder zum mindesten, wenn sie sich der neuen europäischen Ordnung angepasst hat. Ich kann einfach nicht verstehen, dass das Schweizervolk noch nicht eingesehen hat, dass es von den Juden und Judenknecchten auf das Schändlichste hintergangen und ausgesaugt wird. Man sollte den Schweizern immer und immer wieder einhämmern», schrieb Rööslü,

«dass das Judengesindel der Feind der Menschheit ist, bis sie es selber einsehen. Nicht wir, die wir nach Deutschland geflüchtet sind, sind die Vaterlandsverräter, sondern jene, die alles was nur nach deutsch riecht verleugnen und bekämpfen. Sei er nun General oder Bundesrat. Das sind die Vaterlandsverräter, die die Blutsverwandtschaft zwischen dem deutschen- und dem Schweizervolk verleugnen wollen. Wer auf einen englisch-russischen Sieg hofft, – allerdings vergeblich – ist ein Verräter an seinem Volk und an sich selbst. Ich bin glücklich, in dem Lande leben zu dürfen, das vom Führer und grössten Europäer aller Zeiten geführt und regiert wird. Ich hoffe, dass es dir gut geht und du immer Arbeit hast.

Es grüsst dich mit  
Heil Hitler  
Max Rööslı.»

#### 4

Wieder einer, könnte Furrer gedacht haben, und sicher ärgerte er sich aufs Neue über die Bundespolizei, die so offensichtlich nicht in der Lage war, die Abwanderung zu stoppen, die Grenze lückenlos zu bewachen. Hunderte flohen unentdeckt, und nichts geschah!

#### 5

### **Rapport eines Grenzwachtpostens, 6. Oktober 1941**

«Während meiner Ausführung der vorgeschriebenen Diensttour von 19.15-00.15 beobachtete ich um 23.00 wie sich ca. 100 m vor mir eine schwarze Gestalt über die etwas hellere Strasse bewegte und sofort im Walde verschwand. Ich begab mich im Laufschrift mit dem Diensthund auf die Stelle wo ich die Person verschwinden sah und setzte dort den Hund ein, der mich sofort ca. 20 m tief in den Wald



hinein auf einen Mann zuführte, der sich hinter einer Tanne versteckt hielt. Auf meine Fragen, wohin er wolle, sagte er mir, dass er beabsichtige, nach Deutschland zu gelangen. Er trug einen vollbepackten Rucksack und marschierte in den Socken. Ich führte ihn auf das nächstgelegene Stationsbureau vom Bahnhof Hüntwangen-Wil ab, von wo aus ich Landjäger Höhn in Rafz telephonisch verständigte, der alsdann zur Einvernahme erschien.»

Es handelte sich beim Einvernommenen um einen Koller Fritz, 24 Jahre alt, Maschinenzeichner. Er war im Mai unbemerkt nach Deutschland gelangt, indem er zwischen Jestetten und Altenburg aus dem Zug gesprungen war. Gleichfalls unbemerkt war er im September in die Schweiz zurückgekommen. Und jetzt, im Oktober, hatte er zum zweiten Mal nach Deutschland flüchten wollen.

«Im Rucksack verstaut hatte Koller folgendes stark belastende Nachrichtenmaterial, das er nach Deutschland ausführen wollte: 43 Stück topographische Karten, 25 Stück Touristenkarten, 96 Fliegeraufnahmen der Schweizeralpen, 2 ungeladene Fliegerabwehrgeschosses mit Zündkapseln, 11 Päckli Stumpen.»

Das Grenzwachtkommando II nahm diesen Fall zum Anlass, den Herren dort oben in ihren Büros einmal klarzumachen, mit welchen Widrigkeiten man hier im Aussendienst zu kämpfen hatte. «Es hat sich erneut bewiesen, dass die Hunde doch ein unentbehrliches Hilfsmittel in der Grenzbewachung sind. Schon seit längerer Zeit ist die Zone Eglisau-Bahnhof-Hüntwangen-Wasterkingen eine für den Schwarzverkehr über die Grenze gefährliche Ecke, welcher unsererseits alle Aufmerksamkeit geschenkt wird. (...) Eine noch schärfere Überwachung ist jedoch in Anbetracht der Personalbestände nicht möglich, weshalb wir die Ansicht vertreten, dass es in erster Linie Sache der Kantons- oder Heerespolizei wäre, uns die nötige Unterstützung zu gewähren...»

## 6

Hauptmann Furrer, im Jahr 1942, musste den Eindruck haben, dass fortlaufend, täglich Dutzende Schweizer nach Deutschland verschwanden. Denn in jener Zeit war das so, und dass dieser kleine, gefährliche Strom in den kommenden Jahren versiegen würde, konnte er nicht ahnen, nur hoffen. Erst bei Kriegsende stand die Zahl fest, es waren rund 1500; die meisten flohen in den für das nationalsozialistische Deutschland besten Jahren 1940–1942, flohen aus Klassenzimmern, Lehrlingsheimen, Kinderstuben sogar.

## 7

März 1942. Ein Monsieur Delacroix aus Fribourg, zum Beispiel. Delacroix war Verwalter eines, sagen wir gerngetrunkenen Weinguts, und sein 17jähriger Sohn Jean-Pierre war fort, unauffindbar, seit Tagen. Delacroix kannte seinen Sohn immerhin so gut, dass er befürchtete, dieser könnte nach Deutschland verschwunden sein. Also musste man, um ihn zurückzubekommen, mit deutschen Regierungsstellen Kontakt aufnehmen. Delacroix selber hatte keinerlei Beziehungen dieser Art, aber Beziehungen zu Leuten, von denen er vermuten durfte, dass sie in Deutschland etwas bewirken konnten.

Delacroix wandte sich an Jean-Marie Musy, den ehemaligen Bundesrat, der vor Kurzem erst den SS-Chef Heinrich Himmler getroffen hatte, was Delacroix wahrscheinlich nicht wusste und auch nicht, dass Himmler über Musy sehr ungehalten gewesen war, weil Musy sich ihm gegenüber als einer erwiesen hatte, der politisch nicht ganz auf der Höhe der SS war; und dieser Besuch oder diese Audienz war dann für alle Beteiligten eher peinlich gewesen, am meisten wahrscheinlich für den Luzerner SS-Obersturmbannführer Franz Riedweg, der seinen alten Bekannten Musy bei Himmler ja überhaupt eingeführt hatte und sich nun für das stur katholisch-konservative Denken seines Bekannten vielleicht schämte.

Jedenfalls sagte der Vater Delacroix zu Musy, mein Jean-Pierre ist doch erst 17, hat doch eben erst am Technicum de Fribourg zu studieren begonnen und ist zu dieser unvernünftigen Flucht angestiftet worden von zwei Freunden. Du, mein lieber Musy, sagte Delacroix vielleicht, du könntest mir den grössten Gefallen tun, indem du auf die Deutschen, am besten über das Generalkonsulat, einwirkst und sie bittest, meinen Sohn und seine beiden falschen Freunde wieder herauszugeben.

Musy schrieb nun einen Brief «A Son Excellence Monsieur Köcher», den deutschen Konsul.

«Je vous serais très reconnaissant, si vous en avez la possibilité, de faciliter le repatriement de ces jeunes gens.» Er nannte die Angelegenheit «une affaire de nature aussi délicate».

Aber Konsul Köcher war, wie man gleich sehen wird, ein verschlagener Mensch oder Diplomat. Er antwortete Musy: «Ich habe die Bitte unverzüglich an die zuständige deutsche Behörde weitergeleitet und werde nicht verfehlen, Sie von einem etwaigen Bescheid alsbald zu verständigen.»

Köcher, das kann man sagen, belog Musy. Er war über die drei gesuchten jungen Männer informiert, wusste, dass sie bei der deutschen Gesandtschaft einen Einreiseantrag gestellt hatten, er wusste auch, und zwar seit Wochen, lange bevor Musy ihn um Hilfe bat, wo die drei steckten: «Sie dürften sich jetzt vermutlich im Panoramaheim Stuttgart aufhalten», hatte er damals konsulatsintern geschrieben. Und dann kam plötzlich dieser Brief eines vormaligen Schweizer Bundesrats, und Köcher verschwie, was er über die drei wusste, aus – in seinen Augen – guten Gründen. Es ging, wie jetzt so oft, um die Anwerbung von Schweizern für die Waffen-SS durch deutsche Konsulate beziehungsweise darum, diese Tätigkeit vor den Schweizer Behörden und erst recht vor einem ehemaligen Bundesrat geheimzuhalten.

Ob Jean-Pierre und seine zwei Freunde von den Deutschen wieder herausgegeben wurden, ist nicht bekannt. Die Gestapo schob zwar

hin und wieder einen Flüchtling über die Grenze zurück, Leute mit Vorstrafenregistern, die so lang waren, dass sie nicht kürzer wurden durch die lautesten Beteuerungen, wie sehr man das Reich liebe und dessen Führer Adolf Hitler mit allen Fasern.

Wer aber nur halbwegs kein Verbrecher war, der wurde – wenn er einmal drin war in Deutschland – drin behalten.

# Die Freiheit der SS

## 1

Im Frühling 1994 sass ich im Bundesarchiv in Bern und arbeitete die Akte Eugen Wipf durch, und an einer Stelle sagte Wipf: «Der Vertrauensposten, den ich hatte, war betitelt: ‘Lagerältester’, auch genannt ‘Capo’.» Das stand im Protokoll eines Verhörs durch die Bundespolizei, und Wipf hatte jede einzelne Seite signiert, zum Zeichen, dass seine Aussagen richtig wiedergegeben waren, signiert mit Bleistift: E.W Es war nicht etwa eine Abschrift des Protokolls, sondern das Original, ich konnte etwas verändern daran, nämlich mit dem befeuchteten Zeigfinger über Wipfs Bleistiftschrift rubbeln und die Initialen ein wenig verwischen. Vor weniger als 50 Jahren hatte er dieses E und dieses W an der Stelle hingezeichnet, wo ich jetzt mit dem Finger rieb, und an meinem Finger blieben Spuren jenes Bleistifts zurück, den Wipf in der Hand gehalten hatte.

Das war wie eine Brücke über die Zeit; mir kam es vor, als sitze Wipf mit mir vor dieser Protokollseite, und ich wusste nicht, was ich mit seiner Anwesenheit anfangen sollte. Mich hätte er auch umgebracht, wenn ich Häftling gewesen wäre im KZ Hinzert und vor Hunger mich zum Schweinetrog geschlichen und Schalen daraus gestohlen hätte. Mit mir hätte er gemacht, was er mit allen gemacht hatte, die ihm auffielen, die er nicht ausstehen konnte, oder die er – mit oder ohne Befehl der SS – bestrafen wollte. Davon bin ich überzeugt und trotzdem: Während meiner Arbeit an seiner Akte und später, als ich über ihn zu schreiben begann, vergass ich es immer wieder, denn es ist eine Überzeugung, die keine Folgen hat. Ich las, was er mit Häftlingen getan hatte, aber mich bedrohte er nicht – ich las es mit

Abscheu und Wipf machte mir Angst, aber gefährlich werden konnte er mir nicht, denn er starb, lange bevor ich geboren wurde.

Deshalb kann das, was in den folgenden Kapiteln über Wipf geschrieben steht, nur eine Annäherung sein an die damaligen Geschehnisse.

Wer es nicht erlebt hat, von Wipf nicht bedroht wurde, kann keine gültige Aussage über ihn machen; diesen Triumph muss man dem Mann lassen, einem Mann, den ich hier leichthin ein Schwein nennen könnte – die Aussagen jener, die von ihm bedroht wurden, würden es rechtfertigen. Mich kostet es aber zu wenig, ihn ein Schwein zu nennen...

Interessanterweise hat auch keiner der Häftlinge, die später gegen ihn aussagten, ihn so genannt – weil es sich in einem Protokoll nicht gehört, könnte man denken.

Ich vermute aber, dass sie damals im KZ nicht zueinander gesagt haben, achtung, Wipf kommt, dieses Schwein. Sondern sie machten – das ist belegt – vor Angst in die Hose, stanken, als er kam, schämten sich, beteten, er möge sie verschonen, liessen sich erniedrigen, demütigen und fanden, auch nachdem Wipf wieder gegangen war, nicht zu sich selbst zurück.

Für diese ständig hungrigen, ständig erschöpften Häftlinge, die ihre wenigen Kräfte konzentrieren mussten auf ein einziges Ziel, das Ziel, am Abend noch zu leben, war Wipf nicht ein Schwein, sondern der Tod – und den hasst und verachtet niemand, und niemand nennt ihn ein Schwein.

## 2

Im Bundesarchiv, in der Akte Wipf, fand ich auch, in einem Couvert, eine Photographie, auf der Wipf Mitleid erregt, traurig wirkt. Ein Gefängnisfotograf wird an Wipfs Kopf herumgedreht haben, bis der in der erkenntnisdienlich optimalen Position war, und dann wird es geheissen haben, schauen Sie hierher, schauen Sie geradeaus, und

dann wird es geblitzt haben, und Wipf könnte zusammengezuckt sein wie bei einem Schuss.

Wipf, wie gesagt, hat traurige Augen, denn auch ein Mörder ist traurig, wenn er an seinen Prozess denkt.

Ich schaute lange dieses Gesicht an und versuchte mir vorzustellen, wie es in Hinzert ausgesehen haben mochte, wenn Wipf seine Momente, Räusche hatte. Weil das Gesicht grob ist, alles etwas roh und unausgeschaffen, hatte ich schnell ein entsprechendes Bild.

Wipf soll intelligent gewesen sein; das sagten übereinstimmend viele.

### 3

Mitte 1942 war er noch ein Häftling wie andere im KZ Hinzert und den strengsten Regeln unterworfen. Das Konzentrationslager, vermute ich, war ein einziges Regelwerk, ein Gespinnst aus Verboten und Beschränkungen, ein Netz, und der Häftling musste all seine Aufmerksamkeit darauf verwenden, dieses Netz nicht zum Zittern zu bringen durch eine unbedachte Äusserung oder durch das Auflesen einer Zigarettenkippe vom Boden, das Stehlen von Schweinefutter oder auch nur durch eine Erkrankung. Auf die geringste Regelverletzung stand der Tod; wenn das Netz zitterte, kam die SS. Aber oft kam sie auch, wenn man nichts getan, sich vollständig an die Regeln gehalten hatte, denn die Grundregel, dass man als Häftling jederzeit getötet werden konnte, setzte alle anderen Regeln äusser Kraft. Dennoch, gewissermassen in wilder Hoffnung glaubten Wipf und die anderen Häftlinge, dass sie ihr Leben sichern könnten durch die Befolgung der Lagergesetze.

Was aber, wenn die eine Regel lautete, dass man arbeitsfähig sein musste und gleichzeitig ein Verbot bestand, Schweinefutter zu nehmen? Wenn man kein Schweinefutter stahl, war man morgen unter Umständen zu schwach um zu arbeiten, und Schwache hatten weniger Lebensrecht als Kräftige.

Immer wieder musste also ein Verbot verletzt werden, um ein anderes nicht zu verletzen.

So war das System eingerichtet, und deshalb bestrafte die SS pausenlos.

Und die Schweine, deren Futter man nicht stehlen durfte, wurden für sie geschlachtet. Der Bratduft verteilte sich über das ganze Lager, und die hungrigen Häftlinge rochen es, aber keiner, vermute ich, rief in der Baracke, wie die fressen und wir haben nichts! Die SS konnte töten, wann und wen sie wollte, sie stellte die Regeln auf und hielt sich selbst an keine; die SS war frei. Jeder Häftling konnte das täglich sehen: sie war absolut frei, und dass sie Schweinebraten ass, empörte keinen Häftling – es machte nur den Hunger quälender und die Lust grösser.

Für einen Happen von diesem Braten hätte manch einer alles gegeben, zum Beispiel Wipf, der vielleicht eines Abends hinüberschaute zum Wachtgebäude, wo hinter den Fenstern gefressen wurde, und zwar ohne Angst, am nächsten Tag ausgepeitscht zu werden wegen eines Vergehens. Wipf wusste auch, dass die SS Schnaps soff und Wein, und alles lockte ihn, vor allem aber diese Macht der SS, alles zu tun, mit ihm und mit wem sie wollte.

Es war natürlich, sozusagen. Wenn einer wie Wipf träumte, musste er träumen von einem Leben als SS-Mann. Von ihm aus gesehen, dem KZ-Häftling, gab es nichts Besseres, nichts Erstrebenswerteres. Hass, Verachtung, Empörung – all das war erloschen, zählte nicht mehr. Was zählte war ein Magen voll mit Schweinefleisch und Schnaps und die Macht, jemandem etwas zuzufügen, vermute ich.

«In Hinzert waren wir anfänglich etwa 400 Mann, später 800 bis 1000. Der Vertrauensposten, den ich hatte, war betitelt: ‘Lagerältester’, auch genannt ‘Capo’.»

Capo Wipf.

So begann es.



# XI

## Lehrzeit in Sennheim

i

Heinrich Büeler in seinem Hotelzimmer im «Europäischen Hof», Dezember 1942. Es ging ihm wahrscheinlich schlecht, denn vor einer halben Stunde hatte seine Frau Johanna sich faktisch von ihm getrennt, auf dem Anhalterbahnhof: Sie würde nicht zu ihm nach Berlin übersiedeln mit den Kindern.

Aber nicht nur das bedrückte ihn. Unsicher war auch seine berufliche Zukunft. Sein Freund und Obersturmbannführer Riedweg hatte ihm zwar einen Posten im SS-Hauptamt in Aussicht gestellt. An welchen Posten er dabei gedacht hatte, war aber unklar geblieben. Riedweg meinte es gut, und Büeler war ihm dankbar, hatte aber doch den Eindruck, dass auch sein Freund nicht recht wusste, was er mit ihm anfangen sollte.

Büeler hatte wahrscheinlich das Gefühl, er werde nicht gebraucht, auch nicht mehr von Johanna. Jedenfalls entschloss er sich an diesem Tag, in die Waffen-SS einzutreten, wo jeder willkommen war. Seine Beweggründe waren nicht sehr heroisch, das merkte er vermutlich selbst, und er hätte sich gewünscht unter weniger zwingenden Umständen, freiwilliger, diesen Schritt zu tun. Er hatte ja immer schon vorgehabt, an die Front zu gehen, zu kämpfen gegen die «ungeheure Gefahr, die sich im Osten zusammengeballt hatte», wie er später schrieb. An der Front entschied sich seiner Meinung nach in diesen Wochen das Schicksal Europas, also auch das seiner Kinder, die er nun nur noch auf Fotografien sehen würde, im Licht einer Kerosinfunzel vielleicht schon bald, in einem Unterstand hinter Moskau.

Büeler packte das wenige, das er bei sich hatte, in den Koffer, schritt durch die marmorne Empfangshalle des Hotels über den Teppich auf den Ausgang zu und sah vor sich die randlosen Steppen Russlands und mit Stroh gedeckte Lehmhütten, aus deren Fenstern ihm junge russische Bäurinnen zujubelten. Johanna hatte ihn verlassen, das war bitter, aber nicht anders erging es den Millionen, den deutschen Männern, die fern von der Familie kämpften gegen die asiatischen Horden, wie Büeler die Russen zuweilen auch nannte.

Diese Horden niederzuringen, von Europa fernzuhalten, war die Pflicht jedes Mannes, der seine Heimat liebte, könnte Büeler sich gesagt haben, als er in der Strassenbahn zum Rekrutierungsbüro der Waffen-SS fuhr.

## 2

Schon zwei Stunden später prüfte ein Truppenarzt, ob Büeler beide Hoden hatte, eine Prozedur, die der Rechtsanwalt und wesentliche Schweizer Nationalsozialist keineswegs entwürdigend fand. Am Soldatischen liebte er gerade die Nivellierung der Klassenunterschiede, und er schwärmte oft von der Truppe, die ein Vorbild sei für die wahre Volksgemeinschaft, indem Akademiker, Bauern, Handwerker Seite an Seite kämpften für die eine Sache. Es war also für Büeler selbstverständlich, dass er von den Rekrutierungsoffizieren behandelt wurde wie die anderen Männer, die genaugenommen nicht seinesgleichen waren, sondern eben Bauern und Handwerker. Büeler war zeit seines Lebens mit dem von ihm geschätzten einfachen Volk nie wirklich zusammengetroffen oder nur in der Vertikalen, von oben nach unten, und als er jetzt mit seinen neuen Kameraden auf dem Camion sass, der zum Bahnhof fuhr, wird er die Sprache der rauhen Burschen auf eine Weise ethnologisch genossen und sich vorge-macht haben, er gehöre dazu. Wahrscheinlich übernahm er sogar einige Gesten dieser einfachen Volksgenossen, wohlwissend, dass sein Zusammensein mit ihnen nur ein Abstecher war, denn er hatte natür-

lich vor, nach der Grundausbildung sich zum Offizierskurs zu melden, seinen Kameraden später Befehle zu erteilen.

Rekrut Büeler kam nach Sennheim, ins Ausbildungslager der Waffen-SS. Seine Vorgesetzten wussten, dass er Rechtsanwalt war und vielleicht kannten sie auch seinen Status als wesentlicher Nationalsozialist in der Schweiz, einem Land, das ihnen wenig galt. Wie auch immer, sie waren, wie Büeler, fürs Soldatische und schlauchten jeden Rekruten, ob Rechtsanwalt oder Müller. Es wurde Büeler wie jedem «der Arsch aufgerissen», «der Arsch über die Ohren gezogen», «der Arsch als Leuchtturm aufgesetzt» – «Ihnen reisse ich Ihren Arsch hoch, bis er als Leuchtturm auf Ihrem verdammten Rücken steht!» brüllten die Ausbilder zum Beispiel.

Mit dem rüden, preussischen Ton war Büeler vielleicht nicht einverstanden, aber die Härte der Ausbildung billigte er, denn hart musste sein, wer den Bolschewismus niederringen wollte.

Am Abend jeweils kehrte etwas Ruhe ein in die Kaserne, und wenn der letzte Ruf eines Ausbilders – «Sie feiger Saftarsch!» – verklungen war, rückten Büelers Kameraden, die Schreiner und Maurer, in der Unterkunft die Tische zusammen, holten die Schnapsflaschen aus dem Spind und sofften und zockten und diskutierten über Frauen. Meist war kein Stuhl mehr frei, und Büeler stand eine Weile höflich am Tisch, schaute ihnen beim Kartenspielen zu und lachte freundlich über einen Busenwitz. Dann aber zog er sich zurück, denn alle Unterschiede verwischte das von ihm so hoch bewertete Militär eben doch nicht. Diese Burschen waren 20, er 41; rein körperlich machten ihm die Strapazen der Ausbildung doppelt zu schaffen, und geistig, nun ja, über Busen, Ärsche wollte Büeler nicht reden. Ihm fehlten Gespräche über Tolstoj und Nietzsche oder einfach über die Schönheit der elsässischen Landschaft da draussen.

In dieser Notlage begann er Johanna Briefe zu schreiben.

«Meine liebe, liebe Jo. Zwei Monate bin ich hier im Reich. Seit einer Woche geniesse ich fern von Berlin sonniges Winterwetter. Scharenweise haben sich Krähen auf den umliegenden Fichten niedergelassen.» Was er hier niemanden mitteilen konnte, schilderte er ihr: die Stille der Landschaft, das Schneetreiben, Schönheiten, die er da und dort entdeckte in der Natur.

Er schrieb, er lese viel und finde die Ruhe hier in Sennheim wohlthuend.

«Aber meine Gedanken fliehen immer wieder zu Dir und den Kindern. Die Trennung wirft wieder ihren Schatten auf mein Dasein.»

Oft komme ihm alles wie ein Traum vor. Es habe sich, für ihn, so vieles verändert in den letzten Monaten. Er finde die Worte nicht.

«Wie ein Vulkan spüre ich es in mir, der irgendwie zur Entladung drängt.»

Es sei jetzt eine schwere Zeit, für sie, für ihn. «Der Kampf wird noch hart sein, aber wir werden siegen. Wenn die asiatischen Horden niedergeschlagen sind, dann wird das Schlimmste beseitigt sein.»

Solange müsse man ausharren.

«Wie es wohl in der Schweiz aussehen mag?» Er schrieb Johanna, er habe Gelegenheit gehabt, die Neue Zürcher Zeitung und die Weltwoche zu lesen. «Es ist einfach erschütternd festzustellen, wie diese Leute weiterhin mit dem Schicksal unseres Landes spielen.» Diese Hetzpresse, die nur «jenen internationalen Kreisen Vorschub» leiste, «die weder sozial noch völkisch je einem Lande geholfen haben. Was unsere Kinderle wohl machen? Schicke mir doch, sobald Du kannst, je ein gutes Bildchen.»

Am nächsten Tag galt es dann wieder, hart zu werden, sich durch die stille Landschaft zu kämpfen, kriechend, rennend, schiessend. «Dreckärsche!» brüllten die Ausbilder.

«Ihr Arsch wird mich noch kennenlernen!»

Arsch runter! in der Gefechtsübung, Arsch hoch! beim Angriff, «Lahmärsche!»

«Meine liebe, liebe Jo», schrieb Büeler im Februar 1942. «Die Kälte scheint gebrochen zu sein, doch liegt herrlich tiefer Schnee im ganzen Gelände.»

«Mehr und mehr realisiere ich, wie weit das Dasein in der Schweiz entfernt ist von dem welterschütternden Kampf, der sich auf den erstarrten Gefilden Russlands abspielt. Kindern ist es vergönnt, unberührt vom Kampf der Völker im Blauen zu spielen, Männer und Frauen müssen sich jedoch bewusst sein, dass sie nicht ein Leben für sich geniessen können, sondern sich einzusetzen haben für ihr Volk.»

Lange Briefe schrieb Büeler, und stets erzählte er Johanna zuerst ein wenig davon, wie die Natur auf ihn wirkte und dann, man kann es nicht anders nennen, predigte er, für den Nationalsozialismus und gegen die Schweiz, die nichts begreife.

### 3

Für Johanna waren es wahrscheinlich die Briefe eines Fremden. Denn in ihnen stand nichts, was mit ihrem Leben jetzt und hier in der Schweiz zu tun hatte, mit einem Leben, das nicht leicht war, wie man noch sehen wird. Büeler war noch immer ihr Mann, gesetzlich wie gefühlsmässig, aber sie zweifelte oft daran, dass diese Gefühle noch dem Absender jener Briefe aus Sennheim galten, der ein so ganz anderer geworden war seit seiner Verhaftung.

Jener Büeler, an den sie sich noch gebunden fühlte, hätte doch wenigstens ein einziges Mal geschrieben: Es tut mir leid, dass ich euch in solche Schwierigkeiten gebracht habe.

Aber aus Sennheim kam nur Getöse, «Kampf der Völker» und dass die Zeit bald kommen werde, «wo die Sturen des Systems für ihre Handlungen dem Volk und Land Rechenschaft zu geben haben.»

Wo lebte dieser Herr, auf welcher Welt? Nicht in der ihren, das stand fest. In der ihren war diese Zeit, die er da beschwor, längst an-

gebrochen, aber anders, als der Mann in Sennheim es sich vorstellte. Der Sture war er selber, und für seine Handlungen zur Rechenschaft gezogen wurden sie und die Kinder!

Für Johanna sah es so aus: Eine ihrer Töchter, die ältere, musste rennen von der Schule nach Hause, und tat sie es nicht schnell genug, wurde sie eingeholt, zu Boden geworfen und geprügelt. Und zwar wegen ihrem Vater, der in der Nachbarschaft Hitlerfreund genannt wurde, Landesverräter, manchmal auch einfach Sauhund. Am Mittag wurde also die ältere Tochter zusammengeschlagen, am Nachmittag brachte der Pöstler einen Brief aus Sennheim, in dem einer posaunte: «Die ‘Herren’ in der Schweiz können einem leid tun!» Man könnte sich vorstellen, dass diese pathetischen Kraftsprüche Johanna auf die Nerven gingen. Was hätte sie damit anfangen sollen? Vor einer Woche hatte die jüngere, die Kleine, Geburtstag gehabt, einen traurigen, denn keines der Kinder aus der Umgebung war zum Tortenessen gekommen; Johanna hatte sie getröstet, belogen, gesagt, die Kinder hätten alle Bauchweh und könnten deswegen nicht kommen.

Das waren Johannas Sorgen, und sie trug sie allein – der Mann in Sennheim war offenbar einzig mit der Umgestaltung der Weltordnung beschäftigt.

Wusste sie, dass sie überwacht wurde?

Die «Herren der Schweiz», die Büeler leid taten, horchten die Nachbarn aus, und die Nachbarn sagten, was sie wussten und noch ein bisschen mehr.

«Von zuverlässiger Seite haben wir erfahren», schrieb die Polizei in einem Bericht, «dass Frau Dr. Büeler ihren Haushalt per 1. November 1942 aufzulösen gedenke. Die beiden Kinder werden noch diese Woche nach dem ‘Hochalpines Kinderheim’ in Celerina Engadin verbracht, wo sie bis April 1943 bleiben werden.»

Wer war diese zuverlässige Seite? Johanna hatte das Dienstmädchen entlassen müssen, weil kein Geld mehr da war – vielleicht dieses Dienstmädchen? Oder war die Wohnung verwanzt?

Aber es stimmte: Johanna wollte den Kindern die ständigen Nachstellungen nicht mehr zumuten, brachte sie weg, ins «Hochalpine Kinderheim».

Die Bundespolizei stellte fest, dass die Beobachtete in letzter Zeit häufig Pakete erhielt, nicht aus Deutschland, wie man eigentlich hätte vermuten dürfen, sondern aus St. Moritz. Die Postkontrolle ergab, dass «Blumen und Schokolade» drin waren, ein andermal «Pralinen und Blumen», Liebespräsente offenbar. Die Polizei ging der Sache nach und konnte melden: «Bis letzthin hatte sie ein Verhältnis mit Charly Kopp, Direktor des Hotels Carlton in St. Moritz.»

Johanna hatte sich tatsächlich verliebt, während eines Urlaubs im Engadin, und ihre Tochter Sonja sagte mir, sie habe damals die körperliche Liebe überhaupt erst entdeckt, nun ja. Aber wie kam die Bundespolizei auf den Direktor des Hotels Carlton? Der sei, sagte mir die Tochter, mit der Mutter lediglich befreundet gewesen. Der Geliebte sei ein anderer gewesen, und zwar der Polizeichef von St. Moritz. Ausgerechnet der Polizeichef, verstrickt in eine Liaison mit der Frau eines gesuchten Landesverrätters – darauf wäre die Bundespolizei zuletzt gekommen. Johanna, vermute ich, spazierte mit ihm ganz offen und wurde, wenn sie mit ihm zusammen war, wohl kaum beschattet, denn man glaubte sie in besten Händen und nutzte die Zeit, um weitere Informationen über den Hoteldirektor einzuholen. Als sich dann herausstellte, dass zwischen den beiden doch nichts war, liess die Bundespolizei den Hoteldirektor sitzen und behauptete: «Heute unterhält Frau Dr. Büeler ein Verhältnis mit einem gewissen Peter Kerdel, holländischer Emigrant.»

Wenigstens stimmte, dass «Frau Dr. Büeler regelmässig einen Geldbetrag von Fr. 800.– vom Deutschen Konsulat zugestellt erhält.» Diese Geldsendungen beschäftigten die Bundespolizei sehr; sie

wusste offenbar nicht, dass es sich um die übliche Familienunterstützung handelte. Alle Ehefrauen von Angehörigen der Waffen-SS hatten Anrecht darauf, auch wenn sie, wie Johanna, im Ausland wohnten.

Johanna brauchte das Geld dringend, denn noch hatte sie keine Arbeit gefunden, noch keine gesucht. Sie stammte aus reichem Haus, und es war nicht selbstverständlich für sie, Geld zu verdienen; Geld war immer dagewesen bisher. Und nun plötzlich arbeiten? Und was? Johanna hatte keinen Beruf erlernt und musste jetzt aber selbst für sich und die Kinder aufkommen und war eine zeitlang überfordert von dieser neuartigen Situation. Dann aber meldeten die Überwacher: «Frau Dr. Büeler hat in Küsnacht einen Handelskurs genommen. Am 1. Oktober 1942 hat sie die Prüfung bestanden und soll angeblich die erste gewesen sein. Sie spricht holländisch, französisch, englisch und deutsch perfekt. Im Maschinenschreiben soll sie eine Kanone sein. Es wird vermutet, dass sie ev. eine gute Anstellung beim Deutschen Konsulat in Zürich erhalten werde.»

Wo sonst, nach Meinung der Bundespolizei, die Johanna verdächtigte, via ihren Mann mit den Deutschen zusammenzuarbeiten.

Die Bundespolizei irrte sich: Johanna hatte vor den Deutschen Angst. Ihre Tochter erzählte mir, sie, die Mutter, habe befürchtet, die Gestapo könnte versuchen, ihr die Kinder wegzunehmen, sie nach Deutschland zu entführen. Einmal nachts habe die Mutter Geräusche gehört aus dem Wohnzimmer. Sie sei leise aufgestanden und habe einen fremden Mann entdeckt, der bei ihrem Erscheinen sofort aus dem weit offenen Fenster gesprungen sei. Das Fenster sei vorher zu gewesen. Die Mutter habe grosse Angst gehabt und auch später stets behauptet, der Mann sei von der Gestapo gewesen.

Es hätte durchaus Gründe gegeben für die Gestapo, Johanna zu observieren oder ihr sogar etwas anzutun. Johanna hatte nämlich eine



Arbeit gefunden in einem Übersetzungsbüro. In der ersten Zeit wird sie die üblichen Aufträge erledigt haben; aber eines Tages muss ihr Chef sie eingeweiht und gefragt haben, ob sie bereit wäre, auch gewisse unübliche Aufträge zu übernehmen. Und Johanna sagte ja.

#### 4

Der Mann in Sennheim, Rekrut Büeler, war inzwischen mit der Ausbildung fertig und Infanterist der Waffen-SS. Die Kaserne hatte ihn verändert, vielleicht indem sie ihm den Blick verstellte auf die anderen Möglichkeiten, die er durchaus gehabt hätte, zum Beispiel sich eine Arbeit zu suchen, als Dolmetscher irgendwo; er sprach ja ein ausgezeichnetes Französisch und ein noch besseres Englisch. Aber Büeler konnte sich jetzt eine zivile Laufbahn nicht mehr vorstellen. Er war ganz Soldat geworden, die Kaserne seine Heimat, und nur einen Weg sah er noch, den an die Front.

Er fühlte sich frisch, verjüngt durch das Leben mit den jungen Burschen hier, deren spontane Begeisterung für den Krieg und das Reich ihn mehr und mehr ansteckte; oft warf er jetzt allen intellektuellen Baiast ab und liess sich mitreissen, genoss es, einmal einfach Feuer und Flamme zu sein.

An die Kinder und Johanna dachte er seltener, schrieb auch kaum noch, denn die Distanz war gewachsen, unüberbrückbar geworden. Niemand in der Schweiz konnte ermessen, was hier in Deutschland und an der Ostfront geschah, fand Büeler. Kürzlich hatte sein im SS-Hauptamt tätiger Freund Riedweg ihm ein Buch geschickt, «Aufbruch» hiess es; Riedweg hatte «Briefe von germanischen Kriegsfreiwilligen» der Waffen-SS gesammelt, darunter auch solche von Schweizern, und Büeler wird sie mit grossem Interesse gelesen haben, denn so fühlte auch er:

«In der Schweiz kennt man den Krieg nicht», schrieb einer. «Wohl spürt man wirtschaftliche Auswirkungen. Man hört gelegentlich von heldenhaftem Streiten, vom Siegen und vom Sterben. Weiss nichts von alledem, was dazwischenliegt. Kennt nicht das Leben in Gefahr. Ahnt nichts vom Glück des Überwindens.

Hat keine Vorstellung vom Glauben, dem ein ganzes Volk sich hingibt und schüttelt den Kopf ob der Begeisterung, mit welcher eine ganze Generation den letzten Einsatz leistet.»

Büeler musste sich zwar eingestehen, dass er selbst auch noch nichts wusste vom wirklichen Kampf, also nichts vom wirklichen Leben, von dem er meinte, dass es nur im Kampf erfahren werden konnte.

Kopfmensch war er gewesen seit jeher, hatte seine Idee des Nationalsozialismus mit Worten verfochten; jetzt aber drängte es ihn, alles Gesagte und Gedachte in die Tat umzusetzen, die Überzeugung zu verwirklichen. Dass die Idee, für die er immer ausschliesslicher lebte, sich von vornherein nicht anders als durch Krieg verwirklichen liess, also eine Idee war, die ihren Freunden keine Wahl liess, begriff Büeler nicht. Er war feinsinnig und gescheit und verehrte Dosto-jewski, in dem er einen Geistesverwandten sah, denn auch Dosto-jewski hatte sich einer Idee hingegeben bis zum Tod, dem er dann aber – nebenbei gesagt – glücklicherweise im letzten Moment entkam, ähnlich wie sein Bewunderer Büeler später.

Und Büeler las weiter im «Aufbruch», und ein Brief wird ihn besonders aufgewühlt haben: jener des St. Gallers Hannes Mettler. Hannes, wie Büeler ihn sicher nannte, denn sie waren lose befreundet gewesen, Hannes war «der Samen und das Korn», wie sein Väter Arnold Mettler dem kondolierenden Büeler geschrieben hatte, damals, kurz nachdem der Sohn vor Kiew gefallen war. Der Samen und das Korn, die Saat und die Frucht der neuen Zeit, könnte Büeler gedacht und sich erinnert haben, wie er den damals in Deutschland studierenden Hannes um 1940 herum in Berlin, am Wannsee getroffen und mit dem jungen, alerten St. Galler ein langes Gespräch geführt hatte über das Schicksal der Welt und die entsprechende Rolle Deutschlands.

Und dies war sein letzter Brief:

«An meine Eltern! Sollte ich aus Russland nicht zurückkehren, meine Lieben, so nehmt dies als letzten Gruss. Was sind wir als Blätter am Baum – was tut es, wenn eines welk wird und fällt? Wenn nur der Baum wächst. Wenn das Blatt ihm nur Wurzel schlagen und blühen half.»

Diese Worte werden Büeler berührt und seinen Zorn auf die Schweiz erneut angefacht haben, wenn er daran dachte, dass man in seiner Heimat einem jungen Mann, der bereit war, für seine Überzeugung zu sterben, in contumaciam den Prozess machte. Nun war Hannes tot; ins Gefängnis werfen konnte man ihn nicht mehr, aber seinen Ruf vernichten, das werden sie! könnte Büeler gedacht haben. In seinen Augen war die Schweiz schier pathologisch uneinsichtig, begriff nicht, dass einer wie Hannes Mettler nicht für Deutschland gefallen war, sondern für das gesamte Abendland, also auch für die Schweiz.

«Hinter uns steht kein Volk», schrieb ein anderer Schweizer nach Hause, «denn es versteht nicht, wofür wir kämpfen. Während wir hier kämpfen, stöhnt Ihr über den Krieg, über die schlechten Zeiten und so weiter, und Ihr wollt es einfach nicht wahrhaben, dass es hier um Euer Glück, um Euer Hab und Gut, um Euer Leben und um Eure Ehre geht.»

## 5

Heinrich Büeler wollte also kämpfen, und man könnte sich fragen, was ihm dabei im Weg stand. Nach der Sennheimer Ausbildung war er einsatzfähiger Soldat der Waffen-SS; hätte er sich als Soldat zum Fronteinsatz gemeldet, wäre er wahrscheinlich mit dem nächsten Transport an die Feuerlinie gebracht worden. Er beklagte sich später, man habe ihn nicht an die Front gelassen: «Ich wurde entgegen meinem Willen Anfang April 1942 nach Berlin versetzt.» Aber es war eben nicht sein Wille gewesen, als einfacher Soldat und sofort an die Front zu kommen, sondern «anschliessend an die 3monatige Ausbildung in Sennheim wollte ich die Unterführer- und dann die Führerschule machen.» Das hätte mindestens ein Jahr gedauert, wenn nicht länger. Man kann also behaupten, dass Büeler der Offiziersrang wichtiger war als der Fronteinsatz, der sich ja, wie gesagt, durch all die Schulen erheblich verzögert hätte – und das angesichts einer mi-

litärischen Lage, die doch jeden, der wie Büeler vom Schicksalskampf gegen den Bolschewismus überzeugt war, zum sofortigen Einsatz bewegen musste. Der deutsche Vormarsch nach Moskau war von der Roten Armee zum Stillstand gebracht worden; dann war der Winter gekommen und hatte sich über Mann und Maus geworfen, dass es klirrte. Hitler selbst glaubte jetzt nicht mehr an einen Sieg.

Aber Büeler dachte vielleicht, es habe noch Zeit, er könne das Abendland später auch noch verteidigen gegen die asiatischen Horden und sogar – nach all den Offiziersschulen – wirkungsvoller, indem er dann Untersturmbannführer wäre und mehr für den Sieg tun könnte.

Das mag alles so gewesen sein, und ich verüble Büeler nicht, dass er seine Absicht, sich tätlich einzusetzen, nicht wahr machte – «Ich wurde gegen meinen Willen nach Berlin versetzt»; aber irgendetwas stimmte nicht.

Man wird noch sehen, dass Büeler, der im Frontkampf seine Erfüllung sah, wie er immer wieder sagte, dort erst ankam in den letzten Tagen und eigentlich unfreiwillig.

## 6

In Berlin bezog Büeler ein Büro im SS-Hauptamt, in der Unterabteilung «Germanische Leitstelle», der sein Freund Riedweg vorstand. Ironischerweise war der Büroplatz, den Büeler nun besetzte, vakant geworden, weil sein Vorgänger, auch ein Schweizer, sich freiwillig zum Einsatz an der Ostfront gemeldet und in diese Richtung abgereist war.

Immerhin wartete auf Büeler eine anspruchsvolle Arbeit, die organisatorisches Talent erforderte und vielseitig war und – aber das konnte er nicht wissen – gefährlich, denn er sollte für diese Arbeit später mit acht Jahren Zuchthaus bestraft werden.

## XII

# In der Milchhalle oder Wir Schweizer werden ewig Deutsche sein

Arbeit hatte auch Max Rösli. Er schweisste in der Ludwigsburger Metall&Lackierwarenfabrik Wassertanks zusammen für das deutsche Afrika-Korps und Geschosskästen für Panzerabwehrgranaten. Das brachte ihm 60 Reichsmark ein jede Woche, nicht viel, aber er kam durch, recht und schlecht.

Nein, das Leben war auch in Deutschland kein Honiglecken, Rösli gab es sich zu. Aber hier war der Krieg schuld an der Misere, in der Schweiz die Missregierung; das machte für Rösli den Unterschied. Der Krieg, fand er, war notwendig, jeder musste Opfer bringen; für die ausländischen Arbeiter war es allerdings besonders hart.

Die anderen Schweizer, die neben Rösli in der Fabrik arbeiteten, murrten manchmal ein bisschen, hätten auch gern wieder einmal Obst gegessen. Aber mit der Lebensmittelkarte für Ausländer war es nicht zu bekommen.

Rösli murrte eher nicht; die Deutschen standen ja Schlange, wenn es einmal eine Kiste Apfel gab – alle litten, nicht nur die Schweizer, und alle wurden bombardiert von den Engländern, die inzwischen fast jede Nacht, meistens zwischen 9 und 10 Uhr Angriffe flogen auf Stuttgart. Rösli und die anderen Schweizer wurden dann jeweils aus dem Bett geholt – sie schliefen in einer Unterkunft bei der Fabrik – und aufs Dach geschickt, zur Fliegerbeobachtung. Dort oben zu ste-

hen während des Bombardements war nicht ungefährlich – Stuttgart war nah, und wenn einer der Piloten seine Fracht zu früh abgeworfen hätte, auf Ludwigsburg, wäre es mit den Schweizern auf dem Dach aus gewesen. Deshalb liess sich auch kein Deutscher je dort oben blicken; die sassen in den Luftschutzräumen.

Als Ausländer musste man sich einiges gefallen lassen, das stimmte schon, und manchmal hatte Rööslü den Eindruck, dass vor allem die Schweizer es schwer hatten. Rööslü war mit dummen Sprüchen eingedeckt für den Rest seines Lebens. «Die Schweiz holen wir uns mit der Berliner Feuerwehr!» bekam er zu hören; eine Variante lautete: «.. mit der Hitlerjugend!» Und hochnäsigg waren sie, die Deutschen, von oben herab, fand Rööslü.

Ich traf ihn fast fünfzig Jahre später in Bern, und auf die Deutschen war er noch immer nicht gut zu sprechen. Rööslü redete bei unseren Treffen im Allgemeinen leise, kam nicht aus sich heraus, aber beim Thema Deutsche wurde er lebendig und seine Stimme lauter, härter. Mein Eindruck war, dass er sie wirklich nicht mag und auch nicht glaubt, dass sie sich seit damals verändert haben. Das Schlimmste an der Waffen-SS, vielleicht das einzig Schlimme sind für ihn heute wie damals die Deutschen, die diese Truppe naturgemäss dominierten.

Rööslü verkehrte nicht mit Deutschen, damals, kam aber gut aus mit den anderen Schweizern, die in der Region Stuttgart zahlreich waren.

Am arbeitsfreien Samstagnachmittag fuhr man nach Stuttgart in die «Milchhalle», um Landsleute zu treffen. Hier war man unter sich, hier sass zum Beispiel der junge Konolfinger Rieser, der bei einem Bäckermeister zur Lehre war, am Tisch mit Sutter aus Chur. Sutter war gleichfalls Bäcker und stahl, nebenbei gesagt, seinem Meister später Brotmarken, wofür er ins Konzentrationslager kam auf vier Monate. Aber jetzt war er noch munter und rief etwas hinüber zu

Keller, Widmer und Gruntz, die auch alle eine Arbeit gefunden hatten in Deutschland, als Coiffeur, Gemüseverkäufer, Molkereiange-stellter.

Zur Waffen-SS wollte vorderhand keiner, und vorderhand zwan-gen sie einen ja auch noch nicht dazu; man musste nur zuverlässig sein und bei der Arbeit keinen Mist machen, dann waren die Deut-schen zufrieden, und man hatte seine Ruhe.

In der Milchhalle wusste immer einer von einem Landsmann zu er-zählen, der in Karelien oder vor Moskau den Löffel abgegeben oder den Schirm zugemacht hatte – man vermied das Wort fallen, erst recht das Wort sterben, denn wer weiss, vielleicht wurde man eines Tages doch eingezogen...

Einmal tauchte in der Milchhalle ein Appenzeller auf, der in Fellbach bei Stuttgart in einem Elektrizitätswerk arbeitete. Er fragte herum, ob jemand einen gewissen Hess Peter kenne, ob jemand wisse, wo er zu finden sei. Hess komme wie er aus dem Appenzellerland und sei ver-schwunden ohne Nachricht.

Solche Nachforschungen nahm man ernst; dass ein Schweizer plötzlich verschwand, war nicht ganz ungewöhnlich, und es nahm einen immer wunder, ob es mit rechten Dingen zugegangen war oder am Ende mit der Gestapo.

Rieser und Sutter und Rösli dachten also nach, und Sutter kam dann in den Sinn, dass er den Namen Hess schon einmal gehört hatte. Ja, er habe ihn sogar einmal gesehen hier in der Milchhalle und den Eindruck bekommen, dass er ein gestandener Nationalsozialist war – wie wir alle! könnte Sutter sich zu sagen beeilt haben.

Ein Bieler wusste dann sogar zu berichten, Hess habe mit seiner Frau in der Schweiz Schwierigkeiten gehabt und Kummer wegen der Scheidung.

Aber was genau aus ihm geworden war, wusste keiner. Man mut-masste, er habe sich vielleicht zur Waffen-SS gemeldet. Einer sagte zum Appenzeller, der nach Hess gefragt hatte, du, vielleicht ist dein Freund wieder in die Schweiz zurück...

Das kam ja vor. Sogar relativ oft.

Rööslis, Sutter, Rieser und die anderen wussten nie recht, was sie von so einem halten sollten. Sie selber konnten sich eine Rückkehr aus verschiedenen Gründen nicht vorstellen, aber nicht alle hatten wie sie Glück in Deutschland. Man hörte so einiges, über schlechte Behandlung durch den Meister, über Schwierigkeiten mit der Gestapo, die offenbar aus dem Nichts heraus entstehen konnten, und plötzlich hatten die einen am Wickel. Andererseits war jeder, der in die Schweiz zurückging, eine Gefahr für die anderen, die dablieben. Solche Leute, darüber war man in der Milchhalle informiert, wurden von der Schweizer Polizei hart angefasst und mussten alles erzählen: mit wem sie in Deutschland verkehrt hatten, wer politisch wie eingestellt war, wer sich wo aufhielt. Das nahmen die dann in der Schweiz alles zu Protokoll, weil sie meinten, es komme der Tag der Abrechnung. Natürlich war Rööslis damals noch überzeugt, dass dieser Tag höchstens umgekehrt kommen würde, aber wissen konnte man ja nie, und deshalb dachte man eben doch schlecht über diese Rückkehrer, die alles verrieten.

### **Oktober 1942.**

In der Milchhalle war ein Kommen und Gehen. Das Bier war nämlich rationiert worden; man bekam in jeder Wirtschaft je nur noch drei Deziliter. Also zog man von der einen in die andere.

Von Schnaps konnte man nur noch reden, es gab ihn nirgends mehr.

Aber arbeiten musste man natürlich trotzdem, für wenig Geld und hart.

Nein, ein Honiglecken war es nicht, hier in Deutschland, und manchmal sogar trist, aber der Krieg musste sein. Rööslis bestätigte es Sutter, und Sutter bestätigte es Rieser, und Rieser, der vielleicht schon in vielen Wirtschaften seine drei Dezi getrunken hatte, haute auf den Tisch. Diese Schafsecke in der Schweiz werden noch ihr Wunder erleben! rief er. In diesem Winter wird Russland vernichtet!



Dann England! Dann gibt es für die Schweiz nur noch die Wahl: Anpassen oder nichts mehr zu fressen haben!

Einer, ein Thurgauer namens Schönenberger, pflichtete Rieser bei, kam aber wieder mit seinem alten Lied, dass er sich die Kleider von zu Hause schicken lassen müsse. Warum bekommen die Ausländer keine Kleiderkarte? Das leuchte ihm nicht ein.

Weil es so sein muss, sagten die anderen.

## 2

Das war eine Antwort, die Schönenberger offenbar nicht zufriedenstellte. Er war geflohen damals, als es in der Schweiz keine Arbeit gegeben hatte, aber jetzt schrieben die Eltern, es gehe aufwärts, jeder könne verdienen. Sie schickten ihm Esswaren, die er hier in Deutschland schon lange nicht mehr gesehen hatte.

Schönenberger war einer von vielen, die nicht wegen des «Führers» nach Deutschland gegangen waren, sondern wegen des besseren Lebens. Nun musste er aber annehmen, aufgrund der Briefe seiner Eltern, dass es ihm in der Schweiz jetzt wesentlich besser gehen würde als hier. Also floh Schönenberger erneut, diesmal in die Richtung, aus der er gekommen war.

In der Schweiz wurde er natürlich verhaftet, und natürlich versuchte er, seine Lage zu verbessern, indem er der Polizei bereitwillig Auskunft gab über alles, was er wusste. Er sang, wie man sagt, und zwar so ausführlich wie Rösli, Rieser, Sutter und die ganz Milchhalle es einem wie ihm unterstellten.

«Bei meiner Ankunft in der Metall&Lackierwarenfabrik meldete ich mich bei dem Direktor des Werkes namens Lienhard, der ebenfalls Schweizer ist, an. Dieser gab mir dann einen Vorschuss von RM 10.– und wies mir, nachdem ich mich bei der Polizei und beim Arbeitsamt gemeldet hatte, die Schlafräume in seiner Fabrik an. Dort waren noch 6 weitere Schweizer, mit denen ich in der Folge in einem besonderen

Raum zusammen wohnte. Wir schliefen auf Strohsäcken und verköstigten uns in der Fabrikantene. Die Verpflegung war schlecht und ungenügend. Die Arbeit war schwer und bestand hauptsächlich im Ein- und Ausladen von Bahngütern. Am Sonntag wurde von 8-12 gearbeitet. Dies traf aber nur für uns Schweizer zu, die Deutschen leisteten am Sonntag keine Arbeit. Von abends 9 Uhr an mussten wir die Luftschutzkleider anziehen und uns in diesen auch zum schlafen legen. Bei Fliegeralarmen mussten wir unsere Beobachtungsposten auf den Dächern beziehen. Dies mussten wiederum nur wir Schweizer tun, die deutschen Arbeiter liefen sämtliche in die Luftschutzräume. Der Arbeitgeber Lienhard kam fast täglich in unseren Schlafraum und fragte uns über die militärischen und politischen Vorgänge in der Schweiz aus, wobei ihm einige über alles bereitwillig Auskunft gaben.»

Schönenberger zeichnete ein düsteres Bild von Deutschland, nur drei Stück Zigaretten pro Tag, grosse Wohnungsnot in Stuttgart, so dass im Wartsaal dritter Klasse manchmal 50 Personen geschlafen hätten, die dann von der Gestapo abgeführt worden seien.

Und als die Polizei ihn fragte, wo er andere Schweizer getroffen habe, sagte Schönenberger: In der Milchhalle.

Nennen Sie uns die Namen der Schweizer, die Sie dort getroffen haben!

Rösli, Sutter, Rieser, sagte Schönenberger, Keller, Widmer, Gruntz.

### 3

Es sprach sich herum, in der Milchhalle, dass Schönenberger zurückgegangen war, und manch einer versuchte sich zu erinnern, was er in Schönenbergers Gegenwart alles gesagt hatte über den Bundesrat und über Hitler.

Vermisst wurde auch ein Welscher, Delamuraz André, von dem man wusste, dass er im Panoramaheim zusammengeschlagen worden war, aus irgendeinem Grund, geprügelt von Schweizern, von den eigenen Landsleuten.

Alles was recht ist, sagte man in der Milchhalle, aber das hätte nicht geschehen dürfen.

Delamuraz schwamm über den Rhein in die Schweiz, wie vor Monaten schon einmal umgekehrt; er wurde in den Basler Lohnhof gebracht, gab zu Protokoll, er sei nach seiner Ankunft in Deutschland von der Gestapo ins Panoramaheim geschickt worden.

«Die folgende Woche musste ich in ein kleines Zimmer im Panoramaheim gehen. Dort war der Kameradschaftsleiter Remund und ein gewisser Gfeller und ein kleiner, dicker Schweizer aus dem Emmental. Gfeller warf mir vor, ich sei auf dem Schweizer Konsulat in Stuttgart gewesen und hätte dort angezeigt, dass er, Gfeller, im Panoramaheim sei. Ich bestritt dies, denn ich war nicht dort. Dann musste ich an die Wand stehen und die Arme seitwärts hochhalten. Dabei schlugen mir Gfeller und Remund abwechslungsweise ins Gesicht. Der Bauer aus dem Emmental sass nur dort und behauptete immer wieder, ich hätte doch eben zugegeben, dass ich auf dem Konsulat gewesen sei. Immer wenn ich wieder sagte, es sei nicht wahr, schlug man mich wieder. Wenn ich die Arme nicht mehr hochhalten konnte, gab man mir einen Tritt unter die Arme und wieder einen Kinnhacken. So wurde ich von den beiden anderthalb Stunden traktiert und spürte die Schläge nicht mehr. Ich konnte dann nicht mehr essen und mich kaum mehr bewegen.»

#### 4

«Ich will ohne Weiteres sagen, dass mich das Heimweh plagte», sagte Pfister aus Bellach daheim zur Polizei. Er hatte sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet, es dann aber nicht mehr ausgehalten im

Ausbildungslager in Stralsund. Unter Todesgefahr war er ausgerissen und quer durch Deutschland desertiert; eine wochenlange Flucht, immer abseits der grossen Strassen, durch Wälder, über Bergpfade, immer südwärts bis zum Rhein.

Über seine Zeit in Stralsund sagte er: «Es war uns bei Strafe verboten, Schweizerdeutsch zu sprechen. Wir mussten auch ausserhalb des Dienstes, d.h. wenn wir unter uns waren, uns der schriftdeutschen Sprache bedienen oder wenigstens einen schwäbischen Dialekt gebrauchen. Ich weiss auch, dass man die Schweizer, trotz einer zur Schau getragenen Höflichkeit, hintenherum moralisch nicht hoch einschätzte und man von einem zugelaufenen Gesindel gesprochen hat. Die Behandlung im Ausbildungslager wie auch alles Drum und Dran müssen mit der Zeit zum Verleider werden.» Zum Beispiel habe der Schweizer Faes wegen einer Bagatelle mit einer Zahnbürste den Abortboden fegen müssen. «Ein anderer Schweizer musste ebenfalls eines Vergehens wegen mit einer Patronenhülse den Inhalt eines gefüllten Wassereimers vom 2. Stock der Kaserne in den Keller hinunter tragen.»

Pfister sagte, er habe zahlreiche Briefe geschrieben an seine Eltern in der Schweiz, aber nie eine Antwort erhalten. Er vermute, seine Briefe seien gar nicht weitergeleitet oder die seiner Eltern ihm nicht zugestellt worden.

Das habe ihm dann den Bogen gegeben.

## 5

Die Milchhalle war ein riesiges Ohr, dem nichts entging, was irgendeinem Schweizer irgendwo in Deutschland zustiess.

Röösli, Sutter, Rieser hörten, einer sei aus der Waffen-SS desertiert, und waren sich vielleicht einig, dass das dem Ansehen der Schweizer schadete. Die Waffen-SS hatte einen guten Ruf: zähe, hartgesottene Kämpfer, immer als erste am Feind, immer zuvorderst. Es hiess, der schnelle Sieg über Frankreich sei diesen Männer zu verdanken, auf die Hitler stolz war, wie man hörte. Eine Elite, zweifel-

los, aber der Ruhm, den sie sich erkämpft hatte, war teuer gewesen und war es noch. In der Milchhalle kannte keiner Zahlen; es genügte zu wissen, dass die Waffen-SS nach jeder Schlacht mehr Tote begrub als die Wehrmacht.

Man konnte es also schon verstehen, dass einer plötzlich die Hosen voll hatte; aber einem Schweizer verzieh man es doch nicht so leicht.

## 6

Sechs Tage in der Woche schweisste Rööslì, wie gesagt, Wassertanks zusammen aus galvanisiertem Schwarzblech, und am siebten ging er in die Milchhalle oder besuchte Veranstaltungen des «Bundes der Schweizer in Grossdeutschland.» Das war kein Heimatverein, sondern eine Pflichtübung, vor allem für Schweizer, die wie Rööslì in der Metall&Lackierwarenfabrik arbeiteten. Der Direktor der Fabrik, Otto Lienhard, war Leiter des «Bundes», und er forderte Rööslì und die anderen Schweizer nie direkt auf, zur Versammlung zu kommen. Es verstand sich von selbst, und ausserdem war es eine angenehme Pflicht, denn man traf bei den Veranstaltungen Landsleute, zum Teil dieselben wie in der Milchhalle; man tauschte Neuigkeiten aus und war politisch einer Meinung.

Der Saal in Stuttgart war jeweils dekoriert, wenn man so will: An der Wand hing eine grosse rote Fahne mit dem Schweizerkreuz, wobei an den Enden des vertikalen Balkens noch je ein Hakenkreuz dazukam. In die Fahne eingestickt war ein Sinnspruch, das Motto des «Bundes»:

WIR SCHWEIZER WERDEN EWIG DEUTSCHE SEIN

Es wurde gesungen, Lieder, in denen die Überzeugung der Anwesenden zum Ausdruck kam, dass man in geschichtlichen Zeiten lebte, die bald auch über die Schweiz hereinbrechen würden. Es stieg dann ein Redner aufs Podest, meist ein führender Schweizer Nationalsozialist im Exil, der den Landsleuten zum Beispiel zurief, er sei soeben informiert worden über die neueste Ungeheuerlichkeit des Bundesrates – man habe die Schriften von Conrad Ferdinand Meyer geächtet und verboten!

Der Saal wurde ganz still vor Empörung. Natürlich gab es kein solches Verbot, aber dem Bundesrat traute man alles zu.

Und sie sassen vor der Fahne WIR SCHWEIZER WERDEN EWIG DEUTSCHE SEIN, und nach der Rede erhoben sie sich, aufgewühlt vielleicht, und die Musik, eine Kapelle, setzte ein wie in der Kirche die Orgel, Lied Nummer 216, und sie sangen vom Vorwärtsmarschieren und von der Stunde, die kommen wird. Sie sangen hochdeutsch mit Urner, Basler, Gossauer Akzent wie irgendein Schweizer Männerchor, von dem sie sich aber dadurch unterschieden, dass sie nicht in der Heimat, sondern in Stuttgart sangen, als Flüchtlinge mit wahrscheinlich nicht unbeträchtlichem Heimweh. WIR SCHWEIZER WERDEN EWIG DEUTSCHE SEIN. Ihr Heimweh war allerdings ein gefährliches, bedrohlich für alle daheim, die ihnen nicht passten; denn diese Flüchtlinge wussten, dass ihnen nur eine bewaffnete Rückkehr möglich war, hinter den Panzern der Wehrmacht.

Bis es soweit war, musste man sich in Deutschland einrichten. Rööslì gelang das recht gut. Deutschland bot ihm Chancen, die er in der Schweiz nie gehabt hatte.

Eines Tages fragte ihn der Fabrikdirektor Lienhard, ob er nicht Kameradschaftsleiter des «Bundes» werden wolle. Es brauche Leute wie ihn. Rööslì sagte zu, wahrscheinlich sofort. Er hatte noch nie eine Funktion mit Verantwortung, war stets Arbeiter gewesen, und Arbeiter war keine Funktion, man hatte niemanden unter sich.

Als Kameradschaftsleiter des «Bundes» durfte er nun, in bescheidenem Mass, andere leiten, mitdenken, organisieren. Und er wird sich gesagt haben, dass man ihm in Gossau nie einem solchen Vertrauensposten übertragen hätte, ihm, dem Tunichtgut und Sorge nfall.

In Gossau wäre allerdings auch anderes nicht geschehen, wären ihm die schrecklichen Zeiten, denen er entgegenging, erspart geblieben.

## XIII

# Europäische Totenköpfe

1

Frühsommer 1942, Berlin-Grunewald. Heinrich Büeler bei der Arbeit im SS-Hauptamt: Er stellte eine Bücherliste zusammen für die ambulante Bibliothek, die Feldbücherei der Waffen-SS. Es gab dort Leute, die zwischen den Kämpfen lasen, und Büeler versorgte sie mit Schrifttum, von dem er annahm, dass es für die Frontsoldaten geeignet war: Romane, Erbauliches, politische Werke – davon aber wenig, denn die Kämpfer hatten erfahrungsgemäss wenig Lust auf Propaganda.

Der Krieg war härter geworden, die deutschen Siege seltener; Büeler dachte oft an die Männer in Russland, wenn er an seinem Schreibtisch im kleinen Büro mit Blick auf Eichen und Ulmen sass. Er bewunderte den Opfermut und litt mit ihnen, wenn er im Radio von einer neuerlichen «Frontbegradigung» hörte. Frontbegradigung war der Name für Rückzug und hohe Verluste.

Möglich, dass ihn schlechtes Gewissen plagte, ein Gefühl, es sei Unrecht, hier im friedlichen Berlin administrative Arbeiten zu erledigen, während diese Männer starben für ihn und seine Überzeugung und für das Abendland.

Aber man hatte ihn ja nicht an die Front gelassen! konnte er sich sagen.

Jedenfalls war Büeler am Morgen der erste im Büro, und oft ging er erst in der Nacht nach Hause. Er wollte vollen Einsatz leisten, wenn nicht an der Front, dann eben hier, in seiner Unterabteilung der «Germanischen Leitstelle». Ganz in der Nähe des Gebäudes, in dem er arbeitete, hatte kürzlich eine Konferenz stattgefunden, war die «End-

lösung der Judenfrage» diskutiert und die Vernichtung beschlossen worden. Büeler wusste das nicht, er war im SS-Hauptamt ein Unterabteilungsleiter, dessen Einfluss sich auf seine Sekretärin und die zwei Assistenten erstreckte. Mit der Sekretärin, Frau Gerster aus Bern, war er übrigens sehr zufrieden. Frau Gerster war Nationalsozialistin geworden durch Heirat mit einem Berliner SA-Mann. Amerika hatte Deutschland den Krieg erklärt, Auschwitz wurde baulich den neuen Erfordernissen angepasst und Büeler stellte, wie gesagt, eine Bücherliste für die Waffen-SS zusammen.

Seine Unterabteilung bestand aus zwei kleinen Zimmern; von hier aus musste er für rund 100'000 Menschen sorgen, für «die Germanischen Waffen-SS Divisionen und in der Folge auch die Europäischen», wie er später schrieb. Er belieferte die Soldaten auch mit Zeitschriften in verschiedenen Sprachen, und früh, schon im Sommer, musste er an Weihnachten denken, die Bescherung organisieren. Die Bescherung stellte hohe logistische Anforderungen an Büeler, denn die 100'000 Holländer, Dänen, Norweger, Franzosen und Belgier, die sich freiwillig zum «Kampf gegen den Bolschewismus» gemeldet hatten, verteilten sich auf die ganze, Tausende von Kilometern lange Ostfront, und es war nicht leicht, ihnen allen rechtzeitig zum Heiligabend durch die Feldpost ein Präsent zuzustellen.

«Darüberhinaus habe ich mit Firmen wie Sarroti in Berlin Werkbesuche mit anschliessend kleiner musikalischer Unterhaltung und Imbiss für die Germanischen Verwundeten veranstaltet.» Und er besuchte die Verletzten in den Lazaretten am Müggelsee, zusammen mit spanischen Freiwilligen, die, wie er später schrieb «die 'Germanen' aufs Reichlichste mit Liebesgaben beschenkten.»



Ich habe nachgelesen: Die «Germanische Leitstelle», in der Büeler arbeitete, war verantwortlich für die «Europäischen» oder «Germanischen Freiwilligen» der Waffen-SS, und zwar auf den Gebieten Fürsorge, Kultur und Anwerbung neuer Freiwilliger.

Und ich war in München, wo der damalige Vorsteher der «Leitstelle», Büelers Luzerner Freund Riedweg, heute einen – wie man noch sehen wird – aktiven Lebensabend verbringt. Ich fragte ihn unter anderem, wieviele aus den von Deutschland besetzten Ländern insgesamt zur Waffen-SS gegangen seien. Riedweg sagte: «Gehen Sie von 100'000 aus.»

Ich fand das viel, liess es Riedweg aber nicht merken. Im Gegenteil dachte ich daran zu sagen: So wenige nur? Denn Riedweg hat seine Meinung über damals nicht wesentlich geändert, und noch immer wird sie, in seinen Augen, bestätigt durch die vielen Holländer, Dänen, Franzosen, Norweger, die sich in die Waffen-SS freiwillig einreihen.

900 Schweizer\* taten das auch, und auch diese Zahl ist hoch, auf die Bevölkerung umgerechnet und wenn man bedenkt, dass die Schweiz nicht besetzt war und die «Germanische Leitstelle» nicht wie in den übrigen Ländern Werbebüros unterhielt, Plakate drucken und ankleben liess. In der Schweiz gab es keine «Ergänzungsstelle» der Waffen-SS, die Unterabteilungsleiter Büeler «mit Schrifttum und Filmen, teils für Betreuungs-, teils für Propagandazwecke» belieferte. Und doch waren es schliesslich 900, genug für ein eigenes Schweizer Bataillon, das auch geplant war, aber zu spät, 1944, als es schon nicht mehr möglich war, gezielt bestimmte Soldaten aus ihren verschiedenen Einheiten abzuziehen und an einem Ort zu sammeln.

Jedenfalls 900, aber proportional zur Einwohnerzahl kamen von nirgendwoher so viele Freiwillige wie aus dem Fürstentum Liechtenstein, mehr als 80, nebenbei gesagt.

\* Siehe Seite 238, Anhang, Zahlen

Den Dänen war, wie ich las, von ihrer Regierung im Jahr 1941 grundsätzlich erlaubt worden, in die Waffen-SS einzutreten: «Den danske Regering har givet Tilladelse til, at faste Befalingsmaend af Linien, Reserven (Forstaerkingen) og hjemmendete vaernepligtige.»

Auf Französisch hiess das 1943: «Le Président Laval a reconnu à tous les Français le droit de s'engager dans les formations de la Waffen-SS à l'Est.»

Und 40 norwegische Pfarrer verfassten einen Aufruf, der mit den Worten begann: «Den avgjorende sluttkamp mot bolsjevismen og den internasjonale gudloshetbevegelse er nu igang» – ein Norwegisch, das ich interessanterweise verstehe, bis auf das Wort 'avgjorende'. Die 40 Pfarrer sagten: Der...Schlusskampf mit dem Bolschewismus und der internationalen Gottlosenbewegung ist nun im Gang:

Das war natürlich auch die Meinung Büelers und Riedwegs, der heute Bücher schreibt über das Transzendente und mir sagte, dass Europa geführt werden müsse von einer Elite, die vom Volk gewählt werden könne – woraus ich schloss, dass sie nicht unbedingt gewählt werden müsste.

«Gehen Sie von 100'000 aus» – 100'000 aus fast allen Ländern Europas; nun wollte ich wissen, was die Waffen-SS eigentlich war, aber ich fragte es nicht Riedweg, sondern ich sah mich in Buchhandlungen und Bibliotheken um und versuchte zunächst herauszufinden, welchem Buch man trauen konnte.

Ich will es kurz machen: die Waffen-SS hiess ursprünglich, in den späten zwanziger Jahren, «Verfügungstruppe» und war gedacht als Konkurrenz zur SA, die sich als Kampftruppe der Partei, der NSDAP, verstand. Die «Verfügungstruppe» sollte nicht die Partei, sondern deren Spitzen schützen, gerade auch vor möglichen Umstürzern in der Partei. Es war eine Elite truppe, die Armee der SS, und sie wurde 1934 eingesetzt beim sogenannten «Röhm-Putsch», als es darum ging, die SA-Führer zu töten, die Macht der SA zu brechen und die der SS auszubauen. Nach diesen Morden war die SA nahezu bedeu-

tungslos, musste auch das Kommando über die Konzentrationslager abgeben an die sogenannten «Totenkopfverbände», die zur «Verfügungstruppe» gehörten.

Nun entwickelten Himmler und andere SS-Funktionäre den Ehrgeiz, die «Verfügungstruppe», die Waffen-SS, stark zu machen für den Kampf gegen eine neue Konkurrenz: die Wehrmacht. Der SS war die Wehrmacht in vielem suspekt, gehörte in ihren Augen noch der alten Zeit an; die Offiziere waren der SS zu konservativ, also nicht nationalsozialistisch genug.

Als der Krieg ausbrach, versuchte man, so viele Rekruten wie möglich zur Waffen-SS zu bringen, an der Wehrmacht vorbei. Die wiederum nahm den Konkurrenzkampf auf und führte ihn zunächst siegreich, denn sie besaß das Rekrutierungsmonopol und verteilte den Jungmännerkuchen, wenn man so will, ganz zu ihren Gunsten: nur ein geringer Teil der Stellungspflichten durfte zur Waffen-SS.

Nun hatte aber der SS-Gruppenführer Gottlob Berger die für die Waffen-SS rettende Idee. Die jungen deutschen Männer gehörten der Wehrmacht, wie gesagt, also musste man ausserhalb des Wehrmachtbereichs rekrutieren: in den besetzten Ländern und in Ungarn, Rumänien, wo Hunderttausende sogenannt Volksdeutsche lebten, von denen nicht wenige gern kämpfen wollten, es aber in der Wehrmacht, die nur Reichsdeutsche aufnahm, nicht durften.

Das war für die Waffen-SS ideal, und sie begann in Holland, Belgien, Budapest und Bukarest zu werben und wurde gewissermaßen international, aber nicht aus Überzeugung, wie Büeler und Riedweg glaubten, sondern weil sie nur dort genug Soldaten fand, nur dort aufrüsten konnte gegen die Wehrmacht.

Auf den Schlachtfeldern wurde dann erbittert gekämpft, Waffen-SS gegen Wehrmacht – wer macht mehr Gefangene, wer siegt schneller, wer hält länger durch. Den Ruhm brachte in der ersten Zeit meist die Waffen-SS heim; sie war forschender und aggressiver und skrupelloser den eigenen Soldaten gegenüber. Die Wehrmacht zeigte mit dem Finger auf die hohen, ja enormen Verluste der Waffen-SS, kritisierte den in ihren Augen verantwortungslosen Führungsstil der

Waffen-SS-Offiziere, die ihre Soldaten oft sinnlos opferten – aber Hitler war begeistert.

Was wäre ich ohne meine Waffen-SS! soll er einmal gesagt haben.

Weil aber in Hitlers Lieblingstruppe so viele starben in jeder Schlacht, wurde allmählich immer weniger Rücksicht genommen auf politische und weltanschauliche Zuverlässigkeit der Rekruten; Hauptsache, sie konnten schiessen.

Gegen Mitte des Krieges wurde auch die Freiwilligkeit nicht mehr streng buchstabiert – wer sich nicht freiwillig meldet, dem werden eben die Scheiben eingeschlagen, sagte Gottlob Berger einmal. Und natürlich wurden auch, das war ja das nächstliegende, alle auf ihrem Posten ersetzbaren SS-Männer einzogen, so auch die «Totenkopfverbände» aus den Konzentrationslagern.

Und hier nun beginnen die Schwierigkeiten bei der Einschätzung der Waffen-SS. Sie zählte gegen Ende des Krieges 900'000 und war nur noch bedingt eine deutsche Armee, denn weit mehr als die Hälfte kam von anderswo, und es wurde

ungarisch,  
rumänisch,  
norwegisch,  
französisch,  
indisch,  
schweizerdeutsch,  
russisch,  
spanisch,  
italienisch,  
englisch,  
finnisch,  
serbokroatisch gesprochen.

Holländisch, das habe ich vergessen. Und alles mischte sich, die Gepressten mit den Freiwilligen, die Überzeugten mit den Abenteu-

ren, die KZ-Folterer mit den italienischen Soldaten, die sich den Ruf erworben hatten, dass sie nur nach Hause wollten.

Nach dem Krieg, bei den Nürnberger Prozessen, wurde die Waffen-SS zur «verbrecherischen Organisation» erklärt. Dagegen wehren sich die Überlebenden heute noch; sie wollen gleichgestellt werden mit den Veteranen der Wehrmacht, denn sie seien, behaupten sie, Soldaten gewesen wie alle anderen, und sie wollen nicht immer in den Topf geworfen werden mit der SS, mit der sie nichts zu tun gehabt hätten. Rööfli, als ich ihn in Bern traf, sagte: «Nein, mit den Schwarzen haben wir nichts zu tun gehabt.»

War die Waffen-SS eine «verbrecherische Organisation»? Ich würde sagen, der Krieg war verbrecherisch und jeder, der an ihm teilnahm, gleich ob in der Waffen-SS oder in der Wehrmacht, lief Gefahr, zum Verbrecher zu werden, und viele wurden es auch. Viele, auch in der Waffen-SS wurden es nicht, weil sie zufällig an einem bestimmten Tag nicht in einem bestimmten Dorf waren, in Oradour-sur-Glane oder in Bandovina, wo Geiseln erschossen, Kinder getötet, Partisanen aufgehängt wurden. Wären sie dort gewesen, hätten sie es zweifellos getan, und darin unterschieden sie sich nicht von jenen Soldaten der Wehrmacht, die von der Front – dem scheinbar nicht verbrecherischen Kampf – zurückkehrten und abkommandiert wurden hinter die Linien, wo sie einem SS-Sonderkommando bei einer Säuberung Hilfe leisten mussten.

Verbrecherisch, um es noch einmal zu sagen, war dieser Krieg, und die Waffen-SS war etwas anderes als die SS-Sonderkommandos; man könnte sagen, diese Sonderkommandos und die SS der Konzentrationslager mordeten immer und kämpften nie, und die Waffen-SS kämpfte meistens und mordete seltener als die andere SS aber häufiger als die Wehrmacht, die fast ausschliesslich kämpfte und am wenigsten von allen gemordet hätte, wäre dieser Krieg nicht von Vorn herein Mord gewesen.

Heinrich Büeler, Unterabteilungsleiter in der «Germanischen Leitstelle», organisierte die Weihnachtsbescherung für die Holländer und Dänen, und Frau Gerster, seine Sekretärin, brachte ihm eine Tasse Kaffeeersatz. Es herbstelte schon, der Wind blies Eichenblätter ans Bürofenster, und wieder waren viele gefallen in Russland. Immer wieder musste Büeler die Arbeit an der Weihnachtsbescherung unterbrechen und sich um die Angehörigen kümmern, ihnen schreiben nach Brüssel, Antwerpen, Oslo, dass sie eingeladen seien nach Deutschland, «als Gäste des Reichsführers SS», zu dreiwöchigen Ferien, für deren Kosten selbstverständlich die Waffen-SS aufkomme.

Tausende von Ferienwochen hatte Büeler zu arrangieren, wurde aber auch bei dieser Arbeit ständig unterbrochen von Schweizer Freiwilligen oder sonst Schweizern, die sich bei Frau Gerster anmelden, weil sie irgendeinen Kummer hatten, den sie mit ihm, Büeler besprechen wollten.

Für die Landsleute war er naturgemäss besonders da, nahm sich Zeit, auch wenn er sie nicht hatte. «Ich glaube nicht, dass irgendein Schweizer oder eine Schweizerin ohne Hilfe die ‘Germanische Leitstelle’ verlassen hat», schrieb er später. Oft hatte er es mit gebürtigen Schweizerinnen zu tun, die in Deutschland lebten, aber nach Hause wollten. «Ihnen verhalf ich im Auftrag von Riedweg, da er hiezu kaum Zeit hatte, zur Ausreise.» Das hiess, er musste seine Beziehungen zur Gestapo spielen lassen, denn Ausreise war streng verboten.

Nach Möglichkeit war Büeler jedem eine Hilfe. «Ich habe auch wiederholt schweizerischen Industriellen nicht nur die Einreise nach Deutschland, sondern auch in besetzte Länder ermöglicht.»

Büeler war also in hundert Richtungen beschäftigt: Weihnachtsbescherung für Hunderttausende, Ausreise beantragen für gebürtige Schaffhauserinnen, Einreise für Basler Industrielle, Ferieneinladungen in alle Welt, ambulante Bibliothek, und Filme mussten noch an

die Front geschickt werden – da blieb keine Zeit für Briefe an Johanna, in denen er ohnehin nichts zu schreiben gewusst hätte, so fremd war man sich geworden.

Sie schrieb ihm auch keinen mehr. Sie arbeitete in Zürich im Übersetzungsbüro, dessen Chef Kontakt hatte zum englischen Geheimdienst. So kam es, dass Johanna hin und wieder kleinere Aufträge erledigte – gewissermassen für Churchill, während ihr Mann administrativ tätig war für Hitler.

## XIV

# Warum Wipf es in der Heimat nie so weit gebracht hätte

### 1

Dass es ihm Freude machte....

Irgendwann muss Wipf es gemerkt haben.

Er war jetzt Lagercapo, verantwortlich für die Ruhe und die Ordnung in den Baracken.

Beispielsweise sagte die SS zu Wipf: Capo, in drei Minuten steht jeder auf dem Appellplatz!

Sofort rannte Wipf los, stürmte in die Baracken, rief, alles heraus zum Appell!

Damals schlug er noch nicht, aber irgendwann wird er es gelernt haben, vielleicht heute, wo ihm nur drei Minuten blieben, um die Leute auf den Platz zu treiben. Und diese Leute waren erschöpft, diese Leute waren langsam; Wipf stiess sie vorwärts, zerrte sie ein Stück weit mit sich, rief, mach schon, beweg dich! Denn noch fürchtete er die SS.

«Wipf hing kolossal am Leben», sagte später der ehemalige Lagerarzt.

Wipf brüllte seine Mithäftlinge an, aber sie wurden nicht schneller, sie wollten ihre Schuhe anziehen oder sich nach ein paar Schritten schon ausruhen. Wipf spürte vielleicht, wie ihm die Zeit davonlief, und er sah vor sich den Bock, auf dem die SS ihn festbinden würde zum Auspeitschen, wenn er die Leute nicht rechtzeitig auf den Platz brachte. Laufschrift! brüllte er, aber unendlich zäh ging es voran, obwohl die meisten jetzt wirklich rannten. Und dann sah er zwei,



die vor einer Baracke einfach stehenblieben, miteinander redeten! Wipf hatte, wie gesagt, noch nie geschlagen bis jetzt, und ihm blieb noch eine einzige Minute, und diese beiden redeten, drückten sich an die Barackenwand, um dort festzuwachsen, damit er, der Capo, ausgepeitscht wurde von der SS, wie er sich einbildete.

Mag sein, dass er jetzt zum ersten Mal «Ihr Schweine!» brüllte, zum ersten Mal drauflosschlug und trat und nicht mehr aufhören konnte. Der eine entkam ihm und rannte auf den Appellplatz; aber der andere lag am Boden, rief, Capo, bitte nicht!

Aber es war kein Capo, der trat, schlug, keuchte; es war auch kein Wipf, sondern etwas Fremdes, etwas, das nicht aufhören konnte, dieses andere da am Boden niederzumachen.

Wipf kam erst zu sich, als ein SS-Mann ihn wegstiess und anschrie, lass das, Capo, sofort auf den Appellplatz! Wipf zitterte am ganzen Leib vor Aufregung und Erschöpfung und wird wohl, so gut es ging, gemeldet haben, der Mann da habe nicht zum Appell gewollt, habe sich versteckt.

Und wie verhielt sich der SS-Mann? Er gab dem Verletzten einen Tritt in den Bauch, aber dem Capo tat er nichts.

Bei einem solchen Vorfall könnte Wipf begriffen haben, dass er, als Capo, schlagen durfte, und dass dieses Privileg ihn von seinen Mitgefangenen unterschied und der SS näherbrachte. Es war doch so: Er hatte diesen Mann, der Häftling war wie er, verprügelt, und nun kam die SS und versetzte demselben auch einen Tritt. Das stellte Wipf schlagartig auf eine Stufe mit den Bewachern, den Mächtigen. Etwas Grossartigeres konnte einem wie ihm nicht geschehen im Konzentrationslager.

Das war aber nur eine von zwei Erfahrungen, die er an jenem Tag machte. Die andere war dieser Rausch, in den er beim Schlagen geraten war. «Wipf muss unbedingt als abnormal bezeichnet werden», auch das sagte der Lagerarzt. Es war schön gewesen, auf den Mann

einzuschlagen, und das erschreckte Wipf, und gleichzeitig wollte er es wieder erleben, stelle ich mir vor.

## 2

Und man kann sich aufgrund von Zeugenaussagen auch vorstellen, was es für die Häftlinge im Jahr 1943 bedeutete, wenn einer von ihnen in die Unterkunft kam und verbreitete, dem Capo sei es wieder gelungen, sich eine Flasche Schnaps zu beschaffen.

Wir sind in der Baracke der Luxemburger, und der Capo ist also betrunken, und man muss herausfinden, wo er steckt. In der Angst wird man sich etwas vormachen; einer wird behaupten, der Capo sei in die Baracke der Polen gegangen.

Wenn es nur so wäre!

Es ist bekannt, dass der Capo die Polen am meisten schikaniert. Also horcht man wahrscheinlich, ob man Schreie hört von dort.

Es ist aber still.

Kann sein, dass der Capo erst auf dem Weg zu den Polen ist. Also schickt man einen zur Tür, er soll den Kopf hinausstrecken und schauen, ob der Capo unterwegs ist.

Die Hunde bellen, es ist spät, die SS-Hunde, die Schäfer. Vielleicht schlagen sie an, weil Wipf vorbeigeht. Dann wären aber, nach Lage des Zwingers, sein Ziel nicht die Polen, sondern die Luxemburger, wir. Und was würde dann geschehen, wenn er hereinkäme? Das weiss man nicht. Manchmal bringt er ein Stück Brot, manchmal sogar Zigaretten. Danke, Capo, danke, sagt man, und dann, im nächsten Moment, lächelt er, und wenn er lächelt, hält man sich die Hände vors Gesicht, denn nun schlägt Wipf und kann nicht mehr aufhören. Er schlägt immer länger, als man es aushalten kann. Wenn man zufällig seine Augen sieht, glänzen sie eigenartig, und sie haben die Farbe gewechselt, sind grau, und Schaumfetzen spritzen von seinem Mund.

Und nun sieht der, der an der Tür Wache hält, den Capo aus der Baracke der Polen kommen, den grossen, wuchtigen Mann, der so

viel Kraft hat, die ihm nie auszugehen scheint. Die hat er, weil er in der Küche Brot holen darf und wahrscheinlich auch Fleisch. Was kann die SS tun? Sie tut nichts.

«Selbst die SS hatte Angst vor ihm», sagte später ein Luxemburger.

Deshalb ist man verloren, wenn er kommt, und jetzt dreht der an der Tür sich um und flüstert, er kommt.

Aussage des Lagerarztes: «Wipf terrorisierte die Langerinsassen, dass sie vor ihm so Angst hatten, dass viele bei seinem Erscheinen regelrecht in die Hosen machten.»

Wenn er doch nur verrecken würde, wenn ihn der Schlag träfe, auf dem Weg von der Polenbaracke in diese, aber wer glaubt daran. Und nun geht er aber, meldet der an der Tür, in die Baracke der Franzosen.

Das ist gut.

Die Franzosen hasst er, wie die Polen, wen hasst er nicht; es kommt nur darauf an, dass er sich dort austobt und nicht hier.

Er ist der Baracke der Franzosen, aber man hört nichts, zunächst.

### 3

Wipf war betrunken, die SS gab ihm Schnaps, sie war zufrieden mit ihm. Und jetzt hatte er Lust, zum Rechten zu sehen, die Ordnung zu prüfen, denn wenn die Häftlinge die Ordnung nicht einhielten, rügte die SS ihn und ihn allein: Er trug alle Verantwortung.

Jetzt wollte er einmal nachsehen, ob nicht wieder einer dieser Franzosen die Unterhosen anhatte im Bett. Es war verboten, mit den Unterhosen zu schlafen, ein Verbot der SS, nicht seins, er hatte das alles nicht erfunden. Aber wenn er nicht nachschaute, wer dann? Die SS frass und soff die ganze Nacht, weil sie sich eben darauf verliess, dass der Capo das Lager im Griff hatte.

Ich weiss nicht, ob Wipf so gedacht hat.

Jedenfalls ging er an jenem Abend in die Baracke der Franzosen, vielleicht weil er sie allgemein nicht mochte oder weil ihm einer von ihnen speziell aufgefallen war, ein Knabe noch, ein Bürschchen.

«Putain de français!» rief Wipf, denn sicher hatte wieder einer von ihnen, am ehesten das Bürschchen, die Unterhosen nicht ausgezogen zum schlafen.

«Putain de français!» schrie er. Denn dieses Franzosenbürschchen konnte ihn das Leben kosten, nämlich wenn die SS dahinterkam, dass er die Unterhose anbehalten hatte. Dann werden sie mich zur Strafe töten, sagte sich Wipf, oder vielleicht bildete er es sich auch nur ein, denn die SS war ja zufrieden mit ihm. Er musste nur alles tun, damit es so blieb.

«Wipf hing kolossal am Leben»...

Jedenfalls winkte er jetzt das Bürschchen zu sich.

Du hast die Unterhosen an! sagte Wipf und meinte, er werde auch noch blöd angeglotzt von diesem verschlagenen, kleinen Franzosenlümmel mit seinem Arsch.

«Wipf war homosexuell, das ist mir absolut einwandfrei bekannt», bestätigte der Lagerarzt.

Wipf nahm einen Stuhl, und er riss ein Bein heraus und traf das Ohr, das sofort blutete. Wipf meinte, er müsse einen Lümmel bestrafen, um nicht selbst bestraft zu werden von der SS, und er hörte diesen Bengel schon lachen vor Freude, wenn dann er, der Capo an seiner Stelle ausgepeitscht würde von der SS. Noch einmal schlug Wipf, und zwar – damit der Junge lernte – dorthin, wo das Ohr schon aufgerissen war. Und er meinte, der junge Franzose schreie, weil es ihm gefiel, einmal richtig durchgehauen zu werden, und das verstand Wipf, denn ihm gefiel es auch. Wenn dieses Bürschchen also mehr wollte, konnte er es ihm geben, und er schlug mit dem Stuhlbein, dass Blut spritzte, meinte aber, es sei dem Burschen noch nicht genug, dem Kerlchen, das am Boden jaulte wie ein kleines Hündchen, dem man das Arschchen versohlte.

«Wenn er einmal in seiner Ekstase war», erinnerte sich der Lagerarzt, «kannte er sich nicht mehr und schlug wie verrückt drauf los.»

Wipf kam wieder zu sich, sah das blutige Stuhlbein in seiner Hand und warf es fort, denn er meinte, er gehöre ihm nicht. Die anderen Häftlinge, Franzosen, standen da, und Wipf sah sie an, sie senkten den Blick. Am Boden lag bewusstlos irgendeiner, an den Wipf sich im Augenblick nicht erinnern konnte. Und er meinte, er habe einen bestrafen müssen und es nicht gern getan, sondern um sein eigenes Leben zu retten. Er verteilte ein paar Zigaretten an die, die stumm herumstanden und ging.

«Aus Sadismus habe ich das nicht gemacht», sagte er später. «Ich schlug nur jeweils, wenn ein Lagerinsasse sich gegen die Lagervorschriften vergangen hatte.»

#### 4

«Ich möchte betonen, dass Wipf ein grosser Patriot war und oft von seiner Heimat, der Schweiz, erzählte, und ich hatte den Eindruck, dass er sein Land trotzdem liebte.» Das gab der Lagerarzt später zu Protokoll.

Mag sein, dass Wipf, als Häftling, der er ja immer noch war, die Heimat liebte und sich zurücksehnte. Als Capo musste er aber hoffen, dass Deutschland den Krieg gewann, denn bei einer Niederlage wäre er von den anderen Häftlingen getötet worden; jedenfalls fürchtete er das.

Mitte 1943 kursierten die ersten Gerüchte, es daure nicht mehr lang. Wipf wird sich überlegt haben, ob die SS, falls sie das Lager aufgeben müsste, ihn mitnehmen würde. Er hielt es für unwahrscheinlich; eher erschossen sie ihn als ersten, als Mitwisser. Ihm drohte also von beiden Seiten der Tod, wenn Deutschland verlor; deswegen machten ihm solche Gerüchte Angst.

Als ihm einmal einer seiner Spitzel oder Liebhaber einen gewissen Chaumeny nannte, der von Deutschlands Niederlage geredet habe,

begab sich Wipf in dessen Baracke und sagte zu ihm: «Ich verurteile dich zum Tode, und ich töte dich.» Dann zertrümmerte er einen Stuhl auf Chaumenys Kopf und nahm an, der Mann sei tot – was Chaumeny, nebenbei gesagt, das Leben rettete, wenn auch ein Leben als Krüppel.

Es war aber noch ein anderer in die Sache verstrickt, ein deutscher Journalist, den Wipf nur schlug, also mild bestrafte und zwar dafür, dass er – wie Wipf glaubte – Chaumenys Bemerkung über die Niederlage Deutschlands im Lager weitererzählt hatte.

Nun gab aber der Journalist unter den Schlägen zu, dass in Wahrheit er es gewesen sei, der davon gesprochen habe; Chaumeny habe es nur weitererzählt.

Wipf, der ja glaubte, Chaumeny getötet zu haben, musste denken, er habe den Falschen umgebracht.

Es wird ihn nicht gekümmert haben.

«Wipf hatte das unumschränkte Vertrauen der SS Vorgesetzten», sagte später ein Zeuge, «und er hatte über Leben und Tod seiner Häftlinge zu bestimmen.»

Aus irgendeinem Grund verschonte er aber den Journalisten; das heisst, er tötete ihn nicht selbst, sondern verzeigte ihn bei der SS, die ihm dann auf dem Lagerplatz in den Kopf schoss.

## 5

Wipf schlief übrigens mit einem jungen Polen, dem Simm, den er verehrte und reich versorgte mit Brot, Zigaretten, Schnaps, Konserven. Diese Liebesgaben besorgte Wipf sich bei der SS, die ihm inzwischen Vergünstigungen gewährte, wie sie Capos in anderen Lagern nicht kannten. Es wurde von vielen Zeugen behauptet, einfache SS-Männer hätten sich vor Wipf gefürchtet, seine Macht sei stetig gewachsen, und schliesslich habe er sogar mit dem Lagerkommandanten fast freundschaftlichen Umgang gepflegt. Ende 1943 wurde Wipf von den Häftlingen als der eigentliche Herr des Konzentrationslagers Hinzert empfunden.

Und Simm war 17 und als Pole besonders gefährdet; nur Russen und Juden wurden von der SS schlechter behandelt. Mag sein, dass Wipf, von Simm aus gesehen, ein begehrter Mann war, gewissermassen attraktiv durch seine Macht, die Schutz bot und obendrein ein angenehmes Leben mit Büchsenfleisch und Raucherwaren. Wipf handkehrum könnte den Jungen geliebt haben, warum nicht. Seine Liebe wäre nicht erwähnenswert «in einem Lager ohne Frauen», wie der ehemalige Lagerarzt sagte – wenn Wipf seinen Simm nicht vergiftet hätte. Dieser 17jährige entwickelte sich unter seinem Schutz zu einem Schläger, der von manchen Häftlingen mehr gefürchtet wurde als Wipf selbst. Offenbar versuchte Simm seinen Freund zu übertreffen an Brutalität, um ihm zu gefallen, als Liebesbeweis.

Wipf soll sich jeweils sehr gefreut haben...

Es gab Häftlinge, die in dieser Situation auf die SS hofften, hofften, sie möge einschreiten und gewissermassen das Recht wiederherstellen.

Und was könnten sie unter Recht verstanden haben?

Wahrscheinlich, dass nur die SS und allenfalls noch der von ihr eingesetzte Capo befugt waren zu schlagen – so grotesk das klingt. Simm, wenn auch Liebhaber des Capos, war formal nur ein Häftling wie sie; und vielleicht schlug er sie nicht wirklich brutaler als Wipf, wie sie später sagten, sondern es schien ihnen nur so, weil eben Simms Schläge nicht hätten sein dürfen, willkürlicher waren – oder so empfunden wurden – als die gewissermassen regulären Schläge der SS.

Vielen ging es auch mit Wipf so.

Ein Zeuge sagte später: «Ich habe gesehen, wie französische Offiziere geweint haben, weil wir von einem Schweizer, zu dessen Land wir immer grosse Sympathien gehabt, so geschlagen wurden. Wären wir von einem Deutschen misshandelt worden, es hätte uns nicht so viel ausgemacht, aber von einem Schweizer, das konnten wir einfach nicht verstehen.»

Ein Glücksfall? Ich glaube schon. Die Zeit als Capo im KZ Hinzert war für Wipf vielleicht nicht die beste seines Lebens, denn trotz allem blieb er Häftling und musste die SS fürchten; aber bestimmt war es die erfolgreichste. Er war sehr mächtig. Wenn er durchs Lager ging, richteten sich alle Augen auf ihn. Wenn er winkte, sprangen sie daher. Wenn er einem befahl, den Kot wegzuwischen, den er soeben aus einem anderen herausgeprügelt hatte, so tat es dieser ohne Murren.

Manchmal versteckte Wipf ein Stück Brot unter dem Hemd, und dann suchte er sich einen Häftling aus, rief ihn daher und liess ihn eine Weile einfach dastehen. Vielleicht ging er um ihn herum, schaute ihn von oben bis unten an von allen Seiten, und wenn dann die Beine des Häftlings schlotterten, zückte Wipf plötzlich das Brot und sagte, da, nimm, das ist für dich. Wipfs Lohn war das grenzenlose Staunen in den Augen des Häftlings und dessen Erleichterung, die sich manchmal in einem kleinen Schrei entlud – Danke Capo! Danke!

Schon gut, sagte Wipf und ging weiter, zum nächsten, den er vielleicht zusammenschlug, vielleicht auch nur anbrüllte, du Hund! Weg dich!

In der Schweiz, das kann man sagen, hätte er es nie soweit gebracht, zu einer solchen Machtfülle, und nie hätte man ihm diesen totalen Respekt entgegenbracht.

Das Lager, die SS hatte ihm das verschafft; hier war er jetzt zu Hause.

Macht und Einfluss hatte er über die Häftlinge, bei denen er – das wusste er natürlich – kein Ansehen, keinen guten Ruf genoss, so wenig, wie er Macht und Einfluss hatte über die SS, bei der er aber umgekehrt gut angesehen war und in bestem Ruf stand.

Ihm fehlte also nichts, hier in Hinzert.

Auch nicht die Freiheit; die schon gar nicht, denn sie hätte ihn den Posten als Capo gekostet, und ohne diesen Posten wäre Wipf wieder der Welt draussen verfallen, in der er nichts galt.



Wipf war ganz nach innen, nach Hinzert gerichtet, und er hielt den Betrieb in Gang, damit diese einzige Welt erhalten bleibe. Das Schlagen war eins, das andere war die Administration, das Lagerbüro, in dem Wipf zuweilen Kartotheken erstellte, Abgänge, Neuzugänge, Sterbefälle; säuberlich führte er Buch im Auftrag der SS.

Ich erwähne es, weil eines Tages, als er im Lagerbüro arbeitete, durchs Radio eine Rede des Goebbels übertragen wurde, dieses stelzfüssigen Wichts, der damals Propagandaminister war und seinen Erfolg, wie Wipf, der Gnade einer schlechten Zeit verdankte. Goebbels hielt eine Rede über die Juden, und er griff sie scharf an, in einem Ton, der von Satz zu Satz selbständiger wurde, bis von der Rede nur noch der Ton übrigblieb; und dieser von aller Wortbedeutung losgelöste Ton brachte einen SS-Untersturmführer von Hinzert in Wallung, und er ging ins Nebenbüro zu Wipf und fragte:

«Capo, wieviele Juden haben wir im Lager?»

«Einen», sagte Wipf, «den Halbjuden Hanau.»

«Dieser Jude muss weg», sagte der Untersturmführer. «Sie wissen, was Sie zu tun haben!»

«Die erste Prozedur erhielt Hanau von mir in Form von 20 Min. kalte Dusche», gab Wipf später zu Protokoll. «Nachher befahl der Untersturmführer für Hanau 3 Tage ohne Nahrung, was ich zu beaufsichtigen hatte. Dann musste ich dem Hanau 4 Gamellen Suppe aufzwingen. Der Endzweck hätte sein sollen, Platzen des Magens, was aber nicht eintraf.»

(Warum nicht einfach ein Schuss? Wipf hatte den Befehl, Hanau zu töten – weshalb versuchte er das auf so grauenhaft umständliche Weise? Mir kam in den Sinn, dass die SS ihm, als Häftling, natürlich keine Waffe in die Hand gab. Vielleicht ist das die Erklärung – wenn man einmal nicht annehmen will, dass Wipf die Tötung absichtlich verzögerte.

Und dann erkrankte Hanau wegen der Duschfolter an einer Lungenentzündung und wurde ins Krankenrevier verlegt! Der Lagerarzt sollte ihn, der doch zum Tod verurteilt war, gesund pflegen. Ob das

auf Anordnung der SS geschah oder von Wipf veranlasst worden war, ist unklar. Sicher ist, dass Hanau behandelt wurde; er bekam Medikamente – das weiss ich, weil in den Akten steht, er habe diese Pillen zum Fenster hinausgeworfen, worauf ein SS-Mann Wipf gefragt habe: «Ist der immer noch nicht weg?»)

Wipf zerrte Hanau aus dem Krankenbett und unter die Dusche. Erneut spritzte er ihn eine halbe Stunde lang eiskalt ab, ohne dass Hanau gestorben wäre.

«Jetzt muss ich dich ersäufen», sagte Wipf.

Aber das geschah offenbar nicht sofort; Zeit muss verstrichen sein, während der Hanau sich wieder erholen konnte, Tage vielleicht. Denn Hanau fragte Wipf, ob er um etwas bitten dürfe, um eine Zigarette.

Wipf gab ihm eine.

«Ich danke, Capo, dass ich rauchen darf, ehe ich sterbe», sagte Hanau.

Zeugen berichteten später, Wipf habe den Hanau rauchen lassen, habe ihn dann aber aufgefordert, er solle jetzt ein Liedchen singen.

«'Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei'; das kennst du doch.»

Und Hanau soll gesungen haben: «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei...»

Wipf habe gelacht, dann einen polnischen Häftling zu sich gerufen.

Gemeinsam packten sie Hanau und führten ihn in die Waschküche.

«Ich musste Hanau im Brunnentrog, also im Bassin in der Waschküche, einfach ertränken. Bevor er ganz tot war, verliess ich die Waschküche und ging in meine Baracke. Nach etwa 15 Min. ging ich wieder in die Waschküche, wo Hanau tot einen furchtbar aufgetriebenen Bauch hatte, den ich normalisieren wollte, was aber nicht gelang, weil das Wasser nicht mehr herauskam. Nachher wurde die Lei-

che Hanaus in Karton eingewickelt und vergraben im Lagerfriedhof.  
Die ganze Prozedur bei Hanau dauerte etwa 3 Wochen.»

## XV

# Pistole und Sparschwein

1

Wipf, Büeler, Rösli gehörten gewissermassen zur ersten Generation der Schwarzgänger, der Deutschlandflüchtlinge. Sie flohen in den Jahren 1940–1942, meist um gegen «den Bolschewismus» zu kämpfen oder um zu arbeiten und fast immer, weil sie zum damals siegreichen Deutschland standen, nationalsozialistisch eingestellt waren und eine gloriose Zukunft anbrechen sahen. Deutschland war, als die erste Generation hinüberflüchtete, unangefochten die Grossmacht, ein Land der Möglichkeiten für einen, der in der Schweiz keine mehr hatte.

Ich habe nicht alle Personendossiers studiert, die im Bundesarchiv in Bern lagern und mit Schweizern in der Waffen-SS oder Deutschlandflüchtlingen zu tun haben – es sind wahrscheinlich gegen 1'000, denn 900 Schweizer traten in die Waffen-SS ein, und insgesamt rund 1'500 verschwanden in der Kriegszeit illegal nach Norden. Mir mussten 100 Biographien genügen, ein Querschnitt; aber es liess sich erkennen, unter anderem, dass es eine erste und eine zweite Generation gab. Die zweite floh in den Jahren 1943/1944; und diese Leute waren oft sehr jung, unter 20, und kaum noch begeistert vom Krieg und der Neugestaltung Europas, die ja mit den deutschen Niederlagen in Stalingrad und Nordafrika in einige Ferne gerückt war. Nein, diese Jungen flohen meist nicht, sondern sie rissen aus, wie zum Beispiel Kälin.

Schwyz, Mitte 1943. Kälin war 17 Jahre alt, und er hatte Probleme; nicht mit der Schweiz oder dem politischen System hier, sondern mit seiner nächsten Umgebung, der er noch ganz verhaftet war und ausgeliefert. Mit dem Vater hätte er reden können, aber der Vater gab dann doch immer der Mutter recht, am Schluss. Und von ihr fühlte Kälin sich ungerecht behandelt.

«Ich hatte schon längere Zeit das Gefühl, dass ich zu Hause zu streng behandelt wurde», sagte er später. «Andere Kameraden schienen mehr Freiheit zu geniessen, konnten Bergtouren machen.»

Kälin war in einem rebellischen Alter. Ihm schien, dass die Mutter ihn in allem zurückhielt, straff einband in ihr Sorgensystem, in dem man warm angezogen sein und zeitig heimkommen musste; die Kameraden kletterten auf beide Mythen, aber er, Kälin, bekam nicht einmal Bergschuhe – es sei zu gefährlich, sagte die Mutter, er sei noch zu jung. Und sie sagte, früher warst du so ein lieber Bub. Kälin schauderte, wenn sie das sagte, und manchmal warf er sich in seinem Zimmer wahrscheinlich aufs Bett und biss vor Wut ins Kissen.

Ich denke, man kennt das.

Natürlich sträubte er sich auch gegen die Handelsschule, in die sie ihn gesteckt hatten; denn damit wollte die Mutter aus seiner Sicht nur seine Selbständigkeit verhindern.

«Ich wäre lieber sofort ins Erwerbsleben getreten.»

Aber hier, im Elternhaus, wurde auf das, was er lieber getan hätte, wenig Rücksicht genommen. Wahrscheinlich versuchte Kälin, sich in dieser und jener Angelegenheit durchzusetzen, aber es scheint ihm nicht gelungen zu sein, denn wenn er die Kraftprobe mit der Mutter bestanden hätte, wäre er wahrscheinlich zu Hause geblieben.

Er dachte, er müsse weg von hier, nur dann werde er es schaffen. Er stellte sich vor, in Bern oder in Genf Geld zu verdienen, auf eigenen Füßen zu stehen; das würde die Mutter dann akzeptieren müssen. Dann kam ihm aber in den Sinn, dass Bern und Genf unsichere Orte waren; die Mutter würde ihm die Polizei hinterherschicken, aus Liebe.

Nein, wenn er es sich recht überlegte, musste er richtig weg, ins Ausland.

Aber es war Krieg. Welches Land käme da in Frage?

Er besprach es mit Heidi, seiner Freundin. Er müsse fort aus Schwyz, sagte er zu ihr. Hier komme er nicht weiter. Mit ihr habe das aber gar nichts zu tun, sicher nicht. Und er wolle auch bald wiederkommen, sobald er eine Stelle gefunden habe.

Sicher? könnte Heidi gefragt haben.

Ich schwöre es dir! sagte Kälin wahrscheinlich.

Italien? überlegte er sich. Aber er kannte nicht einmal das Wort für Brot.

Frankreich? Nein Deutschland, es kam nur Deutschland in Frage, wegen der Sprache, und weil man am schnellsten dort war, von Schwyz aus.

Und nun das Geld. Die Bahnfahrt würde kosten, und die erste Zeit, bis man Arbeit hatte, musste man ja auch überstehen. Kälin schlich nachts ins Wohnzimmer, zum Sekretär, zog leise die unterste Schublade auf und nahm sein Sparheft. Und nun die Pistole des Vaters, ein altes Stück, das aber doch sicher einigen Wert hatte. Kälin zog sie unter den Fotoalben hervor.

Am nächsten Tag fuhr er ganz gewöhnlich zur Handelsschule und machte beim Unterricht besonders fleissig mit.

In der Pause führte er seinen Freund Aufdermaur zu einem verschwiegenen Fleck und bat ihn um einen Gefallen. Er, Aufdermaur, dürfte aber niemandem ein Wort sagen. Nachdem Aufdermaur das praktisch geschworen hatte, sagte Kälin, er gehe weg, brauche Geld.

Ob Aufdermaur nicht etwas verkaufen könne für ihn, diese Pistole hier.

Wahrscheinlich übernahm Aufdermaur diese spannende Aufgabe gern. Jedenfalls trug er die Pistole in die Waffenhandlung Metz, wo ihm aber gesagt wurde, sie taue nichts.

«Kälin hat mich auch gebeten», gestand Aufdermaur später der Polizei, «ob ich ihm auf der Bank ein Kassenbüchlein einlösen werde. Ich habe es aber abgelehnt.»

Das war also gescheitert. Kälin legte Pistole und Sparbuch heimlich wieder an ihren Ort. Dann bog er ein Stück Draht zurecht und stocherte damit in seiner Sparbüchse herum. 8 Franken kamen heraus. Das war zu wenig, und deshalb musste er über seinen eigenen Schatzen springen, wenn man so will, und die Sparbüchse seines Bruders öffnen, der älter war und schon länger gespart hatte, so dass Kälin 20 Franken fand.

Mit 28 Franken wagte er es; das heisst, es blieb ihm jetzt gar keine Wahl, er musste fort, bevor der Diebstahl bemerkt wurde.

«Am 4.6.43, an meinem Geburtstag, fuhr ich normal mit dem Auto-bus zur Schule. Anstatt in die Schule zu gehen, löste ich eine Fahrkarte und fuhr nach Liestal. Ich habe von Schwyz noch ein entlehntes Fahrrad mitgenommen. Ab Liestal fuhr ich per Rad nach Reinach. Dort besuchte ich meinen Freund Grüninger Heinrich, Büroangestellter. Er hat sich bereit erklärt, mich am Abend über die Grenzverhältnisse zu orientieren. Ca. um 19.00 Uhr dieses Tages passierte ich die schweiz-deutsche Grenze bei Leimen.»

Und dann ging alles schnell. Deutsche Grenzwächter nahmen ihn fest, verwahrten ihn die Nacht über in einer Zelle, spedierten ihn bei Tagesanbruch weiter nach Weil, wo die Gestapo ihn verhörte, nur kurz, nur der Form halber: Schon hatte er eine Fahrkarte nach Stuttgart in der Hand. Die Gestapo sagte, er solle sich dort melden, im Panoramaheim.

«Im Panoramaheim habe ich mich nach Arbeit erkundigt. Während ca. 1 1/2 Monaten arbeitete ich als kaufmännisch Angestellter in der Weinhandlung Rilling bei Stuttgart. Im Panoramaheim wurde ich aber immer aufgefordert, der Waffen-SS beizutreten.»

### 3

Wer wie Kälin Mitte 1943 floh, kam in ein anderes Deutschland als zwei Jahre zuvor Rösli, Büeler und Wipf. Es war immer noch stark, aber es griff nicht mehr an, sondern wurde angegriffen. Städte brannten, Lebensmittel wurden knapp; Öl, Munition, Flugzeuge fehlten, vor allem aber Soldaten. Arbeiter gab es genug, kriegsgefangene Russen, verschleppte Polen, KZ-Häftlinge. Wer jetzt, wie Kälin, als junger, gesunder Mann in dieses Land kam, der wurde gezwungen, freiwillig in die Waffen-SS einzutreten. Als Schweizer sowieso, denn Schweizer galten als Germanen, als «rassisches» Edelgut in einer Truppe, die in «rassischer» Hinsicht mittlerweile nicht mehr wählbar sein durfte bei den hohen Verlusten. Notgedrungen hatte man sogar Inder anwerben müssen aus den Kriegsgefangenenlagern, indem man ihnen die Befreiung vom britischen Joch versprach; eine «Indische Legion» war aufgestellt worden, Soldaten der Waffen-SS mit Turban, Kommandosprache Hindostani! Reichsführer-SS Heinrich Himmler hatte sich lange dagegen gesträubt, dann aber den Realisten in ihm über den Rassisten stellen und nachgeben müssen.

Wenn aber schon Inder, dann erst recht Schweizer, reinblütig, «Arier».

Als Kälin nach Deutschland kam, lief er mitten hinein in eine gross angelegte Werbeaktion der Waffen-SS, deren Ziel es war, sämtliche kriegsverwendungsfähigen ausländischen Arbeiter «arischer» oder «romanischer» Abstammung in die Truppe zu pressen.



## 4

Zu der Zeit war ein Benno Schaeppi Leiter des Panoramaheims, und er hatte den Auftrag, alle hier ankommenden Schweizer der Truppe zuzuführen. Er sagte zu Kälin, du bist doch Nationalsozialist?

Kälin sagte vielleicht, ihm gefalle es in der Weinhandlung Rilling.

Alle deine Kameraden kämpfen an der Front, sagte Schaeppi – willst du als einziger feige sein?

Und Kälin sagte später: «Auf beständiges Bedrängen des Benno Schaeppi hin stellte ich mich anfangs August mit ca. 15 weiteren Schweizern bei der Waffen-SS.»

## 5

Rööсли.

Wir trafen uns 1994 immer im selben Berner Restaurant mit den zwei Etagen. In der unteren gab es jeweils etwas *à discrétion*, deshalb war dort Betrieb, und wir hatten in der oberen unsere Ruhe, waren allein. Trotzdem sprach Rööсли so leise, dass ich daheim, wenn ich das Tonband abspielte, oft nur die untere Etage hörte, das Geschirr und Bemerkungen über Salat *à discrétion*. Diskretion war Rööсли wichtig; mindestens stündlich einmal musste ich ihm versichern, dass ich seinen Namen nicht nennen werde. Er habe hier in Bern einen guten Ruf, sei Dirigent eines Musikvereins – es dürfe nichts bekannt werden von seiner Zeit bei der Waffen-SS.

Wir kamen dann auf die Werbeaktion 1943 zu sprechen, und ich fragte ihn, ob er deswegen sich gemeldet habe. An eine Werbeaktion konnte er sich aber nicht erinnern; nein, er habe einfach gemerkt, dass Deutschland jetzt ernsthaft gefährdet war, und er habe sich verpflichtet gefühlt, das Land zu verteidigen.

Rööslü hatte eine Arbeit, mit der er zufrieden war, hatte sich eingelebt in Deutschland, vor allem, seit er Anna kannte. Sie war Deutsche, und sie ging mit ihm aus, in die Oper, ins Café, es war schön. Aber Rööslü bemerkte natürlich die schiefen Blicke, die er auf sich zog, wenn er Anna sonntags ausführte.

Was ist das für einer? fragten sich die Leute. Hat er Fronturlaub oder ist er ein Drückeberger?

Rööslü wollte Anna heiraten, Kinder haben mit ihr; nie dachte er an Rückkehr in die Schweiz. Er hoffte, in der Fabrik aufzusteigen, zum Monteur, und dann mehr zu verdienen, was Annas Eltern sicher recht gewesen wäre. Mit ihnen verstand er sich gut, sie hatten ihn warm aufgenommen vom ersten Tag an. Wenn er in ihrem Kreis in der Küche sass, ging es manchmal lustig zu und her.

Aber es wurde eben auch gesprochen über Frau Stock, die Witwe geworden war, oder über die Neumanns von nebenan, die beide Söhne verloren hatten. Mag sein, dass Rööslü dann etwas spürte, eine stumme Aufforderung, jetzt doch auch in den Krieg zu ziehen.

In der Strassenbahn war er oft der einzige gesunde junge Mann unter lauter Alten, Kindern, Frauen, Kriegsversehrten.

So konnte es nicht weitergehen.

Und dann dachte Rööslü ja auch an seine Zukunft, die es nur in einem unbesiegten Deutschland geben konnte. Arbeit, Braut, ein anständiges Leben – das musste verteidigt werden.

So kam es, dass sich Rööslü und Kälin auf der Meldestelle der Waffen-SS die Klinke in die Hand gaben.

## XVI

# Noch 800 Meter bis zur Schweiz

### 1

Kälin und Rööslü fuhren ins Elsass, nach Sennheim, wo vor ihnen schon Büeler seine Grundausbildung bekommen hatte. Diese Kaserne war übrigens früher eine französische Heilanstalt gewesen für Geisteskranke, die nach dem deutschen Einmarsch verschwunden, vielleicht ermordet worden waren.

Im Sommer 1943 brannte die Sonne wie verrückt; jedenfalls schien es den Rekruten so, wenn sie robbten, rannten, unablässig gedrillt wurden. «Nehmen Sie endlich den Finger aus dem Arsch!» wurde Kälin angebrüllt, wie seinerzeit schon Büeler.

«Ihren Arsch habe ich mir gemerkt!» bekam Rööslü zu hören. Auch die französischen, dänischen, norwegischen Rekruten wurden deutsch angeschrien und lernten so die Wörter «Arsch» und «Sch-eisse».

Manchmal wurden die Rekruten nach einem harten Tag in die ehemalige Anstaltskirche getrieben, hopp hopp, Bewegung!, die zum Kino umgebaut worden war, und «Ruhe!» brüllten die Ausbilder; dann begann der Filmprojektor zu knattern, und auf der Leinwand explodierten Granaten, und Männer in Uniform der Waffen-SS vernichteten jeden Widerstand.

Im Kinosaal wurden auch Vorträge gehalten. Es war vom germanischen Tum die Rede im Gegensatz zum jüdischen, und die jungen Rekruten aus Frankreich, Dänemark, der Schweiz wünschten sich, der Vortrag möge endlos dauern, denn sie schliefen mit offenen Augen.

Leider waren die Juden nach spätestens einer Stunde entlarvt. Die Schläfer wurden aus dem kühlen Vortragsraum wieder vertrieben, hinausbefohlen an die Sonne, in die Gefechtsübung, zum Bunker sprengen, Granatenwerfen; «Sie werden den Arsch zukneifen, wenn Sie ihren verdammten Arsch an der Front nicht hochkriegen!»

Die Tage dehnten sich.

Und «fast jede Nacht fanden die reinsten Menschenjagden statt», sagte Kälin später. «Nacht für Nacht versuchten einige zu fliehen.» Einmal desertierten 31 Franzosen, und Kälin hatte Pech, wurde in den Verfolgertrupp befohlen.

«Etwa acht Kilometer vor der französischen Grenze wurden sie eingeholt. Sie schossen wie die Wütenden.» Die Franzosen hatten nämlich Maschinengewehre gestohlen und viel Munition, und Kälin, dem das sehr widerstrebte, musste zurückschiessen.

«Was konnte man machen? Befehl ist Befehl!»

Noch war Kälin nicht so weit. Er gehorchte, half mit, die Franzosen einzufangen, die später alle erschossen wurden, bis auf zwei.

Dann wieder Alltag, und man vergass. Am Morgen waren 29 erschossen worden, am Mittag regte man sich wieder über das Essen auf.

«Das Essen war nicht extra gut», erinnerte sich Kälin später.

Rössli fand es ungeniessbar. Er war übrigens ganz allgemein enttäuscht von Sennheim, der Waffen-SS und also von Deutschland, das es zuliess, dass man als Freiwilliger nur schikaniert wurde wie der letzte Dreck. Das war kein Nationalsozialismus, fand Rössli. Wenn er darüber offen gesprochen hätte, wäre ihm die Zustimmung seiner Kameraden, vor allem der französischen, nur so zugeflogen. Ihnen setzte der preussische Ton, der deutsche Drill am meisten zu. Und wenn sie es schon auf sich nehmen mussten, wollten sie wenigstens anständig essen.

Das Essen war bei den Rekruten ständig im Gespräch.

Die Franzosen und andere Europäer beschwerten sich beim Kommandanten, und das war einmalig und ungeheuerlich, praktisch Aufruhr, der schnell über Sennheim hinaus bekannt und vom nächstgelegenen Posten des SS-Sicherheitsdienstes nach Berlin weitergeleitet wurde zu Heinrich Himmler. Der verlangte vom Sennheimer Kommandanten umgehend Bericht. Und unverzüglich schickte die Kommandantur ein Schreiben nach Berlin, in dem unter anderem stand: «Die an die Truppe verausgabte Verpflegung ist in jeder Weise qualitativ hochwertig, wie dies laufend vom Kommandeur persönlich, von jedem Führer vom Dienst und von dem Truppenarzt bezeugt werden kann. Um dem ständigen Hungergefühl der germanischen Freiwilligen, das man beinahe als krankhaft bezeichnen könnte, entgegenzutreten, wurde im Rahmen der kriegsbedingten Ernährungslage jede Möglichkeit erwogen, um diesen Zustand einzustellen. (...) Durch laufende Wiegungen ist vom Truppenarzt festgestellt, dass das Gewicht der Männer durchaus normal ist und der Grösse der Männer entspricht.(...) Um der gewohnten Geschmacksrichtung der germanischen Freiwilligen im Rahmen des Möglichen gerecht zu werden, wird die Geldvergütung für Minderempfänge zum Ankauf von Würze und bezugscheinfreien Gewürzen verwendet.»

Himmler war damit nicht zufrieden. Die Beschwerde beunruhigte ihn; ganz zu Recht befürchtete er, sie sei nur das Mäntelchen für eine andere, weit gefährlichere Klage: die Klage darüber, dass Deutschland nicht mehr siegte.

Diese jungen europäischen Rekruten hatten 1943 – anders als ihre Vorgänger 1941 – nicht mehr den nötigen Respekt vor dem Reich, das schwach geworden war und nicht siegen, sondern im besten Fall Niederlagen verzögern konnte, die am Ende dann doch eingesteckt werden mussten. Jetzt, wo es abwärts ging, fragte sich manch ein Däne, Norweger, Holländer, ob er nicht dumm gewesen war, sich freiwillig zu melden, ob er nicht aufs falsche Pferd gewettet hatte,

unter Einsatz seines Lebens wohlbermerkt. 1941 wären «Klagen über Verpflegung» undenkbar gewesen – wer hätte ans Essen gedacht angesichts des greifbaren Sieges über den Bolschewismus? 1943 waren sie enttäuscht und nicht mehr bereit, sich von Deutschland alles bieten zu lassen, zum Beispiel einen solchen Frass.

## 2

Kälin schrieb Heidi, seiner Freundin, die vielleicht schon bald mit einem anderen ging. Diesen Gedanken wurde er manchmal nicht los.

«Mein liebes Heidy! Zuerst danke ich Dir für Deine zwei lieben Briefe. Aber auch ganz besonders für die Photo. Ich muss sie alle Tage immer wieder ansehen. Das heitert mich immer wieder auf. Bei uns haben wir sehr heisses Wetter. Bei den Märschen brennt einem die Sonne unbarmherzig auf den Kopf. Man sagt, wir werden hier noch einen Monat Waffenausbildung erhalten. Dann geht es vielleicht schon an die Front. Die Ausbildung ist für mich sehr streng, gar weil ich ja noch keine Rekrutenschule gemacht habe. Z.B. alle Dänen die hier sind, erhielten heute plötzlich den Befehl, nach Polen zu gehen. Ich bitte Dich aber liebes Heidy, mach das meine Eltern das nicht vernehmen. Sie sollen glauben, ich arbeite auf einem Büro, wie ich auch geschrieben habe. Komme ich nie mehr zurück, ich glaube das wird sie nicht viel kümmern. Wenn sie nur nicht wissen, dass ich gefallen bin. Ich lege Dir hier eine Photo und zwei Karten von unserer SS bei. Also liebes Heidi ich muss aufhören zu schreiben und ins Bett, denn die Andern liegen schon alle im weichen Bett. Lass alle herzlich grüssen. Wo warst du im Landdienst? Auf Wiedersehen mein liebes Heidy Dein Franz.»

Kälin hatte übrigens vor, Heidi schon bald, sehr bald wiederzusehen. Mit Fritz, einem anderen Schweizer Rekruten, der in Sennheim sein Freund geworden war, wartete er nur noch auf den günstigen Moment.

Einmal inspizierte Heinrich Himmler das Lager, vielleicht wegen den «Klagen über Verpflegung». Himmler schritt die Reihen seiner Freiwilligen ab und nahm sich die Zeit, jedem Einzelnen ins Gesicht zu schauen. Wahrscheinlich wollte er damit erreichen, dass sie sich ihm und der deutschen Sache stärker verpflichtet fühlten. Auch Kälin wurde von ihm angeschaut und sagte später: «Am liebsten hätte ich ihn gleich gepackt.»

Hier, im Ausbildungslager, war es ihm aber noch weniger als im Elternhaus möglich, das zu tun, was er eigentlich wollte.

Vor der Vereidigung am Schluss der Ausbildung hätte er sich am liebsten gedrückt, aber er stand dann doch im Kinosaal wie alle anderen. Der Raum war feierlich hergerichtet, die Fenster verhängt mit schwarzen Tüchern, damit es dunkel war für die Fackeln, die nun entzündet wurden. Unstete Schatten huschten über die Gesichter, auch über das von Adolf Hitler, der riesig aufgestellt war dort, wo sonst die Leinwand stand. Aus dem in tiefen Brauntönen gehaltenen Gemälde schaute er hervor, wenn das Fackellicht es wollte, und Trommeln schlugen, ernst wie bei Exekutionen. Kälin lief es kalt über den Rücken, und er war jetzt doch ergriffen und ein wenig stolz, ohne zu wissen worauf. Ein SS-Offizier hob die Hand, und die Trommeln verstummten. In die Stille hinein sprach der Offizier eindringlich und festtätiglich nur wenige Worte, die aber in den Köpfen der Rekruten nachklangen.

Dann der Eid, auf den alles gerichtet war.

Der SS-Offizier sprach vor: «Ich schwöre Dir, Adolf Hitler...», und der Chor der Rekruten antwortete: «...schwöre dir, Adolf Hitler...»

«...als Führer und Kanzler des Reiches...»

«...Führer und Kanzler des Reiches...»

«...Treue und Tapferkeit...» sagte der Offizier, und Kälin war entschlossen, von hier abzuhalten, bei erster Gelegenheit, aber in dieser Stunde war der Entschluss wie vergessen, und er sagte wie alle: «...Treue und Tapferkeit...»

«...bis in den Tod...»

«...in den Tod...» wiederholte Kälin, «...so wahr mir Gott helfe.»

Das war der Eid gewesen, die Spannung löste sich. Kälin schaute vielleicht hinüber zu Fritz, mit dem er das Geheimnis teilte, und vielleicht erschrak er über die Andacht auf dem Gesicht seines Freundes. Einen Moment lang könnte Kälin befürchtet haben, dass Fritz umgefallen war und nicht mehr mitmachen würde bei dem, was sie vorhatten. Kälin sah aber auf dem Gesicht seines Freundes nur das, was auf seinem eigenen gewesen war während des Eides.

Jetzt lockerte sich aber alles, und Fritz verlor sein Madonnengesicht, und der SS-Offizier rief, wir singen!

Und sie sangen:

«Wenn alle untreu werden  
so bleiben wir doch treu  
treu wie die deutschen Eichen  
wie Mond und Sonnenschein.»

Dann war es vorbei.

#### 4

Rööslı war nach drei Wochen verlegt worden in ein anderes Ausbildungslager, Hailein bei Salzburg. Am Schluss schwor er wie Kälin den Eid, «...bis in den Tod...» und sang «...wie Mond und Sonnenschein...»

Dann begann für ihn der Krieg, das Reisen. Zuerst von Österreich quer durch Deutschland an die Nordküste mit der Eisenbahn, wo umgestiegen wurde auf ein Frachtschiff.

Rööslı war übrigens dem Regiment «Reinhard Heydrich» zugeteilt worden, einem Regiment mit Vergangenheit. Im Juli 1942 hatte es zum sogenannten «Vernichtungskommando Lublin» gehört und war dann in Warschau zum Einsatz gekommen, im Ghetto, wo die



Juden sich bewaffnet und auf die Besatzer zu schiessen begonnen hatten.

Auf einem Frachter also fuhr Rööslü über die Wellen, gen Finnland, und er machte sich Gedanken darüber, ob man die Küste wohl noch schwimmend erreichen könnte, falls ein Torpedo einschläge.

Und das Regiment «Reinhard Heydrich» litt auf hoher See und war ein für die Waffen-SS typischer Haufen. Alle waren seekrank, aber nicht alle hatten Juden erschossen im KZ und Kinder im Warschauer Ghetto. Vielleicht übergab sich Rööslü an der Reling fast gleichzeitig mit einem Kameraden, der einst Befehl gehabt hatte, 500 zu töten. Und das Schiff wurde von der stürmischen See auf einen Wellenberg gezogen, dann buchstäblich hinuntergeworfen in ein Tal; alles auf Deck kam ins Rutschen, die Munitionskisten, die Mörder von Warschau und die bislang Unschuldigen, normalen Soldaten wie Rööslü, die grundsätzlich bereit waren, jeden Befehl auszuführen, heisse er «Vernichten Sie die feindlichen Panzer!» oder «Säubern Sie den Ort von Juden und Partisanen!»

Rööslü führte später alle Befehle aus; der zweite wurde ihm zufällig nie erteilt, und deshalb kann er heute sagen, er sei kein Mörder, kein Kriegsverbrecher gewesen. Wie er behaupten das Tausende, die in der Waffen-SS dienten. Man darf ihnen glauben – aber nur, dass sie an keiner Massenerschiessung teilnahmen und nicht, dass sie einen entsprechenden Befehl verweigert hätten, wie sie heute sagen.

## 5

Sennheim.

Fritz stahl im Magazin eine Pistole und Munition. Kälin steckte Brot, Käse und Konservenfleisch in eine Mappe. Das genügte als Proviant vollauf, denn die Grenze war nah.

10.00 Uhr.

Sie trafen sich im Schlafraum und besprachen ein letztes Mal die Fluchtroute. Natürlich flüsterten sie, und ihr Gewisper machte einen anderen Schweizer, einen Zürcher hellhörig.

11.30 Uhr.

Kälin und Fritz sassen pünktlich am langen Tisch in der Kantine. Sie redeten mit den Kameraden über dieses und jenes, über den Ausgang, das Wetter.

Niemand bemerkte, dass sie nervös waren.

13.00 Uhr.

Sie holten sich im Lagerbüro den Ausgangsschein. Er berechnete zum Urlaub bis elf Uhr abends.

Das waren zehn Stunden, mehr Zeit als nötig war, um zur Grenze zu kommen. Sie hatten es ausgerechnet. Die ersten zehn Kilometer wollten sie zu Fuss gehen, dann die nächsten zehn per Bahn, den Rest wieder zu Fuss: das machte fünf Stunden.

13.30 Uhr.

«Wir durchschritten die Lagerwache», sagte Kälin später, «und schon dachte ich, alles gewonnen zu haben. Ich war viel zu optimistisch!»

Zur selben Zeit brach der Zürcher im Schlafraum ihre Spinde auf, die leer waren. Das war ihm Beweis genug für die Flucht der beiden. Er meldete es sofort dem Lagerführer.

14.00 Uhr.

Gut aufgelegt marschierten sie acht Kilometer bis zu einer kleinen Stadt.

«Die Sonne brannte heiss, und so gingen wir noch ein paar Eisportionen essen.»

Es pressierte ja nicht, nur ein Sprung noch bis zur Grenze, ein paar Stündchen...

Sie assen Glacé, jeder mehr als eine Portion, wie gesagt, vielleicht, um ihr deutsches Geld auszugeben, das ihnen bald nichts mehr nützen würde, wie sie glaubten. Waren sie nicht eigentlich schon so gut wie frei? Es kam ihnen so vor.

«Als wir etwa ein Kilometer von dem Orte entfernt waren, wo wir mit der Bahn fahren wollten, wurden wir von drei Posten eingeholt. Sie sagten uns, dass der Lagerführer den Befehl gegeben habe, dass wir unverzüglich ins Lager zurückkommen müssten.»

Kälin verlor die Nerven. Er zog alles Geld aus der Tasche, 500 Reichsmark und streckte es unmissverständlich den SS-Männern hin. Das war eine Dummheit. Man schlug ihm das Geld aus der Hand und trieb ihn und Fritz vorwärts.

«Wird man uns sogleich erschossen?» fragte sich Kälin.

Sie wurden ins Lager zurückgebracht.

«Man spernte uns in einen Bunker. Man sagte uns, dass wir in zwei Tagen erschossen würden. Zwei volle Tage liess man uns ohne Essen, mit Ausnahme von etwas Tee. Am dritten Tage mussten wir dann zum Verhör.»

Sie sassen zunächst auf einer Bank vor dem Büro eines SS-Hauptsturmführers und warteten, was geschehen werde. Zwei Soldaten bewachten sie. Nach einer Weile kam einer aus dem Büro, zeigte auf Fritz und sagte, du da, rein mit dir. Die Tür wurde zugeworfen; Kälin sass jetzt allein da.

Er horchte, hoffte zu hören, was Fritz im Büro sagte.

Es war aber still dort drin, und es blieb still – die Tür war dünn, man hätte etwas hören müssen.

Die Stille zerrte wahrscheinlich an Kälins Nerven; aber es wurde auch nicht besser, als plötzlich ein Gebrüll losging. Mit irr hochgedrehter Stimme schrie jemand im Büro: «Sie haben die Todesstrafe verdient! Sie werden erschossen! Sie Schwein!» Dann war es wieder still, oder vielleicht hörte Kälin doch etwas, ein Wimmern.

Nun wurde die Tür aufgerissen, Fritz hinausgestossen; er schluchzte laut auf, sagte irgendetwas Unverständliches, unverständlich für Kälin, der im Augenblick nur an sich, sein Leben denken konnte, jetzt wo er ins Büro gezerzt und vom Hauptsturmführer sofort angeschrien wurde: «Sie haben die Todesstrafe verdient! Sie können vor dem SS-Kriegsgericht nur mit der Todesstrafe rechnen!»

Er wurde auf einen Stuhl gedrückt und angeschrien, er solle ruhig sitzen und alles gestehen, und eine Schreibmaschine begann zu hämmern, obwohl Kälin vor Angst kein Wort herausbrachte. Das Protokoll wurde aus der Walze gerissen und ihm hingeknallt, hier müsse er unterschreiben.

Dann wurde er abgeführt und eingeschlossen im grossen Bunker, wo noch andere Deserteure auf ihr Urteil warteten.

Fritz war nicht darunter.

Zwei Wochen vergingen.

Einmal übernahm ein Flame die Wache. Er war bekannt als fanatischer Nationalsozialist. «Es war der, der schon mehrere Untersuchungshaft-Gefangene erschossen hatte.» Plötzlich, aus dem Blauen heraus, setzte der Flame Kälin die Pistole auf die Brust und sagte: «Du bist es nicht wert, dass man dich noch länger am Leben erhält.»

Kälin hielt ganz still. Ihn nicht anschauen, kein Wort sagen... Der Flame brauchte einen winzigen Grund, um abzudrücken, suchte einen, fand ihn nicht und ging weg.

Wieder zwei Wochen vergingen.

Eines Tages übernahm ein Basler die Wache, und man merkte bald, dass er ein anständiger Bursche war. Kälin kam mit ihm ins Gespräch und bat ihn dann ganz offen – er hatte ja nichts mehr zu verlieren –, ihn und einen Holländer flüchten zu lassen. Der Basler war tatsäch-

lich bereit dazu. Er versprach, heute Nacht, zwischen zwölf und zwei, wenn er wieder Posten stehe, nichts zu sehen.

## 6

Im Juli 1943 meldete die Kantonspolizei Schwyz der Bundesanwaltschaft: «Seit dem 22. Juni wird von seinen Eltern ein Kälín Franz, Schüler, vermisst.» Der Vermisste sei an der Handelsschule gewesen und habe sich immer über die schlechte Behandlung durch seine Mutter beklagt. Er sei der Zweitälteste Sohn aus einer ortsansässigen und guten Familie. Der Vater sei Mechaniker und versteure Fr. 20'000.– Vermögen und Fr. 2'800.– Netto-Einkommen.

Vier Monate später wandte sich Mutter Kälín an das Schweizerische Konsulat in Baden-Baden.

«Unser Sohn Franz verliess die Schweiz, wie er angab, um mehr zu lernen und mehr verdienen zu können. Durch einen deutschen Herrn konnten wir vernehmen, dass er zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Franz ist ein intelligenter, braver, aber verschlossener Junge. Gross gewachsen, von Gesundheit nicht besonders stark, hat er noch einen Herzfehler. Was ist ein solcher Junge, ein halbes Kind noch, für den Krieg. Könnten Sie uns helfen, dieses unser Kind zurückzuhalten. Für Mühe und Kosten möchten wir gerne alles vergüten. In der Hoffnung, Sie werden Erbarmen haben mit einer Mutter, die um ihr Kind bangt und dies bitte nicht abschlagen, dankt zum Voraus...»

## 7

Der Basler liess sie springen, hatte Kälín und dem Holländer sogar je ein paar Turnschuhe verschafft, damit es lautlos vor sich ging. Eine Nacht lang marschierten sie, zwischendurch im Laufschrift. Am Morgen erreichten sie die Grenze.

«Es war ein herrlicher Tag, und ich sah in weiter Ferne die Schweizerberge im ersten Glanze der Morgensonne.»

Aber sie hatten kein Glück. Wolfshunde bellten: eine deutsche Grenzpatrouille.

«Noch 800 Meter, und wir wären gerettet gewesen!»

## 8

Im Februar 1944 schrieb der Schweizer Konsul Regli dem Eidgenössischen Politischen Departement: «Ich versuchte, mit dem jungen Ausreisser die Verbindung aufzunehmen, um festzustellen, ob er selbst in die Heimat zurückwollte oder nicht.» Er habe dann erfahren, dass Kälin wegen Fahnenflucht in zwei Fällen, wegen Bedrohung einer militärischen Wache, wegen Kameradendiebstahls und aktiver Bestechung zu 3 Jahren und 9 Monaten verurteilt worden sei.

Konsul Regli wollte nun vom Politischen Departement wissen, «ob ich mich für den Minderjährigen weiter verwenden soll.»

## 9

Nach der zweiten missglückten Flucht kam Kälin nur wegen seines Alters mit dem Leben davon. Er wurde ins SS-Straflager Danzig gebracht. Die Pfähle auf dem Erschiessungsplatz waren splittig von den vielen Einschüssen. Das Holz hatte sich mit Blut vollgesogen, war rötlich, und bei heissem Wetter roch es nach Verwesung.

«Als ich das erstmal bei einer Erschiessung zuschauen musste», sagte Kälin später, «konnte ich nachher die halbe Nacht nicht schlafen. Aber nach und nach gewöhnte man sich daran.»

## 10

Im Juni 1944 durfte Kälin schreiben. Unter anderem schickte er einen Brief an Konsul Regli, auch im Namen anderer Schweizer im SS-Lager Danzig.

«...Dann wurde ich im dortigen Panoramaheim von Schweizern überredet, in die SS einzutreten. Da war ich ein paar Wochen in der SS, da wollte ich wie andere Schweizer auch in unsere liebe Schweiz zurück. Viele von uns wurden aber an der Grenze erwischt. Ein Ramseyer Karl von Bern erschoss man nachher. Wir möchten Sie also fragen, ob nicht etwas zu machen wäre, dass wir wenigstens aus der SS herauskämen und arbeiten könnten. Man kann uns doch nicht einfach Jahre von Gefängnis geben, wir sind ja Schweizer...»

## 11

Im selben Monat bekam Mutter Kälin endlich eine Antwort auf ihren Brief vom November 1943. Das Politische Departement schrieb, man bedaure, keinen besseren Bescheid geben zu können. Das SS- und Polizeigericht Stuttgart habe auf Anfrage mitgeteilt, «dass dem Ersuchen unseres Konsulates, Ihren Sohn auszuweisen, leider während des Krieges aus militärischen Gründen nicht entsprochen» werden könne. Man versuche ein Gnadengesuch, habe aber nicht viel Hoffnung.

## XVII

# Ein Weihnachtsmann hinter der Front

### 1

Im Mai 1943 fuhr Heinrich Büeler jeden Morgen um 7.00 mit der S-Bahn ins SS-Hauptamt. Was ihn immer besonders anrührte waren die jungen Jüdinnen und Juden, denen er im Abteil begegnete. Er wusste, sie arbeiteten in einer SS-eigenen Gemüsekultur am Wannensee, und er war stolz darauf, dass sie keinen gelben Stern tragen mussten, stolz auf diese Grosszügigkeit, die ihn in seinem Glauben an einen besseren Nationalsozialismus bestärkte.

In Grunewald stieg er jeweils aus, begegnete wieder Juden und Jüdinnen, diesmal solchen, die gekennzeichnet waren, und sie taten ihm leid. Er bemitleidete die Juden allgemein, denn er glaubte, ihre Tragik zu kennen. Die bestand – nach Büeler – darin, dass sie sich für das auserwählte Volk hielten und deshalb versuchten, ihre «Wirtsvölker» zu dominieren, was dann bei einfacheren Gemütern unweigerlich schärfste Abwehr, primitivsten Antisemitismus evozierte. Büeler bedauerte das, dieses Fehlverhalten der Juden.

1994 sagte mir seine Tochter Sonja, ihr Vater sei kein Antisemit gewesen, nur gegen die «jüdische Hochfinanz» habe er sich gewehrt. Mir fiel auf, dass sie die Worte «jüdisch» oder «Juden» eigentümlich aussprach, in den Mundwinkeln – ohne aber etwas Schlechtes zu sagen.

Und an einem Maitag 1943 stieg Büeler wie jeden Morgen im SS-Hauptamt die Treppe hoch in seine Unterabteilung. Wie es der Zufall wollte, begegnete er als erstem einem Gruppenführer, der in Diskus-



sionen über das «Judenproblem» stets den Standpunkt eines Kammerjägers einnahm, was Büeler verabscheute, wie alles an diesem Gruppenführer, einem ehemaligen Stallknecht, der durch dubiose Protektion in seinen Rang hochgeschlüpft war. Büeler wird ihn trotzdem vorschriftsgemäss gegrüsst haben «Heil Hitler, Gruppenführer!» und von diesem wie immer abschätzig taxiert worden sein. Erst vor Kurzem hatte sich der Gruppenführer in Gegenwart Himmlers abfällig geäussert über die «Verschweizerung» der Germanischen Leitstelle.

Im Büro wird er dann ein paar Worte getauscht haben mit seiner Sekretärin Frau Gerster, die so heimelig Berndeutsch sprach, weit Dier es Gaffe, Herr Büeler?

Dann hätte er eigentlich viel zu erledigen gehabt, konnte sich aber nicht konzentrieren. Im SS-Hauptamt war etwas im Gang, Büeler konnte es spüren. Das Gerede von der «Verschweizerung» zielte auf seinen Freund Obersturmbannführer Riedweg, der die Germanische Leitstelle führte. Riedweg stand im Gegenwind, das war unverkennbar. Er war den, wie Büeler sie nannte, imperialistischen Kräften im SS-Hauptamt nicht genehm, und diese Kräfte bekamen allmählich Oberwasser. Wenn sie «Verschweizerung» monierten, meinten sie Riedwegs und seine, Büelers Vision eines vereinten germanischen Europa, in dem Deutschland zwar führen, nicht aber herrschen sollte. «Verschweizerung» hiess für die Imperialisten im SS-Hauptamt Widerstand gegen die totale Herrschaft Deutschlands.

Diese Leute hatten begonnen, Riedweg streng zu beobachten, Beweise zu sammeln für seine mangelnde grossdeutsche Gesinnung, die klar zu Tag trat, zum Beispiel wenn Riedweg in einem Vortrag sagte: «Wir müssen diesen Krieg gewinnen, um anschliessend die sozialistische Revolution zu erwecken, und alle diejenigen deutschen Elemente zur Rechenschaft ziehen, die dafür verantwortlich sind, dass wir in den besetzten Gebieten so misslieblich geworden sind.»

Das bezog sich auf die brutale Behandlung vor allem der Russen und Russinnen durch die SS-Sonderkommandos, eine Behandlung, die Riedweg – und auch Büeler – nicht aus humanitären, sondern politischen Überlegungen ablehnten.

Und in jenem Mai 1943, als Riedweg und mit ihm Büeler in Ungnade zu fallen drohten wegen ihrer «europäischen» Einstellung, bezog Büeler eine Position, die er bis zu seinem Tod 1980 nicht aufgab: die des wahren Nationalsozialisten, der verraten worden war von den schlechten Nationalsozialisten, den «Minderwertigen», wie er sie später nannte.

## 2

Im September 1943 fuhr Büeler immer noch zur Arbeit nach Grunewald, aber es sassen keine jungen Jüdinnen und Juden mehr in der S-Bahn.

«Vom Standpunkt der Waffen-SS wurden Juden, wie übrigens auch die Japaner, abgelehnt», schrieb Büeler später.

Inzwischen hatte sich Obersturmbannführer Riedwegs Stellung im SS-Hauptamt weiter verschlechtert; sein Karrierestern verblasste und hatte doch einst so geleuchtet, 1938, nach der Heirat mit Sybille, einer Tochter des damaligen Reichskriegsministers von Blomberg. Keine Tür, die sich Riedweg, dem Mitglied einer der höchsten Familien des Reiches, verschwägert mit Generalfeldmarschall Keitel, nicht aufgemacht hätte. Jetzt, Ende 1943, wurden sie ihm zugeschlagen. Bald sollte er strafversetzt werden an die Ostfront, als Arzt, sollten Gerüchte umgehen, Himmler habe gesagt, ihm wäre es am liebsten, wenn Riedweg fallen würde.

Büeler, als Riedwegs Protégée, wusste gut, dass seine Zeit in der Germanischen Leitstelle vorbei war; und eines Tages in jenem Sep-

tember quittierte er den Dienst und meldete sich zur «Junkerschule» der Waffen-SS, um Offizier zu werden. Er behauptete später, dies sei sein grösster Wunsch gewesen seit jeher. Mit gleichem Recht könnte man sagen: Er hatte keine andere Wahl. Die auf ihrem Posten entbehrlichen Angestellten, Beamten, Arbeiter wurden ohnehin alle eingezogen; Büeler kam dem nur zuvor, indem er sich freiwillig meldete.

Die Zeiten waren übrigens äusserst schlecht. Wo war Hitler? Das Volk bekam ihn kaum noch zu Gesicht. Er lebte in Bunkern.

Der SS-Sicherheitsdienst legte im Juli 1943 einen Bericht vor, «Meldungen über Auflockerungserscheinungen in der Haltung der Bevölkerung»; zum Beispiel werde vielerorts bezweifelt, «dass der Bolschewismus wirklich die Gefahr ist, als die er immer geschildert wird.» Der deutsche Arbeiter halte die russischen Kriegsgefangenen für «intelligente und technisch begabte Menschen». Deutsche Bauern waren dahintergekommen, dass ihre Zwangsknechte sauber und fleissig waren und keineswegs gottlos, wie immer gesagt worden war, sondern so fromm, dass man sich ein Beispiel dran nehmen konnte.

Auch eine Aufweichung der Jugend wurde festgestellt; ein Mitarbeiter Heinrich Himmlers beklagte das «restlose Versagen der Hitlerjugend», der es fehle an «Idealismus und am Verständnis für die Grösse unserer Zeit und des Einsatzes.»

Die Zeit war gross gewesen, jetzt war sie schwer.

### 3

Und schlecht war die Stimmung unter den holländischen, belgischen, französischen Offiziersanwärtern, die wie Büeler den «III. Germanischen Offizierslehrgang» in Bad Tölz absolvierten. Die deutschen Ausbilder führten sich auf wie die Herren der Welt, die sie nicht mehr waren, und die Ausländer trotzten.

«Es gab ziemlich oft in den an die weltanschauliche Schulung anschliessenden Diskussionen Zusammenstösse zwischen europäischen

Freiwilligen und deutschen Ausbildern», schrieb Büeler über diese Zeit. «Man hörte zum Beispiel: ‘Wenn das Reich zum Teufel geht, sind die Deutschen daran schuld, weil ihnen jedes politische-psychologische Verständnis fehlt’ – oft hörte man auch, dass die Deutschen in den besetzten Gebieten die nationalsozialistischen Ideen verraten hätten und in reinen Imperialismus machen würden.» Das werden auch Büelers Worte gewesen sein, falls er in den Diskussionen sich überhaupt meldete, was ich bezweifle.

Im Frühling 1994 studierte ich im Zürcher «Archiv für Zeitgeschichte» den Nachlass des Heinrich Büeler und fand in einer der Schachteln ein Tagebuch aus der Zeit seiner Haft in Regensburg ‘47–‘54. Er schmückte die Seitenränder gern mit Zitaten, vorwiegend lateinischen, und einmal schrieb er «Extra ecclesiam nulla salus!», ausserhalb der Kirche gibt es kein Heil, und darunter etwas über die Ausbildung in Bad Tölz:

«Es war kurz vor Weihnachten. Wir hatten unseren 25km-Marsch feldmässig ausgerüstet und mit Geräten in 3,5 Stunden absolviert. Es war eine Rekordleistung. Der Marsch war eine Qual für mich wegen den Rheumatismen in der rechten Schulter. Zwei Drittel unserer Junkerschaft hatte am nächsten Tage hohes Fieber. Trotz meines Fiebers nahm ich am Abendappell teil. Ich fühlte, wie ganz allmählich das Bewusstsein mir schwand. Fernes Glockengeläut, reflexmässig wollte ich mich noch an meinen Kameraden im Glied halten, fühlte dass ich niedersank und erwachte erst allmählich, als 4 Kameraden mich nach der Stube trugen.

Mit zurückkommendem Bewusstsein glaubte ich, mit Johanna im Wagen nach Holland zu fahren.»

#### 4

Johanna. Büeler hatte seit bald zwei Jahren keinen Kontakt mehr gehabt mit ihr. Und kurz vor Weihnachten 1943, zur selben Zeit, als er

in Bad Tölz diesen Geborgenheitstraum von einer Fahrt mit ihr nach Holland hatte, schrieb sie in Zürich einen Brief an die Bundesanwaltschaft. Es ging um Wertpapiere, die sie vor dem Krieg bei einer Bank in New York deponiert hatte. Nun konfiszierten die Amerikaner aber sämtliche ihnen zugänglichen Vermögenswerte des Feindes, und Johanna musste befürchten, dass ihr Mann auf der schwarzen Liste stand. Deshalb bat sie die Bundesanwaltschaft um eine Bescheinigung, «worin die schweizerische Regierung bestätigt, dass ich mit der Tätigkeit meines Mannes in keiner Art und Weise je weder etwas zu tun hatte noch habe und eben aus dem Grunde entgegengesetzter Lebensanschauungen gerichtlich vom ihm getrennt bin.»

Das wurde ihr bestätigt.

## 5

Und Büeler wurde Untersturmführer und versetzt, nicht an die Front, sondern ins Ausbildungslager Sennheim, wo er eine Kompanie Franzosen, Rekruten der SS-Division «Charlemagne» schulte. Vielleicht wäre er wirklich lieber an die Front gekommen, wer weiss, aber er sprach ausgezeichnet Französisch, da lag es auf der Hand.

Die jungen Franzosen schätzten es sicher sehr, nicht in deutschem Commis-Ton herumbefohlen zu werden, sondern in Büelers gemäßigtem Französisch.

«Die Kompanie habe ich innert kurzer Zeit auf beachtliche soldatische und technische Höhe gebracht, indem ich mich mit jedem Freiwilligen besonders beschäftigte.»

Und dann wurde die Kompanie an die Front geschickt, nach Osten, wobei zu sagen ist, dass diese Reise bereits kurz war. Büeler blieb in Sennheim zurück, als beliebter Ausbildungs-offizier, der befürchten musste, dass der von ihm herbeigesehnte Frontkampf eines nahen Morgens vor seinem Bett in der Sennheimer Offiziersloge stattfand.

Im Oktober 1944 übertrug man ihm eine höhere Aufgabe, die Betreuung der gesamten französischen Division «Charlemagne». Manches muss ihm vertraut vorgekommen sein, von seiner Arbeit in der Germanischen Leitstelle her. Er versorgte die Franzosen an der Front mit Material zur «weltanschaulichen, politischen und sozialen Schulung», er schickte ihnen Gedrucktes, und sie formten es vielleicht zu Papierkugeln und bewarfen damit die Panzer der Roten Armee, wer weiss. Munition hatten sie jedenfalls kaum noch.

«Ich hatte gleichzeitig die Weihnachtsbescherung für sämtliche französischen SS-Verbände sowie für ihre Familien durchzuführen.»

An dieser Stelle frage ich mich, ob Büeler noch bei Trost war.

«Ich war im Oktober und November dauernd unterwegs», schrieb er später und meinte den November 1944, als die Endzeit anbrach für die Reste des nationalsozialistischen Reiches. Büeler schickte Weihnachtspresents ab an Soldaten, die schon tot waren, und Schulungsmaterial, mit dem die Lebenden sich den Arsch abwischten.

Es kann keiner sagen, dass er sich für seine Franzosen nicht eingesetzt hätte.

Die Wahrheit ist, dass er sie bis zum letzten verteidigte gegen die Anwürfe seines Vorgesetzten, des SS-Brigadeführers Kruckenberg. In Kruckenbergs Büro wurde es ausgefochten.

Es ging um die Frage, was die Division «Charlemagne», die wenige hundert Kilometer entfernt gerade dezimiert wurde, eigentlich sei.

Sie ist ein militärisches Instrument! sagte Büeler offensiv.

Sie ist ein politisches Instrument! konterte Kruckenberg.

Daraufhin verteidigte Büeler rückhaltlos die Ansicht, die französischen Freiwilligen hätten sich nur zum Kampf gegen den Bolschewismus gemeldet; es sei daher unmöglich, sie – wie Kruckenberg es

wollte – im Westen gegen die eigenen Landsleute kämpfen zu lassen.

Kruckenberg donnerte.

Büeler hielt die Stellung; einen Rückzug hätte er vor sich nicht verantworten können.

Die Rote Armee zwang die Division, um die es hier im Büro ging, zum Rückzug.

Kruckenberg aber eröffnete eine Offensive: Er verlangte Büelers Ablösung und Versetzung.

Büeler kapitulierte.

Er wurde, im Januar 1945, wegkommandiert zu einer französischen Panzerjägerabteilung, lauter Jünglinge, die kaum wussten, wie man eine Panzerabwehrgranate richtig aufsteckt. Büeler versuchte es ihnen beizubringen, aber viel üben durfte man nicht – es gab kaum noch solche Granaten. Er nahm sich Zeit, er wollte die Leute wenigstens halb ausgebildet in den Kampf werfen, aber die französischen Offiziere drängten, fanden, es daure zu lang, man müsse die Truppe sofort einsetzen. Büeler leistete Widerstand, vielleicht, weil er die buchstäbliche Verheizung dieser schlecht ausgerüsteten, unausgebildeten junger Männer vor sich nicht verantworten konnte, vielleicht aber auch, weil ihr Fronteinsatz auch den seinen bedeutet hätte.

Und so war es dann. Die französischen Offiziere setzten sich durch, taktisch unterstützt übrigens von Büelers altem Gegner Kruckenberg, der auf diese Weise erreichte, dass Büeler im Februar 1945 nach Westpreussen in Marsch gesetzt wurde.

Endlich an der Front...

## XVIII

# Warum Wipf plötzlich so freundlich war

### 1

Mai 1944.

Ein Lastwagen hatte Neue gebracht. Ein alter Bauer war darunter, und aus irgendeinem Grund wählte Wipf ihn.

«Warum sind Sie hier?»

«Ich weiss es nicht», sagte der Bauer.

«Aber ich weiss es», schrie Wipf, «und Sie werden es mir sagen!»

Dann war es wie immer. Der Bauer musste sich im Duscraum ausziehen.

«Hund, dreh los!» brüllte Wipf.

Der Bauer drehte den Hahn auf, kaltes Wasser strömte.

Nach einer Viertelstunde wiederholte Wipf seine Frage.

«Warum sind Sie hier!»

«Ich weiss es nicht», rief der Bauer.

Das war gut, für Wipf. Denn nun musste er es aus dem Mann herausprügeln mit einer dünnen, elastischen Latte. Und wieder war es schön, vom ersten Schlag an. Aller Schnaps brachte das nicht zustande, dieses vollständige Vergessen wer man war, wo man war, was man tat.

Wipf schlug, schäumte, hatte seinen Rausch, hörte nicht den SS-Unterführer, der zufällig am Duscraum vorbeigekommen war und die Schreie gehört hatte und nun sagte: «Wipf, lassen Sie den Mann sein.»



Wipf war taub, hörte nicht auf, den Körper da in der Wasserlache, die sich rötlich verfärbt hatte, zu schlagen, zu treten.

«Capo, hör auf.» rief der SS-Mann, jetzt in scharfem Befehlstone, der Wipf zur Besinnung brachte.

Sein Atem ging heftig, die Augen glänzten seltsam; schaumiger Speichel rann ihm übers Kinn. Er war noch sehr erregt, nahm sich aber zusammen, rechtfertigte sich, er habe den Häftling doch bestrafen müssen, denn der sei Widerstandskämpfer gewesen und habe es geleugnet.

Der Unterscharführer sagte nichts und ging weg.

(Er war ja nur Unterscharführer. Man kann annehmen, dass die niederen Offiziere und vor allem natürlich die ranglosen SS-Männer dem Capo Wipf mit einer gewissen Vorsicht begegneten. Man wusste, dass er gut angeschrieben war beim Lagerkommandanten, besser als manch einer von ihnen.)

Den Bauer schleifte Wipf auf den Vorplatz, und weil das Gesäss des alten Mannes aus vielen Striemen blutete, nahm Wipf den Pinsel, tunkte ihn in Jodersatz und behandelte die Wunden ausführlich. Diese Prozedur, wenn Wipf das Gesäss eines zuvor von ihm Wundgeschlagenen einpinselte, widerte die Häftlinge, die es sahen, stets besonders an.

## 2

Ich vermute, das Lager war eine zeitlose Welt, ein toter Punkt, der sich nicht mitveränderte mit der anderen Welt draussen. Aber die Neuen, die gestern noch in Freiheit gewesen und in jener Welt draussen gelebt hatten, brachten natürlich Nachrichten herein, und die waren gut Mitte 1944. Paris sei befreit worden, sagten die Neuen, die Alliierten kämen rasch voran, nur noch einige Monate müsse man ausharren, dann seien sie auch hier, in Hinzert, in Luxemburg.

Wipf musste vier Leichen absuchen, ihre Zähne. Er steckte die Hand in einen offenen Mund, drückte die Zunge beiseite und brach mit der Zahnarztzange einen Goldzahn heraus. Er wischte ihn am Hosenbein der Leiche sauber und wog ihn dann auf der Hand.

Als Wipf vernahm, dass Paris hatte aufgegeben werden müssen und die Deutschen in ganz Frankreich auf dem Rückzug waren, sah er alles enden hier in Hinzert; die gute Zeit. «Capo, ich habe Hunger», sagte einer zu ihm, und Wipf versprach, ihm am Abend Brot zu bringen. Zigaretten verteilte er grosszügig. Das hatte er früher schon getan, aber oft nur, um nach dieser freundlichen Geste den Beschenkten grundlos zusammenzuschlagen. «Er näherte sich uns lächelnd, und plötzlich schlug er zu», sagten später Zeugen, aber das bezog sich eben auf die Zeit, als Paris noch deutsch gewesen war.

Neuerdings hielt sich Wipf zurück, und wenn er später behauptete: «Ich war im Lager eigentlich beliebt», log er nur teilweise, denn die amerikanischen Panzer rollten durch Frankreich, auf Wipf zu, der nicht «eigentlich beliebt» war, aber es zu werden versuchte. Oft war er jetzt unterwegs mit Esswaren, spendierte, um Freunde, Zeugen zu gewinnen unter den Häftlingen, die aber misstrauisch blieben.

Einmal bot er einem Luxemburger ein Stück Brot an, und als dieser ablehnte, sei es aus Stolz, sei es, weil er hinter der Grosszügigkeit eine Finte vermutete, verlor Wipf für einen Moment die Maske und schrie: «In einer Stunde lebst du nicht mehr!»

Und dann geschah es, dass dieser Luxemburger, der vor Jahren an der ETH in Zürich studiert hatte, in seiner Panik Schweizerdeutsch redete, Capo, bitte löndsi mich loos, mier sind doch halbi Landslüt!, worauf Wipf «von mir abliess und zu weinen anfang», wie der Luxemburger später bezeugte. Die Heimatsprache muss Wipf gerührt haben, und wahrscheinlich weinte nicht der Capo, sondern der Eugen von früher, der im blauen Zürichsee geschwommen war an heissen Julitagen und nur ein bisschen gesoffen, aber sonst niemandem etwas zu leide getan hatte.

Weisch, ich has nöd liecht als Capo, sagte dieser Eugen, der weinte, weil es ihm leid tat, dass er hatte Capo werden und töten müssen und deswegen vielleicht bald sterben musste, hingerichtet von der abziehenden SS oder den einmarschierenden Amerikanern oder von den befreiten Häftlingen.

### 3

Mit wenig Fantasie schon kann man sich vorstellen, was es für Wipf bedeutet haben muss, dass ihm der Lagerkommandant Mitte 1944 unverhofft einen Ausweg offerierte aus seiner bedrohlichen Lage. Der Kommandant sagte zu Wipf, er sei mit ihm zufrieden. Der Krieg trete in seine siegreiche Endphase. Wegen guter Führung dürfe er, der Capo, sich freiwillig zur Waffen-SS melden. Wenn er diese Beitrittsverpflichtung hier unterschreibe, sei er aus dem Lager entlassen.

Wipf unterschrieb sofort.

«Ich war ein Rohling, ja», sagte Wipf später zu den Geschworenen. «Die SS, die fähig war, an einem Vormittag 23 Leute zu Tode zu schlagen, die hätte auch vor dem Wipf nicht Halt gemacht. Ich bitte Sie daher, den Notstand anzuerkennen.»

Und nun öffnete sich das Tor von Hinzert weit, nur für ihn; sein Notstand hatte ein Ende – und wurde abgelöst von einem neuen.

## XIX

# Ein bisschen Krieg und dann Regenwürmer

### 1

Kälin sah manches SS-Straflager, jenes bei Danzig, jenes in Ludwigsfeld und zuletzt eines in Moosbach bei Heidelberg. Hier arbeitete er, wenn man so will, für die Firma Daimler-Benz, die ihre Fertigungshallen ins Innere eines Berges verlegt hatte, zum Schutz vor Bombenangriffen. In den Schächten und Tunnels der Firma Daimler-Benz wurden noch rund tausend andere Häftlinge zwangsbeschäftigt, Deutsche aus Konzentrationslagern, Holländer, Belgier, verschleppte Polen. Daimler-Benz stellte Flugzeugmotoren her, in verzweifelter Eile. Die Montage war natürlich Aufgabe des deutschen Fachpersonals; die Häftlinge, auch Kälin, wurden bei der Erdarbeit eingesetzt. Sie mussten neue Stollen in den Fels sprengen oder die bestehenden verbreitern mit Hacke und Pickel. Professoren aus Amsterdam, Lehrer aus Belgrad und Warschau, Bäcker aus Paris schleppten Gesteinsbrocken und Säcke mit feuchter, schwerer Erde und zogen die Loren wie Pferde.

Im Hauptstollen, der Hauptfertigungshalle, zerbrachen sich deutsche Ingenieure den Kopf darüber, wie die Vergaserpumpe zu verbessern sei.

Und die Häftlinge, so tief sie sich auch in den Berg gruben, waren nirgends sicher vor den Capos, unter denen sie schlimmer litten als unter der SS-Wachmannschaft.

«Viele solcher Capos wollten durch ihre Grausamkeit gegenüber den anderen Häftlingen erreichen, dass sie frühzeitiger aus dem Konzentrationslager entlassen würden», sagte Kälin später.

Nach seiner frühzeitigen Entlassung kam Wipf ins Ausbildungslager Hailein bei Salzburg, wo ein Jahr zuvor auch Rööslì trainiert worden war. Gebirgsjäger wurde Wipf, wie die meisten Schweizer; im Schnee und am steilen Hang lernte er das Kriegen. Schnee lag im Dezember 1944 genug in Hailein, aber abends, in der Unterkunft, taute man auf, Wipf vor allem. Seine Schweizer Kameraden sagten später übereinstimmend, er sei ein Plagöri gewesen, habe manchmal auch mit seiner Zeit im KZ Hinzert geprahlt, wo er Lagerältester gewesen sei und manch einen habe drannehmen müssen auf Befehl der SS.

Von Morden habe er aber nie etwas gesagt.

Wipfs Schweizer Kameraden...

In Hallein war auch ein Peyer aus St. Gallen, 21jährig und schon zum dritten Mal in Deutschland. 1940 und 1942 hatte ihn die Gestapo kurz nach der Flucht wieder zurückgeschickt, vielleicht, weil er ihnen zu jung gewesen war damals. Diesmal hatten sie ihn behalten.

Peyer war mehr oder weniger in einem Zürcher Knabenheim aufgewachsen, nicht einmal ungerne, denn zu Hause beim Vater und der Stiefmutter war es schlimmer gewesen. Die Stiefmutter hatte ihn seiner Meinung nach gehasst; jedenfalls hasste er sie. In Hallein erzählte er manchmal, diese Frau habe ihn kein Butterbrot selber streichen lassen vor Geiz. Mit dem Messer sei sie gekommen und habe ihm die Butter vom Brot weggeschabt bis auf einen dünnen Rest.

Peyers Vater war Sozialdemokrat und hatte – so sah es der Sohn – ihn nie begriffen. Der Vater wollte aus ihm einen Büeizer machen, wie er einer war, und hatte kein Verständnis für die seiner Meinung nach hochtrabenden Ideen von kaufmännischer Lehre oder sogar Studium.

Der Sohn schrieb Gedichte.

«Am vierten Tag er wieder kam mit SS Gestapo welche Scham!»

Das hatte er nach seiner zweiten missglückten Flucht geschrieben. Der Sohn wollte lernen, Stenographie und Maschinenschreiben, weiterkommen.

Ein Mehrbesserer willst du also werden! könnte der Vater gespottet haben.

«Ich war so erpicht aufs Lernen», sagte Peyer später.

Aber hier in der Schweiz, im Land des Vaters, ging das nicht, hier liess man ihn nicht aufkommen. Kurz vor seiner dritten Flucht dichtete Peyer:

«Mein Wunsch ist  
einmal Deutschland sehn  
u. nachher wieder zurück zu gehn.» Beides ging in Erfüllung.

### **Schweizer Kameraden...**

Ein anderer hiess Rudolf Billwiller, stammte aus Amriswil, war ebenfalls 21, von Beruf Handlanger. In Hailein wird er sich einig gewesen sein mit Peyer, was Stiefmütter betraf. Ständig hatte er Streit mit seiner gehabt. Dann war er unzufrieden geworden mit jeder Arbeit. Am Ende, fand er, wurde man doch nur beschissen, von oben bis unten. Und der Handkarren in Lausanne hatte ausgesehen, als gehöre er niemandem, und das Velo in Münsterlingen – da hatte er eben Geld gebraucht. Damals, in der Schweiz, nannte sich Billwiller zeitweise Rudolfo Soldini, weil das besser klang und mehr bedeutete.

Er war dann zu einer Pflegefamilie gekommen, hatte sich recht wohl gefühlt; aber auch in dieser Suppe wird er ein Haar gefunden haben, sonst wäre er 1944 in Lausanne gewesen und nicht Gebirgsjäger in der Waffen-SS, im verschneiten Hallein, von wo aus er der ehemaligen Pflegefamilie einen Brief schrieb.

«Sehr geehrte Familie! Mitunter habe ich mich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet und habe meine infanteristische Ausbildung durchgemacht. Im SS-Ausb.Lager sind 24 Nationen vertreten auch eine ganz schöne Anzahl Schweizer. Nun bin ich versetzt worden und bin bei der Truppe die wohl die gefürchtetste ist. Der Mann der damals, Sie können sich ganz gut erinnern, mit seiner kleinen Truppe den Duce aus der Gefangenschaft befreite ist mein Chef. Ja, Sie werden sagen, der Rolf hats doch zu etwas gebracht. In der Schweiz sagt man, wir hätten nichts mehr zu essen und wären au fond des forces, aber mein lieber Mann die Feinde haben die Rechnung ganz und gar falsch gemacht. Wenn auch der Russe vorrückt, das macht gar nichts, lassen wir ihn kommen aber wenn wir sagen halt dann ist aus und ich bin mehr als je sicher, dass er verblutet und so wird es auch dem Engländer u. Amerikaner gehen. Die werden was erleben wenn's angreifen am Westwall mein lieber Mann, ich möchte nicht Tommy heissen. Trotz den Terrorangriffen auf deutsche Städte haben die Deutschen den Humor nicht verloren. Unsere Feinde kriegen uns niemals klein, das müsste dann wirklich mit dem Teufel zugehn. Ich hoffe, dass es Ihnen allen gut geht, haben Sie noch ein bisschen Geduld, bis wir kommen. Dann gehts dem Gesindel im schönen Schweizerland an den Kragen. Wir, die schwarze Garde werden dort ganz gewaltig Arbeit haben um alle die Juden über den Haufen zu knallen, diesem Lumpenpack werden wir den Arsch warm machen darauf sollen die sich verlassen. Liebe Familie, sagen Sie meiner Mutter, dass ich sie bestens Grüsse u. sich keine Sorgen um mich macht. Im nächsten Brief lege ich eine Photo bei u. Sie werden sehen wie mir die 'Todeskandidaten-Uniform' gut steht.»

### 3

Rösli im Krieg, aber ein Todeskandidat war er nicht, dort oben in Finnland, Karelien, weit hinter der Front. Er hörte zwar Kanonendonner, aber der war fern und finnisch, denn die Finnen waren damals noch mit Deutschland verbündet, gegen die Russen, und man

liess sie gern die Hauptlast des Krieges ein wenig tragen. Jedenfalls hatte Rösli bisher keinen einzigen Schuss abgefeuert, schon deshalb nicht, weil er an der Drehbank stand. Man hatte ihn der Waffenwerkstattkompanie zugeteilt; hier war es ruhig. Rösli gab Gewehrputzmittel aus und Bremsflüssigkeit für fahrbare Geschütze.

Abends sass man gemütlich beisammen und sang.

«Die Juden ziehen dahin, daher, sie ziehn durchs rote Meer...»

Oder man plauderte, besprach Frauenkörper, begutachtete die Winterstiefel, die einer bei den Russen eingehandelt hatte im Tausch gegen Konserven. Diese Stiefel waren innen gefuttert und deshalb sehr begehrt; nur wussten die russischen Soldaten, was sie dem Gegner wert waren und verlangten Wuchermengen an Büchsen und Zigaretten.

Jedenfalls hatte Rösli hier oben seine Ruhe; beide Seiten machten sich in diesem Frontabschnitt in jener Zeit einen guten Krieg, könnte man sagen, und vermieden es, allzuoft aufeinander zu schiessen.

An anderen Orten allerdings wurde gestorben, und der Frontklatsch trug Rösli und den anderen Schweizern die Namen der Landsleute zu, und einmal war einer darunter, den Rösli von der Knabenerziehungsanstalt her kannte: Heggenschwiler, der damals zu ihm gesagt hatte – das vergass Rösli nie: «Du bist arm, und deshalb bist du rechtlos, das ist halt so in der Schweiz.»

Was in der Welt geschah, erfuhr man hier oben stets mit Verspätung und oft nur, wenn Fronturlauber aus Deutschland zurückkamen. Im August 1944 berichtete einer, auf Hitler sei ein Attentat verübt worden.

Rösli war entsetzt.

Dann kam es noch schlimmer: die Finnen kapitulierten vor den Russen und wandten sich jetzt gegen die Deutschen.

Die schönen Tage von Karelien waren vorbei.



Rööslı wurde aber nicht an die Front geworfen; einmal noch entkam er ihr, indem seine Kompanie zurückgezogen und auf eine lange Reise geschickt wurde, zunächst nordwärts bis fast an die Eisgrenze, dann hinunter nach Narvik und weiter nach Dänemark, einem Land, von dem Rööslı noch 1994 schwärmte, so gut habe man dort gegessen, alles habe es gegeben, Butter, Fleisch – ein einziges Schmausen.

#### 4

«Ich lag mit meiner Kompanie französischer Freiwilliger 14 Tage in vorderster Linie», schrieb Büeler später. Um jedes Haus wurde gekämpft in Westpreussen und jedes wurde von Büeler und seinen Franzosen verloren. Büeler verschanzte sich im nächsten, räumte es, verschanzte sich, schoss, räumte. Der Krieg war verloren, natürlich, das wusste Büeler seit einem Jahr, aber aufgeben, desertieren?

«Um den Krieg zu gewinnen, nimmt eine Gemeinschaft alle Opfer auf sich. Warum soll eine Gemeinschaft nicht einmal alle Opfer auf sich nehmen, um den Frieden zu gewinnen?»

Dieser Gedanke kam ihm erst später, in der Strafanstalt Regensdorf, im Frieden. Jetzt, im Fensterkampf in Westpreussen, stand ihm noch Gottfried Keller näher, den er gut zitieren konnte.

«So oft die Sonne aufersteht  
erneuert sich mein Hoffen...»

Was hoffte Büeler? Wohl in erster Linie, dass er heil davonkam. Dann aber auch, dass es gelänge, die Russen, die «asiatischen Horden», wie durch ein Wunder im letzten Moment doch noch aufzuhalten.

Aber das sind Vermutungen.

Sicher ist, dass Büeler einmal in einem Dorf, kurz bevor es aufgegeben werden musste, «zwei Augen, grosse dunkle, angsterfüllte, un-

endlich müde Augen» sah. Es waren die Augen eines Häftlings, der mit vielen anderen in Kolonnen durch dieses Dorf getrieben wurde, auf dem Marsch war in ein noch nicht befreites Konzentrationslager. Und es war das erste Mal, dass Büeler Menschen zu Gesicht bekam, die unter dem Nationalsozialismus litten, also unter jener Weltanschauung, die er immer noch für die richtige hielt.

Nun möchte man denken, dass ihn diese dunklen, angsterfüllten, unendlich müden Augen vielleicht zur Besinnung brachten, ihn zumindest zweifeln liessen an seiner Weltanschauung. Aber es war nicht so. Diese Augen bestärkten ihn in seiner Überzeugung, dass der wahre Nationalsozialismus verunreinigt worden war von den «Minderwertigen», von Hitler, Himmler und anderen, und dass es folglich für ihn, als guten Nationalsozialisten Pflicht war, sich für diese Häftlinge einzusetzen.

«Nie ist mir die ungeheuerliche Vergewaltigung menschlichen Seins so blitzlichtartig zum Bewusstsein gekommen», schrieb Büeler später und meinte die Vergewaltigung durch schlechte Nationalsozialisten.

Und er, der gute, tat nun etwas, «was mir in meinem soldatischen Leben noch nie vorgekommen war» – er schrie den Offizier der Bewachermannschaft an: «Mensch, sind Sie verrückt geworden, wo schleppen Sie denn diese armseligen Sünder hin?»

«Aber es sind doch Delinquenten, Zuhälter, Diebe...!» sagte der Offizier, der Büelers Rage nicht verstand.

«Und wenn schon!» sagte Büeler.

Und siehe, er nahm sich der Sünder an und hiess sie Quartier nehmen in der leerstehenden Jugendherberge des Ortes, und dem Offizier befahl er, ihnen als Nahrung gutes Brot zu geben und als Trank frisches Wasser. Und er verbot dem Offizier, ihnen weiter Leid anzutun...

## 5

Im Januar 1945 wusste Kälin, dass seine Leiden im Straflager und die Zwangsarbeit im Daimler-Benz-Berg bald ein Ende haben wür-

den. Der Himmel war übersät mit amerikanischen Jagdbombern, die sich auf endlose Flüchtlingskolonnen stürzten und sie auseinandertrieben, täglich, stündlich. Aber auch das Straflager wurde angegriffen; Kälin sagte später, in jener Zeit habe man nicht einmal mehr in Ruhe essen können, alles habe im Laufschrift geschehen müssen, von Deckung zu Deckung sei man gerannt. Die SS war nervös, schoss herum, brüllte; aber das Lager entglitt ihr, war nicht mehr zu kontrollieren in diesem permanenten Durcheinander. Das Reich löste sich auf in Ruinen, ausgebombte Menschen und Rauch.

Eines Tages liess die SS das Lager antreten und rief 100 Männer auf, die jungen, einigermaßen gesunden, und erklärte sie für frei und zu Soldaten der Waffen-SS.

«Ihr seid jetzt Soldaten der Ehre!» schrie der Kommandant (und diesmal schrie er nicht deshalb, weil er gegenüber Häftlingen keinen anderen Ton kannte, sondern um das Jaulen der Jagdbomber zu über-tönen). «Der Feind wird und muss aufgehalten werden! Es stehen zwei modernst ausgerüstete Offensivarmeen bereit! Sie werden Russland zerschmettern!» brüllte er, und dann erwähnte er eigenartigerweise Gott, der die Vernichtung des deutschen Volkes nicht zu-lassen werde.

Diese Anrufung des Allmächtigen mag Kälin und die anderen 100 verblüfft haben – die SS war ja stets gegen Gott gewesen. Aber das war erst der Anfang einer atemberaubenden Kehrtwendung: Kälin und die anderen Entlassenen wurden zu Tisch gebeten und so reich verköstigt wie seit Ewigkeiten nicht mehr. Das Mahl dauerte vom Mittag bis in den tiefen Abend hinein; die SS-Ofiziere tafelten mit, brachten Trinksprüche aus auf die erstaunten Entlassenen und klopf-ten ihnen auf die Schultern, die sie ihnen gestern noch ausgerenkt hatten.

Dann begann für Kälin der 2. Weltkrieg.

Er wurde mit den anderen verladen in einem Zug Richtung Stutt-gart. Nach kurzer Fahrt schossen amerikanische Tiefflieger die Lo-komotive zu Schrott. Also kam Stuttgart als Ziel nicht mehr in Frage;

die SS entschloss sich für den Marsch nach Hall. Es ging eine Stunde über Stock und Stein, dann hiess es plötzlich linksumkehrt nach Crailsheim. Kälin konnte sich ausrechnen warum: Die Alliierten hatten Hall schneller erreicht.

In Crailsheim wurde sofort auf Kälin geschossen, und er duckte sich, schoss in ein Fenster hinein und zum anderen wieder hinaus, und wenn die Amerikaner gewusst hätten, dass er auf ihrer Seite war, hätten sie nicht auf ihn geschossen und er nicht zurück. Aber man kam nicht zum Reden, es war zu laut.

Kurz darauf wurde Rückzug befohlen und Marsch zum nächsten heilen Bahnhof. Hier heftete ein SS-Offizier Kälin einen Bündel mit der Aufschrift «SS-Nibelungen-Division» an den Ärmel und schickte ihn mit ein paar anderen in den Zug nach Prag.

Kälin reiste eine Weile mit der festen Absicht, nie in Prag anzukommen. Glücklicherweise war keine SS im Zug; so konnte er in Eger relativ gefahrlos aussteigen und sich mit ein paar Kameraden davonmachen. In einem Wald hielten sie Rast, um «zu rauchen und zu schlafen», wie er später sagte. Anderntags versteckten sie sich in einer Scheune und warteten.

Die Amerikaner kamen bald. Kälin riss den Totenkopf, das Emblem der Waffen-SS, von seiner Mütze, denn die Waffen-SS war beim Gegner nicht beliebt – bei Kälin ja auch nicht.

Mit erhobenen Armen trat er ins Freie.

## 6

Auch Wipfs Krieg war kurz. Er schoss auf Russen, wurde sofort getroffen und in ein Lazarett gelegt, das schon am nächsten Tag evakuiert werden musste, weil die Rote Armee anrückte. Und so ging es weiter; Wipf wurde Lazarett um Lazarett zurückevakuiert, bis er in Bregenz lag. Hier hatte er ein paar Wochen Ruhe, und im Mai 1945 war die Wunde verheilt, gerade noch rechtzeitig, denn die Franzosen standen vor der Stadt. Die deutschen Ärzte gaben Wipf und den an-

deren Patienten den Freipass: wer wolle, dürfe verschwinden. Wipf wollte, und rasch zog er sich um. Er hatte vorsorglich Zivilkleider gekauft, bei einem Schweizer in Bregenz, und nun schob er die SS-Uniform unters Krankenbett und verliess das Lazarett mit Hut und Sonntagshose.

Er war frei, aber jetzt wohin, in welches Versteck? Verstecken musste er sich unbedingt, denn versprengte SS-Banden waren unterwegs, und wenn ihnen ein junger Mann in Zivilkleidern in die Hände fiel, töteten sie ihn ohne Umstände. An den Strassenlampen hingen solche.

Zu zweit war es sicherer; Wipf tat sich mit einem anderen Schweizer zusammen, und sie flohen Richtung Dornbirn. Die Gegend hier war gebirgig, reich an Schlupflöchern. Sie fanden eins, und nun warteten sie, machten kein Feuer, flüsterten, lauschten.

Aber während der Compagnon sich nur vor der SS versteckte und Ausschau hielt nach Franzosen oder Amerikanern, denen er sich ergeben wollte, lagen für die Wipf die Dinge anders. Als ehemaliger Capo von Hinzert fürchtete er die alliierten Truppen nicht weniger als die SS. Also überredete er den anderen, mit ihm in die Schweiz zu flüchten, denn nur dort war Wipf sicher, kannte niemand seine Vergangenheit.

Der Rhein war nahe, man musste es wagen.

Am 5. Mai schlichen sie zum Fluss hinunter. Sie zogen die Hosen aus und schwammen nach St. Margrethen.

## 7

Berlin brannte. Und Adolf Hitler tötete zum ersten Mal in diesem Krieg persönlich einen Menschen. Er hatte sich seinen Gegner gut ausgesucht: Nur er selbst war würdig genug, den Tod zu empfangen aus der Hand des Grössten Feldherrn Aller Zeiten.

SS-Untersturmführer Büeler erhielt im April 1945 ein Telegramm von der Heeresführung, den Befehl, sich mit dem Rest seiner Franzosen einer Division in Neu-Strelitz anzuschliessen.

Büeler wird das Papier zerrissen haben; einer Heeresführung, die mit längst vernichteten Divisionen operierte, fühlte er sich nicht zu Gehorsam verpflichtet.

Für Büeler war der Kampf vorbei.

«Ich schlug mich dann quer durch den Thüringer Wald nach Westen. Die meisten Franzosen und Deutschen ergaben sich den Amerikanern. Ich wollte unter allen Umständen mich nach der Schweiz durchschlagen.»

Tag um Tag wanderte Büeler, immer frühmorgens, wenn die Amerikaner seiner Meinung nach noch schliefen. Mittags verbarg er sich im Gebüsch oder hinter Bäumen im Wald, nachmittags suchte er sich einen Heuschober für die Nacht.

Eines Morgens in jenem April wurde er geweckt von einer amerikanischen Patrouille.

«Ich sprach sie, da ich noch in SS-Uniform war, sofort englisch an, was mich sehr wahrscheinlich gerettet hat.»

Don't shoot, I am a Swiss citizen! rief Büeler vielleicht.

Auf den amerikanischen Offizier, dem er nun vorgeführt wurde, machte er offenbar guten Eindruck, denn er wurde nur kurz befragt und dann freigelassen.

Er marschierte weiter nach Süden, erreichte den Main, schwamm kräftig gegen die Strömung und sah zu spät die französischen Soldaten, die ihre Gewehre auf ihn richteten.

Ne tirez pas, wird er gerufen haben, je suis un citoyen suisse!

Dank seines korrekten Französisch wurde Büeler im Kriegsgefangenenlager bald Dolmetscher; das war ein Posten, der Vorteile brachte, besseres Essen und Kontakte zu den französischen Offizieren.

Bei ihnen war Büeler schnell einmal beliebt; er war ja kein plumper Boche, sprach exzellent die Sprache Voltaires, verblüffte mit Kenntnissen über französische Literatur und Kunst – un homme d’honneur, fanden die Offiziere, zumal sie nicht wussten, dass er in der Waffen-SS gedient hatte. Bei der Gefangennahme hatte er zivil getragen, und tätowiert war er auch nicht: Man hielt ihn für einen Offizier der Wehrmacht.

«Ich hatte ausserordentliches Glück», schrieb er später. Jedem Soldaten der Waffen-SS war im Ausbildungslager die Blutgruppe in den Arm tätowiert worden; Büeler hatte die Prozedur aus irgendeinem Grund versäumt und konnte nun «ungehindert mit den Franzosen schwimmen gehen».

Sehr bald liess man ihn sogar frei.

Unversäumt setzte er seinen Heimweg fort, und diesmal schaffte er es bis zur Schweizer Grenze, wo er ordentlich seinen richtigen Namen angab. Der Grenzbeamte blätterte im Fahndungsbuch, stutzte, bat Büeler zu warten und kam nach einer Weile mit der Meldung zurück, er, Heinrich Büeler, dürfe die Schweiz nicht betreten.

Das cha doch nöd sii; ich bi Schwiizer Bürger! könnte Büeler gerufen haben.

Abe nümme, sagte der Grenzpolizist vielleicht und teilte ihm mit, er sei mit Bundesratsbeschluss vom 23. April 1945 ausgebürgert worden.

Büeler musste es akzeptieren, aber verzeihen konnte er es dem Bundesrat nie, bis zu seinem Tod nicht.

Und weil ihm jetzt nichts anderes blieb, als wieder nach Deutschland zurückzugehen, tat er das, und zwar fassungslos.

«Ich verstand nichts mehr. Wenn ich 10 Jahre jünger gewesen wäre und unverheiratet, hätte ich das Angebot der Franzosen, als Dolmetscher in die Fremdenlegion einzutreten, angenommen!» Die Ausbürgerung empfand er als schlimme Schmach, ihm zugefügt von einer törichten Landesregierung, die offenbar immer noch nicht be-

griffen hatte, wer die europäische Zivilisation wirklich bedrohte – nämlich der Bolschewismus, den er unter Einsatz des Lebens bekämpft hatte, um Europa zu retten, also auch die Schweiz, die es ihm nun mit einem Fusstritt dankte.

Das konnte Büeler schlecht verwinden.

Im Augenblick war es aber seine grösste Sorge, irgendwo unterzukommen. In der Stadt Ehingen hatte er Glück; die Franzosen brauchten einen Übersetzer. Büeler bewarb sich und wurde eingestellt, dolmetschte die Aussagen deutscher Kriegsgefangener und bezog ein hübsches Zimmer im Haus des Landrats von Ehingen. Mittags ass er im Offizierskasino mit den französischen Offizieren.

«Mein Verhältnis zu den Offizieren war sehr kameradschaftlich. Ich wurde viel eingeladen.»

Das Vertrauen seiner Vorgesetzten gewann er rasch. Sie fanden, er sei zuverlässig genug, um selbständig Verhöre mit Deutschen durchzuführen. Und als er auch diese Aufgabe exzellent meisterte, übertrug man ihm höhere; er fertigte nun zuhanden der französischen Kommandantur Berichte an über das wirtschaftliche, politische und kulturelle Leben des Kreises Ehingen.

«Es verging kein Monat, dass nicht die französische Kommandantur mir für die gute im Interesse der deutsch-französischen Zusammenarbeit geleistete Arbeit dankte.»

Ja, aber mit der Verantwortung wuchs auch die Gefahr, dass der französische Sicherheitsdienst auf ihn aufmerksam wurde und nachprüfte, ob er politisch wirklich zuverlässig war.

Es wird kein Tag vergangen sein, an dem Büeler nicht diese Furcht vor der Entdeckung mit sich herumtrug.

Und dann geschah es.

Eines nachts, um 22.00 Uhr, wurde er im Haus des Landrats von der Sûreté verhaftet und der «Brigade für Kriegsverbrecher» übergeben.



Man hatte alles herausgefunden – dass er Untersturmführer der Waffen-SS gewesen war, Unterabteilungsleiter im SS-Hauptamt und führender Schweizer Nationalsozialist.

Im Internierungslager Balingen war der vorher so erfolgreiche Büeler nun ein Cochon unter anderen Cochons; man gab ihm einen Liter-Wassersuppe täglich und manchmal 30 Gramm Wurst. Er wurde angebrüllt, in der Sprache Voltaires, getreten und in der Nacht wachgerüttelt. Einen Dolmetscher brauchte hier niemand; zwei kräftige Arme genügten für den Steinbruch.

Wer nur in der Wehrmacht gewesen war, kam verhältnismässig glimpflich davon; die französischen Wächter hatten es auf die Waffen-SS abgesehen.

Wieviele Kinder hast du umgebracht, du Schwein!

Aber eines Tages war die Wut der Wächter aufgebraucht und praktische Überlegungen traten in den Vordergrund.

Es fehlte an Wachpersonal; man beschloss, gewisse Aufgaben einigen besonders tüchtigen Häftlingen zu übertragen. Und man wählte die ungeliebten Waffen-SSler, denn zweifellos waren die gewünschten Eigenschaften bei ihnen besonders stark entwickelt: der Wille zum unbedingten Gehorsam und zur Skrupellosigkeit. Vor allem, was die betraf, wurden die Franzosen nicht enttäuscht; die Waffen-SSler knuteten ihre eigenen Landsleute ohne Wimpernzucken.

«Die SS gehörte bald zu den bevorzugten Internierten im Lager Balingen», schrieb Büeler später. «Die Lager-Wache bestand fast durchwegs aus Waffen-SS, wobei der Chef derselben ein SS-Hauptsturmführer war. Die Buchhaltung, Dolmetscher und Übersetzer, sowie der gesamte Arbeitseinsatz im Lager unterstand SS-Führern. Diese Internierten galten alle als ‘hommes de confiance’ und erhielten doppelte Verpflegung.»

Bekanntlich ist das Leben so.

Nach einer strengen Zeit im Steinbruch war Büeler wieder obenauf. «Im August wurde ich Deutschlehrer der Gattin des Lagerdirektors. Im September wurde ich ausserdem offizieller Übersetzer des Lagers.»

## 9

«Ich hätte wie viele mir bekannte frühere SS-Führer in französischen Dienst treten können, dann wäre mir viel Schweres erspart geblieben», schrieb er ein Jahr später im Regensdorfer Gefängnis. «Obwohl ich mit den europäischen Freiwilligen der Waffen-SS zu jenen gehöre, die am schwersten den Verrat der Deutschen Führung an Europa zu tragen haben, bin ich in die Schweiz zurückgekehrt.»

## 10

Rööfli geriet kurz vor der Kapitulation zwischen die Fronten. Er drückte sich in ein Erdloch, denn einige seiner Kameraden lebten noch und verschossen hinter ihm über seinen Kopf hinweg letzte Patronen auf die amerikanischen Panzer vor ihm.

Eine einzige Panzergranate besass Rööfli. Er drückte ab, traf und wurde dann gefangengenommen.

Die Zeit im amerikanischen Kriegsgefangenenlager bezeichnete er später als die schlimmste seines Lebens. Wenn es regnete, pickte er Regenwürmer aus dem Schlamm; man röstete sie auf Konservendeckeln. Tote wurden von den amerikanischen Wärtern eilends weggeschafft, denn sie wären gegessen worden.

Rööfli machte Schweres durch, und viele Schweizer, die diese Lager erlebten, würden an dieser Stelle wahrscheinlich gern eine ausführliche Schilderung lesen, die ich ihnen verweigere. Es gibt nichts aufzurechnen.

# Zurück bei Heidi

## 1

Den Kälin liessen die Amerikaner nach zwei Tagen Gefangenschaft springen, weil er noch ein boy war vielleicht, oder weil er glaubwürdig von seinen Desertationen und den SS-Lagern berichtet hatte.

Nun war er unterwegs in die Schweiz, frisch eingekleidet von den Amerikanern. Die Kirchenglocken läuteten, der Himmel war bombefrei, die Landschaft zerstört und befriedet. Mag sein, dass Kälin auf seiner Wanderung dann und wann noch einen Schuss hörte, aber es war nicht mehr die SS, sondern der Selbstmord irgendeines Dorf-nazis.

Nach einer Woche sah er «in weiter Ferne die Schneeberge und Gletscher unserer Heimat von dem Rot der untergehenden Sonne überstrahlt». Bei St. Margrethen ging er hinüber, wurde verhaftet, der Militärpolizei übergeben. Ein Untersuchungsrichter verhörte ihn, und Kälin sagte, er sei nie nationalsozialistisch eingestellt gewesen. Das kam dem Untersuchungsrichter wahrscheinlich bekannt vor, aus hundert anderen Befragungen. Er bereue, sagte Kälin, man solle Milde walten lassen im Hinblick auf seine Jugend.

Seine Jugend hatte ihm tatsächlich oft geholfen in den vergangenen zwei Jahren. Ihretwegen war er nicht erschossen worden von der SS und von den Amerikanern nicht behalten als Prisoner of War. Nun stand sie ihm auch in der Schweiz bei.

Sein Vater schrieb unverzüglich ans Territorialgericht: «Geehrte Herren! Letzten Freitag besuchte ich meinen Sohn Franz Kälin im Zentralgefängnis. Wie ich feststellte, ist er sehr unterernährt; welches später für ihn schwere Folgen nach sich ziehen könnte. Ich finde nach Allem was Franz mitmachen musste, ist er schon bitter schwer gestraft. Als Vater von Franz ist es meine erste Pflicht für seine Gesundheit zu sorgen, damit er, da er ja bald die Rekrutenschule vor sich hat, wieder bei seinen Kräften ist.»

Daraufhin wurde Kälin heimgeschickt zu seinen Eltern nach Schwyz. Auf ein militärgerichtliches Verfahren verzichtete man, eben wegen seiner jungen Jahre.

Er war jetzt 19, wirkte aber sicher älter, ernster als seine Freunde, die ihm vielleicht kindisch vorkamen in mancher Hinsicht. Und Heidi, wer weiss. Sie war seine Freundin gewesen vor der Flucht, «Mein liebes Heidy!»; an sie hatte er oft gedacht im Lager...

Aber eigentlich interessiert mich am meisten, ob seine Mutter ihm jetzt endlich erlaubte, mit den Freunden in die Berge zu gehen, auf Tourenwanderung.

## XXI

# Die Geschichte einer Entlarvung

### 1

Eugen Wipf.

«Auf Schweizerboden wurde ich sofort von einer Militärpatrouille verhaftet und der Polizei übergeben.»

In einem Büro durfte Wipf sich setzen.

Ein Verhör stand ihm bevor.

Wipf hatte sich Antworten parat gelegt. Er war bereit.

Der Polizist musste aber zuerst noch die Fenster öffnen, etwas von Sauhitze sagen, dann am Lavabo sich die Hände waschen.

Sauhitze? Es war keineswegs so; es kam sogar recht kühle Luft herein.

Wollten sie ihn nervös machen? Weil sie von Hinzert wussten?

Wipf vertraute auf die Antworten, die er im Kopf hatte.

Dann schaute der Polizist ihn an.

Jetzt war es soweit.

Aber der Beamte fragte etwas ganz anderes: Welche Schweizer waren mit Ihnen im Ausbildungslager Hallein?

Wipf nannte die Namen, die ihm in der Aufregung in den Sinn kamen. Wie standen Sie zum Nationalsozialismus?

Die wissen nichts! könnte Wipf jetzt gedacht haben.

Zum Nationalsozialismus sagte er Nein, dann Ja und Amen zu allem, was der Polizist sonst noch wissen wollte, lauter Belangloses.

Und schon war das Verhör vorbei.

Zum Schluss sagte der Beamte mit gehobener Stimme, er, Wipf Eugen, sei vom Militärgericht im Jahr 1941 in Abwesenheit zu Gefäng-

nis verurteilt worden und müsse eine Strafe von 71 Tagen verbüssen. Wipf konnte vor Erleichterung wahrscheinlich nicht mehr ruhig sitzen. Jedenfalls stand er auf und sagte, er akzeptiere das Urteil, bereue, wolle alles wieder gut machen.

Die 71 Tage in der Zelle in Schaffhausen waren förmlich erholsam für ihn. Fast jeden Mittag gab es Fleisch, und die Suppe war sauber und kräftig. Nur Bier und Schnaps fehlten, da waren die Aufseher streng.

Nichts wussten sie von Hinzert, und nun begann Wipf zu vergessen, nicht alles, nur das, was nicht zu der Geschichte passte, die er sich zurechtfand. Und in dieser Geschichte, die er zu glauben begann, und in der er fortan lebte, war er von der SS zu jeder Tat gezwungen worden unter Androhung der Erschiessung. Da war keine Lust gewesen, keine Eigenmächtigkeit, sondern einzig Zwang.

So war es gewesen von jetzt an.

Und irgendwann erstaunte es ihn nicht mehr, dass die Polizei nicht dahinterkam: Denn da war ja nichts, dem man auf die Spur hätte kommen können.

«Anschliessend wurde ich von Schaffhausen nach Zürich verbracht, wo eine neue militärgerichtliche Untersuchung wegen illeg. Grenzübertritt und Eintritt in die Waffen-SS gegen mich angehoben worden war.»

Ein weiteres Verhör, aber diesmal war Wipf entspannt. Er fühlte sich sicher; auf die Frage des Untersuchungsrichters, was er gemacht habe zwischen 1940 und 1945, antwortete er, von Anfang an habe er es schwer gehabt in Deutschland, und wegen nichts und wieder nichts sei er ins Konzentrationslager gekommen. Dort habe man ihm übel mitgespielt.

Nach ein paar weiteren, rein formellen Fragen wurde Wipf wieder abgeführt.

Der Untersuchungsrichter hatte weder Grund noch Zeit, an seinen Aussagen zu zweifeln. Für ihn war Wipf ein Fall unter Dutzenden, die er zu bearbeiten hatte in diesen Tagen. Die Briten und Amerikaner schickten ganze Camionladungen mit Schweizern, Ausreisern, Fahnenflüchtigen in die Schweiz zurück. Da schaute man nicht jedem Einzelnen auf die Finger, folglich auch dem Wipf nicht, vorerst jedenfalls – später dann schon, und zwar buchstäblich...

## 2

Wipfs Mutter war Bäurin und nicht die Einzige, die ihren Lebtag lang nur Arbeit gekannt hatte und doch zu nichts gekommen war. Sie war schon recht alt, und eine Gelbsucht kündigte sich an. Der Mann war seit Jahren bettlägrig und nützte auf dem Hof gar nichts. Als Mutter-Wipf im August 1945 erfuhr, dass der Sohn wieder in der Heimat war, im Gefängnis, nahm sie Papier mit Linien, drehte den Bleistift im Mund und schrieb einen Brief. Denn sie konnte eine Arbeitskraft brauchen hier und hoffte, man könne mit dem Gericht reden.

«Herren vom Gerichtsgebäude. Durch das Rationierungsamt erfahren, dass Eugen Wipf in Zürich im Untersuch ist, so getraue ich mich zu fragen, ob er immer noch in Dorten ist u. wann das Urteil gefällt wird. Das Wohin er dann kommt wird sich doch bald zeigen. Ist kein Besuch gestattet von seiner Mutter, Vater ist ja elend u. kann es nicht. Er war ein guter Sohn, leider furchtbar leicht. Mögen die Herren das Urteil mit Linderung fällen u. mich doch in Kenntniss setzen von seinem Verbleib. Er hat ja furchtbar gefehlt, aber wir dürfen ihn nicht auch verachten. Wir legen ihn tagtäglich dem Grossen Richter hin.»

Kein Grosser Richter half; Wipf wuchs kein Kainsmal auf der Stirn oder der blutige Name HINZERT. Im Gegenteil sah es für ihn sehr gut aus.

Er war verurteilt worden zu 15 Monaten Gefängnis und 2 Jahren Ehrverlust; ein kleines Kreuz, und er nahm es leicht auf sich. Gehorsam war seine Stärke, also führte er sich gut in der Strafanstalt Regensdorf, wo er auf dem Gutsbetrieb arbeitete, Ställe ausmistete, Kühe molk.

«Er gibt sich Mühe und gibt nie zu Klagen Anlass», notierte die Direktion. «Die Noten für Betragen, Fleiss und Charakter lauten befriedigend bis gut.»

Nach 8 Monaten stellte Wipf ein Gesuch um vorzeitige Entlassung. «Ich fühle mich verpflichtet Ihnen mitzu teilen, dass ich meinen bisherigen losen Lebenswandel bereue und ich werde in Zukunft alle meine Energie daransetzen, dass ich meiner Heimat wieder würdig werde.» Sein «tiefes Sinken» sei allein vom Alkohol verschuldet. Er meide nun dieses Getränk, trete nach seiner Entlassung einem Abstinentenverein bei. «Dass ich einmal eine fremde Uniform tragen musste, von deren Trägern ich drei ganze Jahre gepeinigt worden bin, werde ich nie vergessen. Als ich meine Unterschrift zum freiwilligen Beitritt zur Waffen-SS gab, wog ich noch 46 kg.»

Das Gesuch wurde abgelehnt, hauptsächlich wegen Wipfs Vorstrafen, dann aber auch, weil die Direktion in ihrer ansonsten wohlwollenden Beurteilung des Wipf doch auch eine «charakterliche Verwahrlosung» erwähnte.

Dass ein erstes Gesuch um Entlassung abgelehnt wurde, war nicht unüblich, und so liess Wipf eben die nötige Zeit verstreichen und stellte dann ein zweites. Darin beklagte er, dass seine Eltern mittellos seien, der Väter schwer krank.



«Wie gerne würde ich arbeiten, um gut zu machen, was ich mit den verflossenen Tagen begangen habe.»

Bald wurde ihm mitgeteilt, er werde vorzeitig entlassen, in drei Wochen.

Nur ein Wunder hätte das noch verhindern können – und tatsächlich geschah es und kam als Zufall daher.

#### 4

Ich stelle mir vor, wie es ausgegangen wäre ohne diesen puren Zufall. Wipf wäre auf den Hof der Eltern zurückgekehrt und hätte kein neues, aber ein anderes Leben begonnen. Er hätte im Brunnentrog keine Leute ertränkt, obwohl er, wie ich vermute, nach wie vor dazu fähig gewesen wäre. Heu hätte er eingefahren, Kühe gefuttert und etwas Kaputttes repariert, weil für das andere jetzt nicht die Zeit war. Es war Frieden, und ein Mord wurde strafrechtlich verfolgt. Im ersten Jahr wäre er nach dem Tagwerk in die Wirtshäuser gegangen, später dann – und immer öfter – auch tagsüber, wenn er eigentlich den Zaun hätte flicken müssen. In den Wirtshäusern hätte er mit dem Krieg plagierte, mit den Russen, die er fertiggemacht habe in der Schlacht von Frankfurt am Main; da habe man nicht lang gefackelt, während hier in der Schweiz alle auf dem faulen Arsch gehockt seien.

Seinen Saufkumpanen wäre es mit der Zeit auf die Nerven gegangen, und sie hätten gerufen, du, Wipf, erzähl uns einmal, wie du beim Kaiser von China warst! Das hätte ein grosses Gelächter gegeben, und Wipf wäre aufgestanden und hätte ausgerufen, er sei sogar im Konzentrationslager gewesen. Es sei alles blödes Zeug, was heute darüber geredet werde. Er habe es selber gesehen, er sei Chef gewesen im Lager und habe die SS schön an der Nase herumgeführt!

Ich nehme an, er wäre über kurz oder lang in eine Trinkerheilanstalt gebracht worden, hätte Antabus genommen beim Arzt und Stun-

den beim Psychologen, wäre trocken geblieben ein halbes Jahr und dann wieder abgestürzt. So wären seine Trinkerjahre vergangen, und in den achziger Jahren hätte ein Doktor bei Wipf Hirnschwund diagnostizieren können und fortgeschrittene Leberszirrhose, aber Wipf wäre wahrscheinlich längst aus dem medizinischen Versorgungsnetz gefallen und nurmehr von neugierigen Hunden untersucht worden in den Parkanlagen.

1994 hätte man ihn, einen vertrottelten alten Penner, auf einer Bank sitzen gesehen, hinter der Tramstation Staufacher in Zürich zum Beispiel, eine Kochweinflasche in der Hand, laut vor sich hin redend; im Vorbeigehen hätte man vielleicht ein paar Worte aufgeschnappt, «Sauhunde», «abgeduscht», «die haben Schiss gehabt, das kannst du mir glauben, diese Franzosen» und ähnlich Ungereimtes. Gebrabbel eines Säufers, hätte man gedacht und wäre weitergegangen, den Geschäften nach, ohne zu wissen, dass dieser Heruntergekommene dort auf der Bank vor fünfzig Jahren eigenhändig Menschen ertränkt hatte.

Wipf wäre ein Rumpelstilz geworden – ach, wie gut, dass niemand weiss... –, wenn ihm nicht jener Zufall dazwischengekommen wäre.

## 5

Ein Gutes, wenn man so will, hatte die amerikanische Kriegsgefangenschaft für Rööfli. In den 400 Tagen verlor er seine Ressentiments gegenüber schwarzhäutigen Menschen. Die «Neger», so sagt er noch heute, waren die Anständigsten. Andere Schweizer bestätigen das. Auf die amerikanischen «Neger» lassen sie nichts kommen. Hingegen seien die Franzosen noch schlimmer gewesen als die weissen Amerikaner, fast so schlimm wie die Russen. Glück habe gehabt, wer von den Engländern gefangen worden sei; nur die «Neger» seien noch anständiger gewesen als die.



Und natürlich hatten die Polizisten den Rööslü auch nicht vergessen; ein alter Bekannter, den sie nun – nicht ohne eine gewisse Schadenfreude – weisungsgemäss verhörten. Das Gossauer Polizeikommando hatte schon immer gewusst, wie Rööslü noch enden würde eines Tages, und heute war dieser Tag.

Rööslü musste seine Geschichte zu Protokoll geben. Er verschwieg und beschönigte nichts, verweigerte aber auch die Reue, möglicherweise aus Trotz; den alten Widersachern wollte er keinen Gefallen tun.

Die lasen ihm dann jenen Brief vor, den er nach seiner Ankunft in Deutschland einem Freund geschrieben hatte, «Salü Schaggi... das Judengesindel... Feind der Menschheit... das sind die Vaterlandsverräter, die die Blutsverwandtschaft zwischen dem deutschen und dem Schweizervolk verleugnen wollen...»

«Was sagen Sie zu diesem Brief, der heute allerdings uns wie ein Witz anmutet?» fragten die Gossauer Polizisten.

«Ich war damals begeistert vom Dritten Reich», sagte Rööslü, «ich hatte Arbeit und konnte anständig leben.»

«Ist Ihr jetziger Aufenthalt in der Schweiz nur als Besuch aufzufassen, oder haben Sie Ihre Meinung geändert?»

«Nach Verbüssung der Strafe gedenke ich in der Schweiz zu bleiben und zu arbeiten. Schon während meiner Dienstzeit bei der Waffen-SS in Finnland begann meine Sympathie zum Nationalsozialismus zu schwinden. Von Kameradschaft, wie sie in Propagandafilmen gezeigt worden ist, war nicht viel zu merken. Als Ausländer wurden wir auch nicht als vollwertig genommen, auf jedem Gebiet glaubten die Deutschen, uns und der ganzen Welt überlegen zu sein. Heute habe ich mich total vom Nationalsozialismus abgewandt», sagte Rööslü, «bin aber nach wie vor anti-kommunistisch eingestellt. Ich bin zur Überzeugung gekommen, dass Demokratie, wie wir sie in der Schweiz haben, immer noch das Beste ist. Nach Verbüssung der Strafe werde ich meine Frau zu mir nehmen und will meine Ruhe haben.»

Die Untersuchungshaft war mild; manchmal durfte er auf dem Gefängnishof Holz hacken. Besucht wurde er von niemandem. Einmal kam aber der Untersuchungsrichter, um ihm mitzuteilen, dass er damals nach seiner Flucht zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt worden war.

Wenn Sie das Urteil annehmen, sagte der Offizier, wird es vollstreckt; wenn nicht, wird ein neues Verfahren eröffnet.

Rööslis wird erschrocken sein über die zweieinhalb Jahre.

Ich nehme das Urteil nicht an, sagte er, hoffte wahrscheinlich, jetzt in Friedenszeiten werde nicht mehr so streng gestraft wie während des Kriegs.

Wie Sie wollen, sagte der Untersuchungsrichter, dann eröffnen wir also ein neues Verfahren. Und jetzt, Herr Rööslis, gebe ich Ihnen noch den Rat, bei der Verhandlung nicht viel zu sagen. Das macht sich nicht gut...

Bald darauf tagte in Basel das Divisionsgericht 4; ein Oberstleutnant, als Vorsitzender, zählte Rööslis Vergehen auf – illegaler Grenzübertritt, Dienst in fremden Heeren, Missachtung von Bundesratsbeschlüssen, Verschleuderung militärischen Materials...

Dann sagte er: Der Angeklagte war seit jeher ein Tunichtgut und primitiver Charakter.

Das stimmt nicht! kam es von Rööslis.

Ein primitiver Charakter, wiederholte der Oberstleutnant.

Zwei Tage nach der Verhandlung schrieb die Gossauer Zeitung: «Strafmildernd wurden vom Divisionsgericht die harte Jugend des Angeklagten (er lebte zeitweise in einer Knabenerziehungsanstalt) und sein Zugeständnis hinsichtlich seiner nationalsozialistischen Gesinnung berücksichtigt.»

Er wurde verurteilt zu 15 Monaten Gefängnis, 5 Jahren Ehrverlust und zum Ausschluss aus der Armee.

Im Gefängnis benahm er sich gut. «Er wurde anfänglich bei landwirtschaftlichen und Kieswerkarbeiten beschäftigt», schrieb die Direk-

tion im Führungsbericht. «Er war dabei fleissig, ruhig und zuverlässig. Vor einiger Zeit konnten wir ihn deshalb in die Küche versetzen. Auch da verhielt sich Rööslı sehr gut. Der Anstaltsordnung unterzog er sich willig.»

Nach 10 Monaten bat er um vorzeitige Entlassung. «Meine Verfehlungen, die ich teils wegen meiner damaligen politischen Gesinnung, teils aus persönlichen Gründen beging, sehe ich voll und ganz ein, und ich bin überzeugt, dass es das erste und letzte Mal war, dass ich straffällig wurde.»

Bewilligt.

Mitte 1947 war Rööslı frei; allerdings wurde er unter Schutzaufsicht gestellt, musste sich regelmässig melden bei der Polizei. Und er blieb vorerst in Gossau, fand Arbeit in einer kleinen Fabrik, wurde auf der Strasse nicht mehr gegrüsst, selbst von den wenigen ehemaligen Freunden nicht. In den Wirtshäusern war kein Stuhl frei für ihn, und die Kinder starrten ihn an. Man hatte ihnen gesagt, passt auf, der war im Schwabenland beim Hitler, und wer weiss, was er jetzt vorhat.

## 6

Wipf zählte die Tage; zehn waren es noch, zehn und dann Adieu. Am nächsten Morgen waren es neun.

An diesem neuntletzten Tag war Wipf wie immer draussen auf dem Gutsbetrieb der Anstalt. Er hatte bei den Aufsehern Farbe und Pinsel gefasst und strich Fensterrahmen neu. Aus dem Farbkübel stieg bei diesem heissen Wetter ein prickelnder Dampf, der nach Äther roch. Wipf hatte herausgefunden, dass dieser Dampf ein wenig wie Bier war; man bekam einen sturmen Kopf, wenn man ihn tief einatmete.

Er war also nicht ganz nüchtern, als zwei Aufseher erschienen, sagten, er müsse mitkommen, es sei Polizei da aus Zürich.

Wipf ging voran, über die Weide, mit seltsam tauben Beinen. War es die Affenhitze, der Farbdampf? Beides wahrscheinlich und die Angst.

Was wollten diese Polizisten von ihm? Kamen extra aus Zürich...

Unten in der Anstalt wurde er in den Besucherraum geführt, zu den Zürcher Polizisten.

Sie fragten ihn, ob er Wipf Eugen sei, geboren am 12. Dezember 1916.

Er bestätigte es.

Legen Sie bitte Ihre Hände flach auf den Tisch, sagte nun einer der Beamten.

Wipf könnte einen Moment gezögert, gezweifelt haben, ob er richtig gehört hatte.

Dann tat er es.

Die Beamten traten näher und schauten seine Hände an.

Einer notierte etwas auf einen kleinen Block.

Das war alles.

Wipf durfte wieder zu seinen Fensterrahmen. Er pinselte jetzt wahrscheinlich besonders fleissig und exakt.

Was war mit seinen Händen?

Er schaute sie sich an und kam nicht dahinter, konnte nichts Ungewöhnliches entdecken; sie waren wie immer, fand er.

Und die Polizei kam extra aus Zürich, um sie sich anzusehen?

Was hatte der notiert, der eine?

Nur noch neun Tage, könnte er sich gesagt haben.

War es wegen Hinzert? Aber wenn sie es wussten, warum sagten sie es nicht?

In der Kantine, beim Abendessen, war er schweigsamer als sonst, beschäftigt. Er beobachtete die Aufseher, um herauszufinden, ob sie ihn beobachteten, ob etwas im Tun war. Plötzlich kamen zwei von ihnen fast im Marschschritt in den Essraum, bogen um die Tische

und hielten geradewegs auf ihn zu, rauschten aber vorbei, verschwanden in der Küche.

Es war nichts.

Alles Einbildung, könnte Wipf gedacht haben. Diese Zürcher Polizisten hatten vielleicht Freude an Händen!

Er lockerte sich; es war ja nichts.

Nur noch neun Tage.

Und am anderen Morgen noch acht, von Dienstag bis Dienstag. Wipf stellte sich vielleicht vor, wie er am übernächsten Mittwoch als erstes eine kalte Flasche Bier trinken würde und noch eine, je nach Lust und Laune.

Er rasierte sich am Trog, frühstückte, alles wie sonst. Dann wollte er antreten zur Arbeit.

Und jetzt geschah es, das ganz und gar Unübliche, das Wipf mehr alarmierte als gestern die Händeschau. Man sagte ihm nämlich, er müsse in die Zelle zurück, werde heute nicht arbeiten.

Da war etwas im Tun, kein Zweifel.

In der Zelle wartete er, und vielleicht redete er sich ein, es komme alles gut, es könne gar nicht anders sein, alles habe nur mit seiner Entlassung zu tun, irgendwie, und dann tönte das Zellschloss; ein Wärter führte ihn durch Korridore hinaus auf den Vorplatz.

Wipf stieg in den Polizeiwagen, wurde weggefahren, vorbei an der Scheune, in der die Fensterrahmen trockneten, und weiter nach Zürich, ins Büro 103 der Bezirksanwaltschaft, wo Inspektor Hess von der Bundespolizei auf ihn gewartet hatte.

## 7

Im Frühling 1946 begegnete der Zürcher Verleger Emil Oprecht zufällig einem Bekannten aus Luxemburg. Der machte ihn aufmerksam auf einen Schweizer, vermutlich Zürcher, der Wipf heisse; ein Name, den viele Luxemburger nie vergessen könnten.

Warum nicht? wird Oprecht gefragt haben.



Nachdem er nun wusste, was diesem Wipf vorgeworfen wurde, liess es ihm keine Ruhe. Lebte der Mann noch? Und wo? Vielleicht wusste die Bundesanwaltschaft mehr, und falls nicht, musste man sie ohnehin sofort informieren.

Oprecht schrieb also einen kurzen Brief und unter anderem: «Als besonderes Merkmal sollen ihm an einer Hand einige Fingerspitzen fehlen.»

Der Brief blieb in der Bundesanwaltschaft längere Zeit liegen, unbeachtet. Wipf stellte schon sein erstes Gesuch um Entlassung. Die Zeit drängte, aber niemand wusste das, weder Oprecht noch Inspektor Hess, der nun – vielleicht wiederum zufällig – das Schreiben las und einige Nachforschungen anstellte über den Verbleib des Wipf; ergebnislos. Ein Wipf konnte nirgends festgestellt werden, war vielleicht tot oder im Ausland. Er wurde aber, sicherheitshalber, zur Fahndung ausgeschrieben, zur erfolglosen natürlich, denn dort, wo Wipf im Augenblick lebte, in der Strafanstalt Regensdorf, hätte die Bundespolizei zuletzt nach ihm gesucht.

Eines Tages erfuhr es Inspektor Hess dann aber doch und auch, dass Wipf bald entlassen werde.

Hess hatte von Oprecht inzwischen Zeugenaussagen zugeschickt bekommen, schwerwiegende Anschuldigungen von ehemaligen Häftlingen. Wenn nur die Hälfte davon stimmte, war dieser Wipf ein Kriegsverbrecher, wie ihn die Schweiz bisher nicht gesehen hatte. Aber Hess brauchte, um die vorzeitige Entlassung zu verhindern, eidesstaatliche Aussagen; diese schriftlichen Behauptungen hier nützten ihm nichts.

Und ein weiteres Problem: noch stand gar nicht fest, dass jener Wipf in Regensdorf identisch war mit dem Lagerältesten von Hinzert, «...sollen ihm an einer Hand einige Fingerspitzen fehlen» – Hess schickte zwei Beamte nach Regensdorf, die feststellten: «Ihm fehlen an der linken Hand die vorderen Glieder des Ring- und Mittelfingers.»

Nun war ein Irrtum praktisch ausgeschlossen: Wipf war Wipf, der mutmassliche KZ-Mörder.

Im Büro 103 der Zürcher Bezirksanwaltschaft begann Hess mit der Befragung, übrigens ohne Wipf zuvor den Grund genannt zu haben.

«Zu Ihrer Person...», sagte Hess.

«Ich bin in Dorf, Kanton Zürich, geboren und bin dort bis zum 1. Schuljahr aufgewachsen.»

«Und weiter?»

Wipf erzählte Lebensdaten.

«Und nun zu Ihrem Aufenthalt in Deutschland ab dem 5. August 1940.»

«Via Waldshut kam ich nach ca. 14 Tagen in Stuttgart an», sagte Wipf, berichtete, wie es ihm ergangen war, Gestapo, Gefängnis und so weiter. «Ungefähr im November 1941 kam ich mit anderen Gefangenen nach dem SS-Sonderlager Hinzert.»

Also stimmt es, könnte Hess gedacht haben. Und sicher war er neugierig, was Wipf über Hinzert erzählen würde.

Es war nicht viel; er habe dort wegen guter Führung einen Posten bekommen, Dolmetscherdienste, habe auch für Ruhe und Ordnung sorgen müssen, dann sei er in die Waffen-SS gezwungen und entlassen worden, und dann bei St. Margrethen wieder in die Schweiz gekommen.

«Haben Sie eventuell noch etwas Spezielles aus dem Lager in Hinzert zu berichten?» fragte Hess.

«Nein.»

«Haben Sie diesem Protokoll irgendetwas beizufügen oder zu berichtigen?»

«Ich habe weder etwas zu berichtigen noch beizufügen. Nach meiner Ansicht habe ich alles gesagt, was die Bundespolizei interessieren dürfte.»

Daraufhin sagte Hess: «Über Ihre spezielle Tätigkeit als Lager-Capo im KZ-Lager in Hinzert haben Sie uns bis jetzt Verschiedenes unterschlagen.»

Die Befragung war in gewissem Sinn ein Misserfolg. Wipf hatte zwar zugegeben, dass er die Gefangenen «streng, ja sogar brutal» behandelt hatte, aber: «Es ist mir kein Fall bekannt, wo ein Häftling nach meiner 'Behandlung' gestorben wäre.» Alles «geschah immer nur auf Druck von oben». Er plädierte also auf Notwehr, und was hatte Hess in der Hand? Viele schriftliche Zeugenaussagen von Leuten, die er nie gesehen hatte. Genausogut hätte das Ganze ein perfides Komplott sein können gegen einen Unschuldigen. Hess wäre wahrscheinlich am liebsten selbst und sofort nach Frankreich und Luxemburg gereist, um die Zeugen zu befragen; das war aber aus mir verborgenen Amts- oder Völkerrechtsgründen nicht möglich. Er ersuchte das Eidgenössische Politische Departement, via die Schweizer Gesandtschaft in Paris eine Abhörung zu veranlassen oder sie zu ermöglichen.

DRINGLICH stempelte er auf das Gesuch.

Und er wartete auf Antwort, die Tage vergingen. Nichts geschah, und dringend musste doch der Lagerarzt Dr. Chabaud vernommen werden, ein Zeuge, den Wipf selbst genannt hatte: der Doktor werde seine Aussagen bestätigen, seine Unschuld bezeugen.

Dieser Chabaud ging Hess nicht aus dem Kopf. Wie respektvoll Wipf von ihm gesprochen hatte; der Doktor, der Professor wird mir helfen! Und obwohl Hess zu diesem Zeitpunkt nicht wissen konnte, wie Chabaud zu Wipf stand und ob er ihn am Ende nicht tatsächlich entlasten würde, setzte er alles auf diese Aussage, war er überzeugt, dass sie der Schlüssel war.

Es muss Gespür gewesen sein...

Und dann Rückschläge. Vier Wochen nach seinem dringlichen Gesuch hiess es, dieses sei leider versehentlich nicht weitergeleitet worden nach Paris.

Dann die Nachricht, Chabaud sei soeben schwer verunfallt, nein, lebensgefährlich nicht, aber er werde Wochen im Spital sein. Wieder verrann Zeit, Zeit, die Hess nicht hatte; man konnte Wipf nicht ewig

in Untersuchungshaft halten, und für ein neues Hafterstreckungsge- such fehlten Hess die eindeutigen Beweise. Was hatte der Mann denn schon zugegeben bisher? Einige Schläge auf Befehl der SS, Ohrfei- gen – das genügte nicht.

Und immer noch keine Antwort von der Schweizer Gesandtschaft in Paris. Es musste jetzt aber vorwärts gehen; Hess telephonierte direkt mit der Préfecture de Police, dessen Direktor, Monsieur Riou, selbst in Hinzert gewesen war, wie sich herausstellte, zur völligen Verblüf- fung des Inspektors. Riou sagte – und das war die schlechte Nachricht – Dr. Chabaud, mittlerweile wiederhergestellt, reise in den nächsten Tagen ab nach Shangai. Dann aber bat er seinen Amtskollegen, doch so rasch als möglich selbst nach Paris zu kommen und sich um die Formalitäten zu foutieren; er, Riou, werde alles regeln.

Und Hess reiste. Im buchstäblich letzten Moment – der Professor sass schon auf seinen Koffern – konnte er Chabaud befragen, endlich.

«Ich möchte gleich hier verraten», schrieb Hess später in seinem Bericht, «dass gerade diese Abhörung von Dr. Chabaud ausschlag- gebend war, um von Wipf ein zum Teil umfassendes Geständnis zu erwirken.»

## 10

Eigenartig. Zweimal war Wipf ausführlich verhört worden, und stets hatte er jede direkte Beteiligung an Morden abgestritten. Nun kehrte Hess aus Paris zurück und las ihm aus Chabauds Aussage vor, etwa diese Stelle: «Es ist reine Tatsache, was die andern Zeugenaussagen gegenüber Wipf ergeben haben, ja, Wipf hat sogar viel mehr ge- macht.»

Wipf hörte es sich schweigend an.

Dann gestand er fünf Morde.

## 11

«Ich konnte nicht sterben, ich hatte Angst», sagte Wipf vor Gericht.

Die Hauptverhandlung dauerte vom 30. Juni bis zum 6. Juli 1948. Es wurden vier Zeugen aus Paris, 20 aus Luxemburg vorgeladen. Einer von ihnen sagte: «Wipf war ein Schweizer, und wir begriffen es nicht. Unter ihm wurden wir irre an der Schweiz.»

«Ich weiss», sagte Wipf, «dass eine Strafe sein muss, aber nur dort, wo ich tatsächlich gestanden habe, dass ich mithalf.»

Er wurde wegen 14 Morden verurteilt zu 20 Jahren Zuchthaus, der gesetzlichen Höchststrafe.

Vielen im Land war sie mild.

Strang und Erschiessung wurden diskutiert.

Man las die Zeitungen, die Schlagzeilen.

«Eugen Wipf, das KZ-Scheusal»

«Mörder unter uns»

«Quälmeister Wipf»

«Wipf gesteht: Ich war ein Rohling»

Einige Juristen verlangten, der Fall Wipf müsse zu einer Ergänzung der Gesetzgebung im bürgerlichen oder militärischen Strafrecht der Schweiz führen.

Wäre er doch in Nürnberg von den Alliierten gerichtet worden! hörte man oft.

«Wir verlangen Auskunft!» schrieb «Die Nation» und kritisierte, «dass die Auffindung dieses Verbrechers einem reinen Zufalle zu danken war, ist dieser doch wie durch ein Wunder erst entdeckt worden. Warum hat die Polizei seine Angaben über seinen Deutschlandaufenthalt nicht geprüft? Wieviele Schweizer Nazis haben wohl noch so eine Vergangenheit?»

## 12

«Sowieso ganz falsche Darstellung! ad acta», schrieb Inspektor Hess mit Rotstift über den oben erwähnten Zeitungsartikel, den er ausge-

schnitten und auf ein Blatt Schreibmaschinenpapier geklebt hatte wie alles, was über den Fall geschrieben wurde.

Wenige Wochen später schnitt er wieder etwas aus, eine kleine Meldung unter «Vermischtes», und er befeuchtete sie mit Leim, zentrierte sie sehr genau in die Mitte des Grundblatts und wird sie dann provisorisch festgedrückt und schliesslich – vielleicht mit einem Briefbeschwerer – sauber flachgeklebt haben.

Eugen Wipf war Anfang September 1948, nachdem er nur zwei Monate seiner 20jährigen Strafe verbüsst hatte, in Regensdorf an einer akuten Blutzersetzung gestorben.

## XXII

# Büelers Fehler

1

Und wie geht es Heinrich Büeler im Juni 1946? Er ist noch bei den Franzosen im Lager Balingen, aber die Sieger behandeln ihn gut, mittlerweile, sie schätzen seine Dienste. Der Steinbruch ist weitab, die Hand wieder heil, die ihm zerquetscht worden war von einer umgekippten Lore, damals, als er noch im Zementwerk hatte arbeiten müssen. Jetzt genießt er Vorrechte, geht ein und aus im Haus des Lagerkommandanten, er ist ja Deutschlehrer der Gattin. Eingesperrt ist er nicht, er darf das Lager verlassen, hat einen «laissez-passer-permanent», nur zurückkehren muss er, spätestens um zwölf. Er könnte fliehen, hat aber keinen Grund dazu. Es scheint, dass er abwarten will, wie sich die Dinge entwickeln. Verschiedenes ist möglich.

Er könnte nach der Entlassung in Deutschland bleiben, vielleicht sogar wieder arbeiten auf seinem Beruf, als Rechtsanwalt; er müsste sich nur ins deutsche Strafrecht einlesen, Prüfungen bestehen, die Zulassung, das wäre leicht, das traut er sich zu. Und bis es soweit wäre, würde er auf dem Landratsamt der Stadt Ehingen als Übersetzer arbeiten – der Landrat hat ihn ja förmlich darum gebeten. Ja, warum nicht hierbleiben, wird er sich fragen, Deutscher ist er ja, seit 1943, war damals eingebürgert worden wegen seiner Verdienste für das Dritte Reich.

Er könnte aber auch den Franzosen zusagen, die ihn gern in ihre Dienste geholt hätten, zunächst als Dolmetscher, später als Offizier der Fremdenlegion. Viele ehemalige Führer der Waffen-SS haben sich bereits dafür entschieden und auch Soldaten, Schweizer, die im

Kriegsgefangenenlager sich rekrutieren liessen und nun, in anderer Uniform, in Indochina stehen oder anderswo.

Oder aber zurück in die Schweiz...

Es gibt Briefe, die ihn dazu ermutigen, Briefe von Johanna, seiner Frau, die sich vor einem Jahr hat scheiden lassen und nun doch wieder schreibt, ihn schier lockt, er solle heimkehren. Er kann es sich vielleicht nicht recht erklären; scheinbar hängt sie doch noch an ihm, vielleicht der Kinder wegen oder weil der Krieg vorbei ist und alles in einem neuen Licht gesehen wird, auch die Fehler der Vergangenheit.

## 2

Ich kann nur vermuten, warum Johanna, die fünf Jahre von ihm getrennt gewesen war und längst ein Leben führte, in dem Büeler allenfalls noch ein Schatten war, warum diese Frau nun wieder aufschloss zu ihm – aus Treue? Eine Art Treue mag es gewesen sein, Prinzipientreue: Man hält zu seinem Mann, auch wenn er es nicht mehr ist. Sie selbst dachte wahrscheinlich so, aber es wurde ihr auch abverlangt, von Büelers Vater und seinem Bruder. Diese beiden Männer hatten ihren Heinrich nie aufgegeben und nichts Falsches gesehen in seiner Flucht nach Deutschland, seinem Dienst in der Waffen-SS, seiner politischen Überzeugung – der Vater aus Liebe nicht, der Bruder, ein Schweizer Offizier, seiner Gesinnung wegen nicht, die sich von derjenigen Heinrich Büelers nur in der letzten Konsequenz unterschied.

Dass Johanna sich nach Büelers Flucht von ihm abgewandt hatte, war für die beiden Herren Verrat gewesen, zumindest nixenhafte Unzuverlässigkeit. Aber sie hatten es Johanna nicht allzusehr spüren lassen, denn immerhin – das liess sich nicht wegdiskutieren – hatte er sie verlassen, nicht sie ihn. Und dann die Kriegswirren: Schon der Kinder wegen hätten der Vater Adolf und der Bruder Hermann von Johanna schlecht verlangen können, sie solle gefälligst ihrem Mann nachfolgen – ins bombardierte Deutschland.

Aber jetzt herrschte Frieden. Heinrich, der Sohn und Bruder, litt in Gefangenschaft, musste zurückgeholt werden in die Heimat und



wiedervereint mit seiner Familie, seiner Frau, für die es jetzt – nach Adolfs und Hermanns Meinung – keinen Grund mehr gab, weiterhin geschieden zu sein. War nicht seine Flucht ins Dritte Reich eigentlicher Scheidungsgrund gewesen? Nun, dieses Reich gab es jetzt nicht mehr; Frau und Mann konnten wieder zusammengehören, wie es sein musste.

Johanna selbst empfand das wahrscheinlich so, wie gesagt; hier wirkte vermutlich eine Erziehung zur Selbstlosigkeit, aber sie war auch eine gute Rechnerin und in jener Zeit angewiesen auf Geld von Büelers Vater. Das machte nun alles so schwierig: Von ihrem Mann hatte sie sich getrennt, aber von seiner Familie nicht, wiederum wahrscheinlich der Kinder wegen, die an ihrem Grossvater und Onkel hingen.

«Du sagst, Vater und Hermi sollen mir doch beistehen», schrieb sie einem Heinrich Büeler, den sie in den vergangenen fünf Jahren manchmal ganz vergessen hatte. «Sie stehen mir schon bei, aber auf ihre Art. Man kann die Menschen nun einmal nicht ändern, so wie man sie gerne sehen möchte. Das ist alles, was ich darüber sagen möchte.»

Und sie bat ihn zurückzukehren in die Schweiz, es werde alles gut.

### 3

Es waren zuversichtliche Briefe, die Büeler in Balingen las; auch der Bruder machte ihm Mut. Er habe mit der Eidgenössischen Fremdenpolizei verhandelt und mit dem Schweizer Konsulat in Tettngang; man sei bereit, ihn, Büeler, in die Schweiz einreisen zu lassen. Zwar müsse er sich dann «den Gerichts- und Vollzugsorganen des Bundes zur Verfügung stellen». Es werde zum Prozess kommen; aber wir alle stehen dir bei in dieser schweren Zeit, schrieb der Bruder sinngemäss, so dass du es durchstehen wirst mit Würde.

In Deutschland war Büeler allein; die alten Freunde, Bekannten lagen in Russland, waren verschollen oder in Gefangenschaft. Und nun erreichten ihn diese warmen Zeilen aus der Heimat, die Familie rief ihn, und es wird ihn sehr bewegt haben. Jedenfalls bat er im Herbst 1946 den Kommandanten der örtlichen Sûreté, ihn den Schweizer Behörden zu überstellen; er wolle heim.

#### 4

Am 29. Oktober übergaben ihn die Franzosen in Kreuzlingen der Kantonspolizei, und tags darauf wurde er nach Zürich gefahren, ins Bezirksgefängnis, zu einem ersten Verhör. Die Fragen stellte ein alter Bekannter, Hauptmann Gloor, ein strenger Untersuchungsrichter, der Büeler schon während seiner Inhaftierung 1941 zu schaffen gemacht hatte.

Nein, mit Wangenkuss wurde er nicht empfangen in der Schweiz und hatte sich das auch nie eingebildet. Aber mit so schweren Anschuldigungen hatte er nicht gerechnet. Gloor machte ihm zwar keine direkten Vorhaltungen, fragte nur, ohne zu kommentieren; aber diese Fragen zielten gewissermassen zu hoch. Gloor stellte ihn ganz offensichtlich auf eine Stufe mit dem zur Zeit verschollenen ehemaligen Chef der Germanischen Leitstelle, dem Obersturmbannführer Franz Riedweg, so als sei er, Büeler, dessen rechte Hand gewesen. Ein gefährliche Überschätzung, denn Riedweg wiederum hielt man – wie Büeler herauszuhören meinte – für den eigentlichen Ratgeber Himmlers in Sachen Schweiz, so dass er selbst gewissermassen zum kleinen Finger der rechten Hand Himmlers aufstieg, obwohl er diesen Menschen nie persönlich kennengelernt hatte.

Er, Heinrich Büeler, war verloren. Das wird er schon am ersten Tag begriffen haben; verloren, weil man ihm eine Bedeutung unterstellte, die er nie gehabt hatte.

Dass die Bundesanwaltschaft ihn überschätzte, wird verständlich, wenn man daran denkt, wie mächtig das Dritte Reich einst gewesen

war und wie gefürchtet, auch in der Schweiz, wo man nun einen wie ihn, einen subalternen Mittäter, Untersturmführer, Unterabteilungsleiter mit dem Moloch gleichsetzte, dem er gedient hatte.

Büeler war verloren, einmal zurecht, denn das Hitlerwerk hatte gerade der kleinen Rädchen wegen funktioniert, und einmal zu unrecht deshalb, weil er in eine Schweiz zurückkehrte, die jahrelang hatte ängstlich stillhalten müssen und sich nun rachsüchtig aufbäumte. Nach Deutschlands Niederlage waren ortsbekannte Hitlersympathisanten verprügelt worden in vielen Schweizer Dörfern, Schaufenster waren eingeworfen und Hunde solcher Herrchen totgeschlagen worden. Und wenn es in diesem Klima schon reichte, dass einer dem Hitler das Wort geredet hatte, wie wurde dann erst der aufgenommen, der frisch aus Deutschland kam, direkt von Himmlers Waffen-SS, und der noch dazu, scheint's, vorgesehen gewesen war als Polizeichef in der besetzten Schweiz! Der musste zünftig büssen. Etwas anderes hätte das Volk nicht verstanden.

Ich übrigens auch nicht.

## 5

Büeler war überzeugter Unschuldiger. In den Monaten bis zu seinem Prozess verfasste er Verteidigungsschriften, Abhandlungen über die Germanische Leitstelle, Essays über die Waffen-SS, den Nationalsozialismus; täglich muss er viele Seiten geschrieben haben, denn sie gehen in die Hunderte. Er habe doch nicht für Deutschland gekämpft, sondern für Europa, für die Schweiz. Er selbst sei doch verraten worden von Hitler und den anderen «Minderwertigen», die den Nationalsozialismus zugrunde gerichtet hätten. Regelmässig nahm er auch Riedweg in Schutz, aus Überzeugung, sicher aber auch aus Kalkül, denn Riedweg, wie gesagt, war der Hauptangeklagte schlechthin, der höchste Landesverräter, Sauhund und Drahtzieher, und Büeler wurde eng mit ihm in Verbindung gebracht. Riedweg sei doch bei höchsten

SS-Stellen in Ungnade gefallen, schrieb er, gerade auch auf Betreiben seines Vorgesetzten, des SS-Gruppenführers Gottlob Berger.

«Einige weitere Gedanken für die Verteidigung», schrieb Rechtsanwalt Büeler dem Kollegen, der ihn vor Gericht vertreten würde; man müsse auch erwähnen, dass er 1943 in Berlin oft jungen Juden und Jüdinnen begegnet sei, die in einer ausgedehnten Gemüsekultur gearbeitet hätten, und zwar ohne Judenstern.

«Sie waren freie Arbeiter.»

Bewies das nicht, dass er, Büeler, nie ein Auschwitz-Nationalsozialist gewesen war, keiner dieser «Minderwertigen», sondern ein wahrer, der sich freute, wenn Juden ohne Stern leben durften?

Hundert und mehr Seiten schrieb er, jede einzelne in der Hoffnung, das Gericht, die Schweiz, die Welt werde, wenn er es ihr nur klarzumachen verstand, endlich begreifen, dass er in ihrem Interesse gehandelt, folglich das Richtige getan hatte, für das man ihn jetzt nicht bestrafen durfte, nicht so streng jedenfalls, wie man es vorhatte.

Er warnte gewissermassen vor einem Justizirrtum.

## 6

«Wie die Strafe auch immer ausfallen möge, so flehe ich, dass die Vorsehung Dir die Kraft und den Muth gebe, sie gefasst und mutig auf Dich zu nehmen», schrieb ihm der Väter im Dezember 1946, ein Jahr vor Prozessbeginn ins Gefängnis.

Auch Johanna schrieb. «Du sagst, meine Briefe nach Balingen seien zuversichtlicher als die hiesigen gewesen. Vergiss aber nicht, dass ich mich nach Balingen nicht so offen aussprechen konnte und wollte, weil ich fand, die dortigen französischen Stellen hätten mit allen Einzelheiten nichts zu tun. Ich konnte Dir nur 'durch die Blumen' andeuten, was Du nach einer eventuellen Rückkehr hier zu erwarten hättest.»

Nichts hat sie angedeutet, könnte Büeler gedacht haben. Auch der Bruder Hermann nicht. Und das, obwohl sie doch offenbar im Bild gewesen waren, die Stimmung in der Schweiz gekannt hatten.

Wenn ich nur gewusst hätte, was mich hier erwartet, schrieb er oft, ich wäre nicht zurückgekommen!

«Meine hiesige Offenheit», schrieb Johanna, «besagt unter keinen Umständen, dass sich meine Hilfsbereitschaft auch nur im geringsten verringert hätte. Wir haben Dich nie vergessen und werden Dich auch nie vergessen.»

Büeler wollte das glauben, aber er zweifelte.

Es ging ihm jetzt oft miserabel in der Haft: die Nerven.

«Frag Dich nicht, ob du noch normal seiest», schrieb Johanna.

Nächtelang lag er wach, zitterte, konnte keinen Gedanken behalten, schrak plötzlich auf, meinte, er habe geschlafen, DIE RECHTE HAND HIMMLERS, VORBEREITUNGEN FÜR DIE POLITISCHEN OPERATIONSPLÄNE GEGEN DIE SCHWEIZ

DOKTOR HEINRICH BÜELER, ERHEBEN SIE SICH, SIE SIND ANGEKLAGT DER WERBUNG FÜR DIE WAFFEN-SS, DER VORSCHUBLEISTUNG DER ANWERBUNG, DES VOLL-ENDETEN ANGRIFFS AUF DIE UNABHÄNGIGKEIT DER EID-GENOSSENSCHAFT UND WERDEN VERURTEILT ZUM TOD DURCH ERSCHIESSEN. Nein! schrie Büeler und warf vielleicht das Blechgeschirr an die Mauer, hämmerte mit den Fäusten an die Zellentür – jedenfalls verfügte der Präsident des Bundesstrafgerichts ein halbes Jahr vor Prozessbeginn eine «Untersuchung des Geistes-zustandes».

«Ich sehe nur allzuklar», schrieb Johanna, «dass es nach Deiner zukünftigen Freilassung noch nicht so einfach sein wird, innert kürzester Frist wieder zu einer befriedigenden Tätigkeit und zu einem ausreichenden Verdienst zu kommen. Aus diesem Grund bin ich auch gezwungen, die Umsiedlungspläne ins Auge zu fassen.»

Das kam also noch dazu: Johanna zog zu ihrer Mutter ins holländische Wassenaar, fort von ihm, ausgerechnet jetzt, wo der Prozess

nahte. Sie würde ihn nur noch äusserst selten besuchen können in Regensdorf; sie verlässt das sinkende Schiff, könnte Büeler gedacht haben.

«Harry, lass den Kopf nicht hängen und wirf die Flinte nicht ins Korn...»

Johanna wusste so gut wie er, dass es für ihn, einen der prominentesten Landesverräter, in der Schweiz kein Leben mehr geben würde, keine Anstellung, noch nicht einmal in der hintersten Kaschemme als Küchenbursche.

## 7

Im Dezember 1947 machte das Bundesstrafgericht unter Bundesrichter Arnold dem abwesenden Franz Riedweg, Heinrich Büeler und 17 Mitangeklagten den Prozess. Das ganze Land sass im Zuschauer-raum, vertreten durch den Berichterstatter der Neuen Zürcher Zeitung und aller grossen Blätter, die ein paar Tage später das Urteil abdruckten: «Sämtliche Angeklagten sind schuldig des Angriffs auf die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft, also des politischen Landesverrats.»

Franz Riedweg wurde in contumaciam verurteilt zu 16 Jahren Zuchthaus.

Büeler, der zur Urteilsverkündung aufgestanden war in der ersten Reihe der Anklagebänke, vernahm, er sei verurteilt zu 8 Jahren Zuchthaus, zuzüglich 4 Jahren Zuchthaus gemäss der vom Bundesstrafgericht am 18. März 1944 verhängten Strafe, abzüglich der bereits erstandenen Untersuchungshaft.

Falls Büeler ruhig genug war, um zu rechnen, was ich bezweifle, kam er auf 10 Jahre und 10 Monate.

Am nächsten Morgen war er wieder in der Strafanstalt Regensdorf und verbüsste den ersten Tag. Es war auch der erste Tag einer erstaunlichen Gefängniskarriere und der erste der letzten Tage des damaligen Direktors und späteren Zürcher Regierungsrates Emil Reich,

der sich Ende der Fünfzigerjahre umbrachte, zum Teil wegen Büeler, wie einige behaupten.

## XXIII

# Scheue Menschen mit gutem Ruf

### 1

«Nach Verbüßung meiner Strafe in (...) habe ich zunächst in einer Fabrik in (...) gearbeitet. Nachdem ich dann eine schwere Brustfellentzündung überstanden hatte, ging ich mit meiner Frau nach Deutschland zurück, weil wir dort eine Wohnung zur Verfügung hatten. Über meine dortige Tätigkeit lege ich Original-Arbeitszeugnisse bei, die Sie mir bitte wieder zurückschicken wollen. Im Winter 62/63 hielt ich mich einige Monate in Zürich auf. Leider konnte ich keine Wohnung finden und trat daher meine alte Stelle bei der Brotfabrik (...) & Söhne wieder an. Seit Herbst 1964 bin ich endgültig in der Schweiz wohnhaft. Nach meiner Rückkehr in die Schweiz habe ich 1964/65 mit Erfolg einen kaufmännischen Kurs mit Diplomabschluss absolviert. Leider war es mir bis jetzt nicht möglich, eine gute Stelle zu bekommen. Nun habe ich mich um eine Stelle als (...) beworben. Ich stehe kurz vor der Prüfung für die Fahrbewilligung. Hierzu brauche ich aber einen Auszug aus dem Strafregister. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Sache beschleunigt erledigen könnten, damit für meine bevorstehende Fahrprüfung meine damalige Strafe nicht bekannt wird», schrieb Max Rööfli im Juni 1966 an das Eidgenössische Militärdepartement,

### 2

1994 traf ich Rööfli bekanntlich mehrmals in einem Restaurant, und dutzendfach verlangte er mir das Versprechen ab, seinen Namen nicht zu nennen, denn er habe jetzt einen guten Ruf.



Scheu sind sie, die Überlebenden; davon kann ich ein Lied singen.

Gewisse sagten zwar zu, und ich traf mich mit ihnen, meist in lärmigen Bahnhofbuffets, wo sie auftauten und aus dem Erzählen nicht mehr herauskamen, weil sie es jahrzehntelang selbst den engsten Freunden verschwiegen hatten, der Frau ein Kopfkissen weiter, den eigenen Kindern. Am nächsten Tag aber riefen sie an: Sie hätten es sich überlegt, nein, sie wollten jetzt lieber doch nichts gesagt haben, ich könne sie morgen leider nicht wie verabredet treffen, sie seien krank, Fieber, eine Grippe gehe um.

Im Allgemeinen sind sie aber noch recht gesund. Einer von ihnen gründet gerade eine Bank und ist nebenbei Honorarkonsul einer ins Exil verdrängten Inselregierung; ein anderer schrie am Telefon – denn er hörte nicht mehr gut –, er habe sein ganzes Leben dem Sozialismus geopfert, zum Hungerlohn für Theo Pinkus gearbeitet! Und er mache jetzt doch nicht mit bei meinem Buch, Freunde hätten ihm abgeraten. Ausserdem habe er gemeint, ich sei von der «Wochen Zeitung», der er, als seit Jahrzehnten Linker, allenfalls durchaus Auskunft gegeben hätte, aber der «Weltwoche» nicht. Diese habe Geld – wieviel ich denn für ein Interview bezahlen würde, das wolle er jetzt einmal wissen. Ich sagte, darüber könne man reden, worauf er es sich wieder zurücküberlegte und mich nun doch treffen wollte, in Albisrieden, Zürich, an der Endstation des 3er-Trams, von wo aus man dann in eine Waldhütte fahren werde zum Gespräch, welches er andertags absagte, endgültig.

A. wiederum war 17, als er zur Waffen-SS ging, und pensioniert, als ich mich an seinen Tisch setzte, in jenem Berner Restaurant, das ich Rööslü andgedichtet habe, den ich jeweils in einer von Bern weit entfernten Ecke der Schweiz traf. A. war nach dem Krieg Lehrer geworden, Unterstufe, und er trug ein Baskenkäpplein und erzählte, er habe seine Schülerinnen und Schüler unter anderem Lieder gelehrt aus dem SS-Liederhandbuch, in dem es nebst Politischem auch allerhand heute noch Singenswertes gebe. Er zeige mir gern Fotografien aus jener Zeit, er lade mich für übermorgen zu sich nach Hause ein.

Ich war froh, anderntags beim Abhören des Telefonbeantworters seine Stimme zu hören: ihm sei etwas dazwischengekommen, und bald reise er für lange nach Amerika.

Andere aber erschienen pünktlich am abgemachten Ort; naturgemäss alte, zum Teil lustige Grossväter, deren Erinnerung an jene Zeit sich im Verlauf des Gesprächs jeweils stark auffrischte, bis ihnen jede Granate, ja jede Krätzmilbe, unter der sie in Russland gelitten hatten, wieder klar vor Augen stand. Von dieser Krätzmilbe aber schwärmten sie, so wie sie schwärmten vom Kamerad, dessen Gehirn ihnen ins Gesicht gespritzt sei, eine Minute, nachdem er zu ihnen gesagt hatte, er werde gesund nach Hause zurückkehren, er fühle das.

Aber das muss doch furchtbar gewesen sein! sagte ich einmal. Und der Veteran nickte, mir zuliebe wahrscheinlich, denn er redete ja gar nicht vom Krieg, sondern von seiner Jugend.

An ihr, nicht etwa an Hitler oder dem Nationalsozialismus, halten alle, die ich kennenlernte, fest, an der Jugendzeit und an den Erfahrungen von Tod und Leben und der Zufälligkeit, mit der das eine kommt und das andere vergeht. Schrecken und Schmerz sind jetzt, aus der Distanz von 50 Jahren, wie Spreu, wie verblasen – übrig bleibt ein goldenes Korn, offenbar. Offenbar offeriert der Krieg jenen, die nicht umkommen, nicht verkrüppeln oder wahnsinnig werden – also statistisch gesehen den meisten Teilnehmern – ein Erlebnis, das im Nachhinein als unschätzbar empfunden wird.

Daran musste ich mich gewöhnen, als ich mit diesen Alten verkehrte, die so verklärt und uneinsichtig über das sprachen, was ich den 2. Weltkrieg nenne, sie aber «meine Jugendzeit».

Das ist übrigens auf beiden Seiten so; ich meine die alten Schweizer Spanienkämpfer, die sich im Gegensatz zu den Waffen-SSLern öffentlich zu erkennen geben, beispielsweise bei Podiumsdiskussionen, wo sie das Publikum ermüden mit ausführlichen Schilderungen von Kämpfen, Kanonen, Luftangriffen. Auch sie vermögen sich plötzlich zu erinnern an die Beschriftung einer Munitionskiste und halten das

für mitteilenswert, denn diese Kiste gehört zu ihrer Jugend; das wird vom Publikum oft nicht verstanden.

Das ist das eine.

Das andere war meine Verblüffung darüber, wie austauschbar diese alten Herren sind, wenn sie vom Krieg berichten – dann klingen die Spanienkämpfer wie die Waffen-SSler. Wie könnte das auch anders sein; aus unterschiedlichen Gründen waren sie in den Krieg gezogen, der eine für Hitler, der andere für den Sozialismus, aber im Moment des Kampfes hatten sie dasselbe getan, das gleiche erlebt – eine vollkommene Übereinstimmung. Die Front trennte sie nicht, sondern führte sie zusammen, dort, wo der Kommunismus des einen sich vom Nationalsozialismus des anderen nur durch die Schussrichtung unterschied, möchte ich behaupten.

### 3

1966 schrieb Rööslü also ans Militärdepartement, bat, man möge seinen Namen im Strafregister löschen. Er hatte einige Jahre in Deutschland gelebt, mit seiner Frau Anna, Kinder bekommen, aber immer wieder hatte es ihn in die Schweiz gezogen, und nun wollte er sich endgültig hier niederlassen und unbescholten sein.

Das Militärdepartement forschte seinen Lebenswandel aus, erkundigte sich bei der Kantonspolizei Zürich, die im Juni 1966 meldete:

«Finanzielle Verhältnisse: 1965 Einkommen 18'100.–, Vermögen 46'000.– An den Steuerbetrag wurde bisher ein Drittel bezahlt. Für den Rest hat der Genannte Stundung verlangt.»

Auch die Aargauer Kantonspolizei wurde angefragt und wusste Folgendes: «In der Gemeinde Rudolfstetten war er von 14.7.64-30.11.64, soll angeblich Ferien gemacht haben. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, arbeitete der Genannte während seines Wohnaufenthal-

tes in Rudolfstetten nichts. Es liegt aber nichts gegen ihn vor. Bei den zuständigen Gemeindebehörden ist jedoch allgemein bekannt, dass es sich bei Rööslü Max um einen Partefreund Hitlers handelte. Weitere nachteilige Tatsachen konnten nicht in Erfahrung gebracht werden.»

Deshalb wurde Rööslü gestrichen aus dem Strafregister.

Und er zog nach Bern, bestand die Fahrprüfung und fuhr beruflich Lastwagen all die Jahre bis in unsere Zeit. Jetzt ist er pensioniert und, wie er sagt, gut angesehen in der Stadt. Musik macht er in einem Verein; das sind dann mehr Märsche, Zünftiges – nebenher spielt er in einer Tanzkapelle flottere Musik, Dixieland, Glenn Miller. Nach Gossau geht er selten und nur wegen dem Bruder, der dort lebt; denn die Alten in Gossau kennen ihn noch und schauen ihn an, und dann ist die Zeit stehengeblieben, sind 50 Jahre einfach ausgelöscht, und er ist wieder der Hitlerrööslü und Landesverräter, ein Taugenichts, die Mutter in der Spinnwinde...

Zu sagen ist noch, dass er schreibt, jetzt, wo er Zeit hat als Rentner; er schreibt sein Leben auf, die Kindheit in Gossau, seine Erlebnisse in Deutschland damals, die WafFen-SS, alles. Es soll ein Buch werden, und er hat ihm den Titel gegeben:

«So war das.»

## XXIV

# Die Karriere des Dr. Büeler im Gefängnis

1

Pünktlich um 4.30 Uhr knatterte die Heizung. Um 6.00 Uhr erschienen die zwei Lichtquadrate an der Wand, projiziert von einem der gegenüberliegenden Angestelltenzimmer, wo jetzt die Arbeit begann. Um 6.15 Uhr weckte eine Klingel diejenigen, die – im Unterschied zu Büeler – geschlafen hatten. Er hörte, wie sie die Betten hochklappten, und das Scheppern der leeren Wasserkübel, die zum Füllen vor die Zellentür gestellt wurden.

«Ein einsamer, sorgenvoller Tag beginnt», schrieb er in sein Tagebuch und als Randnotiz ein Zitat von Nietzsche: «Dreiviertel alles Bösen, das in der Welt getan wird, geschieht aus Furchtsamkeit».

Nach dem Frühstück falzte Büeler Papier zu Tüten.

«In 70 Tagen ist Ostern, aber nicht für mich», schrieb er am Abend und daneben einen Satz aus der Bibel: «Dass nicht jemand weich würde in diesen Trübsalen! Denn ihr wisset, dass wir dazu gesetzt sind. 1.Thess. 3,3.»

Am nächsten Morgen wischte er die Zelle, frühstückte, falzte Papier, fand nach dem Mittagessen Zeit zu notieren: «Der Sonne Wärme kündigt den nahenden Frühling. Kummer erfüllt meine Seele. Ich werde keinen Anteil haben am Blütenrausch.» Plötzlich kam ihm in den Sinn: «Dass Politische Gefangene, die nichts anderes getan haben, als ihre Auffassung über ein föderalistisch zu schaffendes Europa zu leben und für Europa mit der Waffe zu kämpfen, heute noch in Zuchthäusern sich befinden, darüber hört man auch in kirchlichen Kreisen nichts.»

Dann Abendbrot, Lichterlöschen, «die alles umhüllende, tiefe Stille atmende Dunkelheit», wie er schrieb. «Kaum lege ich mich auf mein Lager, entflieht meine Seele dem Körper und begibt sich auf Wanderschaft. Meistens begegnet sie Johanna und den Kindern.» Manchmal wanderte er aber auch ein Stück mit gefallen Kameraden: «Ihre Augen sind helle geblieben, kein Kummer umschattet ihre Züge.»

Um 4.30 Uhr knatterte dann wieder die Heizung.

Die erste Zeit in Regensdorf stellte er Papiersäcklein her, so wie er im Internierungslager Balingen im Steinbruch sich wundgeschunden hatte bis zu jenem Tag, an dem er, man könnte sagen, entdeckt worden war. In Regensdorf wurde er 1949 entdeckt, eineinhalb Jahre nach Strafantritt, und zwar vom Anstaltsdirektor Reich, der einen Direktionskopisten suchte. Büeler war ihm aufgefallen als zuverlässiger, kluger, gebildeter und umgänglicher Sträfling, und also nahm Reich ihn in seine Dienste.

«Zur Zeit bin ich mit einer kriminalpolitischen Arbeit beschäftigt», schrieb Büeler im April 1950, «indem ich die Personalakten der in den Jahren 42-49 aus der Kantonalen Strafanstalt Regensdorf ausgetretenen männlichen Häftlinge nach bestimmten Gesichtspunkten studiere und das Material zu einem Werk verarbeite.»

Diese Studie legte er seinem Direktor vor, und der war beeindruckt von der juristischen Brillanz, die ihn vielleicht auch beschämte, denn ihm selbst wäre eine so kenntnisreiche Abhandlung wohl nicht gelungen.

Es war so, dass Reich ein politisches Amt anstrebte, Regierungsrat werden wollte. Und wenn Büeler 1951 schrieb «Ich arbeite wie ein Neger für 1.– Fr. im Tag!», meinte er die Reden und Vorträge über Fragen des Strafvollzugs, die er für den Direktor verfasste. Reich musste sich ja, wenn er kantonaler Justizminister werden wollte, an

allerlei Anlässen empfehlen als kompetente, erfinderische Alternative zum jetzigen Amtsinhaber.

«Der Film ‘Wachtmeister Studer’», sagte Reich zum Beispiel vor höheren Polizeioffizieren, «wirft einige mit dem Verbrechen wesentlich zusammenhängende Probleme auf.»

Die Rede war spritzig, sie war originell und zeugte von hohem Sachverstand – Reich sammelte Punkte mit den Worten und Einfällen seines Häftlings Heinrich Büeler, den er zum Lohn mit Urlaubsbewilligungen verwöhnte und anderen Erleichterungen.

Der Direktor war im Toggenburg aufgewachsen, Sohn eines Bergbauern – ein rundlicher, kerniger Mensch, der forsch auf ein Problem zuging und es packte und löste.

Aber ihm fehlte vielleicht, was Büeler hatte: der juristische Feinsinn und ein gewisser Glanz, auch der einer höheren Herkunft, die Reich zu sehr beeindruckte.

Könnte es sein, dass Reich sich dem Häftling Büeler verschrieb, sich dessen Federn ansteckte und in Höhen hinaufflog, die er aus eigener Kraft nicht erreicht hätte?

Riedweg, als ich in München mit ihm Gebäck verzehrte, behauptete, Büeler habe nicht nur Reden geschrieben für Reich, sondern praktisch dessen Doktorarbeit. Und Johanna schrieb 1959 in einem Brief an den ehemaligen Untersuchungsrichter Gloor: «Für die Eingeweihten dürfte es äusser Zweifel stehen, dass alle wesentlichen Neuerungen, die der verstorbene Herr Reich damals in der Strafanstalt Regensdorf eingeführt hat, auf die Initiative und die Ideen meines Mannes zurückzuführen sind. So bildete die Arbeit meines Mannes auch die Grundlage für den Aufstieg von Herrn Reich vom Strafanstaltsdirektor zum Regierungsrat.»

1959 endete Emil Reich durch Selbstmord, und 1994 sagte mir Büelers Tochter Sonja, Reich sei zu abhängig gewesen von ihrem Vater, eindeutig; dessen Entlassung und Wegzug nach Deutschland 1954 habe den armen Reich auf sich selbst zurückgeworfen, und ohne seinen «Ghostwriter» habe er eben nicht bestehen können.

Vielleicht wollte Emil Reich aus unbekanntem anderen Gründen nicht mehr leben und wäre Regierungsrat geworden ganz ohne Büeler... Sicher ist, dass es dem Sträfling ab 1949 recht gut ging in Regensburg, denn wie immer war er aufgestiegen in die höhere Verwaltung, Vertrauter seiner höchsten Vorgesetzten geworden und unentbehrlich. Und neben der vielfältigen Arbeit für Direktor Reich betrieb er seine vorzeitige Entlassung.

Die juristische Taktik hatte er geändert: kein Wort mehr von Wiedereinbürgerung, Rehabilitierung in der Schweiz. Nein, Büeler besann sich jetzt auf seine deutsche Staatsbürgerschaft; «ich bin Deutscher» – und «politischer Gefangener».

Als Deutscher hatte er endlich einen mächtigen Verbündeten: den Bundeskanzler Konrad Adenauer. «Adenauer verlangt ja bei jeder Gelegenheit immer und immer wieder die Freigabe der Gefangenen», schrieb ihm ein Freund nach Regensburg.

Und Adenauer, im Gegensatz zu Bundesrat Feldmann, dem Büeler vergebliche Briefe geschickt hatte, des Inhalts, man müsse ihn freilassen und endlich Mut zeigen, zugeben, dass der Prozess eine Farce gewesen sei, ein politisches Standgericht unter dem Deckmäntelchen des ordentlichen Strafverfahrens – Adenauer schickte Büeler, wie allen deutschen Kriegsgefangenen, als Weihnachtsgruss ein Päcklein mit Raucherwaren nach Regensburg, während Bundesrat Feldmann durch einen drittrangigen Sekretär ihm mitteilen liess, man habe sein Schreiben erhalten, basta.

Büeler erkannte jetzt, was für ein Glück darin steckte, dass man ihn 1943 deutscherseits eingebürgert hatte, denn mit diesem Pass würde er vor der Zeit herauskommen aus Regensburg.

Am 10. Januar 1952 schrieb er an «Herrn Bundeskanzler Dr. Adenauer, Bonn». Er bedankte sich für die Raucherwaren herzlich. «Es ist mir bekannt, dass auch die fünf, äusser mir in Regensburg inhaftierten Deutschen, sich ausserordentlich gefreut haben, von Ihnen ei-



nen Gruss und eine Gabe empfangen zu haben. Ob sie die Kraft aufbringen, nachdem sie alle mehr als sechs Weihnachten in Kerkerzellen verlebt haben, Ihnen persönlich zu danken, weiss ich nicht.»

(Wenn ich an dieser Stelle etwas sagen darf: Die fünf Deutschen waren kräftig genug, um dicke Traktate zu verfassen über ihre Unschuld, und allesamt Schweizer, verurteilt als Landesverräter.)

Dann beschwerte Büeler sich bei Adenauer respektvoll über das Bundesjustizministerium in Bonn, dem es, wenn er sich die Bemerkung erlauben dürfe, an Zivilcourage fehle im Umgang mit den Schweizer Behörden. «Auch das Schweizer Recht erkennt die Begnadigung als einen Akt der ausgleichenden Milde und des persönlichen Mitleides mit einem Verurteilten.» Das Bundesjustizministerium müsste, finde er, bei den Schweizern einmal richtig pochen auf dieses Recht des Verurteilten auf Gnade. «Nur bei uns Deutschen», schrieb Büeler, «scheint man in Bern diese alt-eidgenössische Tradition vergessen zu haben.»

Abschliessend wünschte er Adenauer gute Gesundheit für das Jahr 1952, denn er erhoffte sich Grosses von ihm.

### 3

«Ich sehne mich dauernd halb kaputt nach der Schweiz», schrieb Johanna plötzlich. Lange ertrage sie Holland nicht mehr. Sie lebe hier auf Portemonnaie ihrer Mutter, was auf Dauer kein Zustand sei.

Häufig unternahm sie jetzt die weite Reise, um ihn zu besuchen; Büelers Hafturlaube verbrachten sie an Orten mit guter Luft, Ruhe und blauem Himmel, und nachdem einmal das Gröbste geklärt und eine neue Vertrautheit aufgekommen war, spazierten sie in Fichtenwäldern wie ein frisches Paar.

Jedenfalls kam Büeler für Johanna, wie es scheint, schon vor seiner Entlassung wieder in Frage, vielleicht weil er ihr berichten konnte von seinen Kontakten nach Deutschland, zu alten Freunden, die ihm

wirtschaftlich auf die Beine helfen wollten, ihm lukrative Angebote machten. In Deutschland, da war sich Büeler sicher, hatte er Zukunft und würde, nach kurzer Durststrecke, wieder sorgen können für seine Familie.

Und dann, im Winter 1954, wurde er entlassen, und Johanna stand da und war bereit, die Scheidung annullieren zu lassen beziehungsweise sich ihm ein zweites Mal zu versprechen.

Wege der Liebe, nicht wahr?

#### 4

Nur sechs seiner fast elf Jahre hatte Büeler absitzen müssen, glimpflich war er davongekommen, aber wohl weniger wegen Adenauer und den Interventionen des Bundesjustizministeriums – denn für die Schweizer Behörden war er ja keineswegs Kriegsgefangener, sondern Landesverräter, so dass gelegentliches, sanftes Drängen der Deutschen ohne Einfluss blieb, ja sich womöglich sogar nachteilig auswirkte für den Häftling, der allein seiner formidablen Führung wegen so zeitig entlassen wurde.

«Dr. Büeler hatte schon bald durch sein sauberes Verhalten und nicht zuletzt auch wegen seines korrekten Benehmens Vorgesetzten und Nebengefangenen gegenüber, das Vertrauen der Direktion erworben», schrieb Direktor Reich im Führungsbericht. «Er musste während der ganzen Zeit nicht nur nie diszipliniert werden, sondern wurde je länger je mehr von Beamten und Nebengefangenen geachtet.»

Die Entlassung, die Wiederverbindung mit Johanna und die Aussicht, in Deutschland Fuss zu fassen, müssen Büeler versöhnlich gestimmt haben, vorübergehend, denn er schrieb einen Dankesbrief an den Bundesanwalt, unter anderem: «Ich verlasse Regensdorf und werde auch aus der Schweiz, wenn auch schweren Herzens, so doch ohne irgendwelche Ressentiments scheiden, worin, wir mir scheint,

die Erfüllung des Strafzweckes in eindeutiger Weise zum Ausdruck kommt.»

## 5

Er und Johanna liessen sich in Düsseldorf nieder, nachdem das deutsche Gesundheitsamt ihm attestiert hatte, dass er «frei ist von ansteckenden Krankheiten und Ungeziefer und voll arbeitsfähig». Entnazifiziert war er auch, schon seit 1951, als das «Staatskommissariat für die politische Säuberung» in Tübingen «in der Säuberungssache des zur Zeit in Regensdorf-Zürich inhaftierten Rechtsanwalts...beschlossen und sofort verkündet» hatte:

«Dr. Heinrich Büeler ist Belasteter.» Er dürfe kein öffentliches Amt annehmen, nicht gewählt werden und kein Lehrer, Prediger, Verleger, Schriftsteller und Redakteur sein.

Von Anwalt stand nichts.

Also las sich Büeler in Düsseldorf mit dem ihm gegebenen Fleiss ins deutsche Handelsrecht ein und bildete sich innert kürzester Frist soweit aus, dass eines der grössten Deutschen Geldinstitute, die Commerzbank, ihn einstellte als Justitiar. Diesen Vertrauensposten bekleidete er – wer hätte anderes erwartet? – sehr zur Zufriedenheit seiner Direktoren, die ihm wohl schon bald ähnliche Arbeitszeugnisse ausstellten wie damals, 1943, der General der Waffen-SS Gottlob Berger: «Büeler ist ein Mensch, der schon viel für die Partei und SS getan hat. Er ist weltanschaulich auf der Höhe, ein Idealist und Könnner auf seinem Fachgebiet.»

Schon 1958 konnte er dem Regierungsrat Emil Reich von Erfolgen berichten. «Ich habe ich Laufe der vier Jahre ohne irgendwelche Protektion in der Commerzbank-Gruppe als Justitiar eine angesehene Position erlangt. Darüberhinaus bin ich durch meine Veröffentlichungen: ‘Wechsel- und Scheckrecht aller Länder’ und ‘Abtretung von Exportförderungen im deutschen und ausländischen Recht’, in weiten Kreisen der deutschen Wirtschaft bekannt geworden. Vor Kurzem wurde ich aus Bekanntenkreisen darauf angesprochen, ob

ich mich nicht für einen Lehrauftrag an der Rechtsfakultät einer der benachbarten Universitäten interessieren würde...»

Büeler gehörte zu denen, die der ehemalige Offizier der Waffen-SS, Richard Schulze-Kossens meinte, als er 1976 beim Veteranentreffen der SS-Junkerschule Tölz sagte: «Dieses Treffen widerlegt überzeugend die verlogene Behauptung, dass es sich bei den ausländischen Mitgliedern unserer Divisionen um Glücksritter, Desperados oder gar entgleiste Elemente gehandelt habe.» Denn das alles war Büeler nie gewesen, sondern stets erfolgreich, wirklich erfolgreich, also nicht nur unter bestimmten günstigen Umständen, wo Erfolg keine grosse Kunst ist, sondern unabhängig von äusseren Gegebenheiten überall, in der Waffen-SS, im Kriegsgefangenenlager, in der Strafanstalt, der Commerzbank. Und als Schulze-Kossens seine Rede beendete mit den Worten: «Alles was aufwärtsstrebt, führt zusammen! Das mögen sich alle Politiker sagen lassen, die immer noch die Vergangenheit glauben bewältigen zu müssen», wird Büeler applaudiert haben, nicht frenetisch, sondern wohlabgemessen und ernst wie in der Oper, die er mit Johanna oft besuchte und in der er vielen anderen Teilnehmern dieses Junker-Jahrestreffens hätte begegnen können, auch solchen natürlich, die jeweils im zweiten Akt einschliessen, nicht aus Ignoranz, sondern weil der berufliche Erfolg sie auffrass.

Und so lebte Büeler erfolgreich in der Bundesrepublik; hin und wieder besuchten ihn alte Kameraden, Frontisten und Frontkämpfer, mit denen er über altes Unrecht sprach und zu Abend ass. Er soll aber, wie mir seine Tochter Sonja sagte, eher zurückhaltend gewesen sein, nicht so fanatisch wie die Besucher. Er habe nie diesen Zug um den Mund gehabt, diese Härte und Bitterkeit, die sie auch bei Franz Riedweg entdeckt habe; der sei aber nur selten gekommen.

1962 schrieb Büeler ihm einen Brief. Er habe gehört, dass ein gewisser Edgar Bonjour vom Bundesrat beauftragt worden sei, einen Be-

richt zu verfassen über die Schweizerische Aussenpolitik während des Kriegs. «Ich kann nicht beurteilen, ob Prof. Bonjour die notwendigen Qualitäten besitzt, um sine ira et studio die ihm gestellte Aufgabe zu bewältigen. Entscheidend scheint mir aber zu sein, dass auch wir uns zu Worte melden.»

Büeler schlug «Cisco», wie er Riedweg nannte, ein Treffen in München vor. Es musste, fand er, etwas unternommen werden, um zu verhindern, dass Bonjour ohne die vorherige Anhörung der ehemaligen und wesentlichen Schweizer Nationalsozialisten sie in seinem Werk darstellte, also zwangsläufig abkanzelte aus purer Unkenntnis der Hintergründe. Man müsse Bonjour, schrieb Büeler an Riedweg, auch aufmerksam machen auf «die neutralitätswidrigen Handlungen Guisans und seiner Junta».

Aber der Kontakt mit Bonjour kam, trotz einigen Vorstössen von Riedweg, nicht zustande, und Büeler musste in die Schweizer Geschichte eingehen, ohne vorher seinen Standpunkt exemplifizieren zu dürfen.

Am 23. Juni 1980 schrieb er einem Freund: «Mir persönlich geht es, bis auf verschiedene arthrosische Beschwerden, recht gut. Krieg, Internierung und Zuchthaus haben bei mir keine psychischen und physischen Dauerschäden verursacht.»

Wochen später starb er, Heinrich Büeler.

# XXV

## Besuch bei einem alten Obersturmbannführer

### 1

1994, München.

Von meinem Hotelzimmer aus sah ich die verspiegelten Fenster der Commerzbank. Und nachts um fünf erwachte ich, weil jemand schrie, unten auf der Strasse. Mehrmals wurden diese zwei Worte geschrien: «Heil Hitler!»

### 2

Anderntags fuhr ich an die Lerchenfeldstrasse. Sie ist eine alltägliche mit Allerweltsblöcken, und ich dachte, du hast dich geirrt, hier gibt's keine Villa. Ich hatte mir Riedweg nämlich stets in einer solchen vorgestellt, zwei Dobermänner auf dem Rasen, ein Entrée mit Hirschgeweihen, der Salon ausgelegt mit Persern. Im Treppenhaus der Nummer 9 roch es aber nach Bratkartoffeln und jenem Reinigungsmittel mit Zitruskraft; im dritten Stock begutachteten mich zwei Nachbarnfrauen und erzählten von einem alten Herrn, der schlecht zu Fuss sei und nebenan wohne. Dort klingelte ich und hörte es «Tock!» machen und wieder «Tock!», wie in Burgverliessen, dachte ich, wenn der Pförtner naht, und da stand er plötzlich, der alte SS-Obersturmbannführer und einflussreichste Schweizer im Dritten Reich, den ich mir als Machtsfigur vorgestellt hatte, hoch und schwer, zackig im Ton: ein schmaler, distinguiertes Herr war es, der mich charmant willkommen hiess – ein Gentleman, leicht versehrt.

Bitte entschuldigen Sie meinen Zustand, sagte er; er habe sich bei einem Treppensturz den Knöchel verstaucht.

Tatsächlich hinkte er so furchbar, dass ich, als er mich ins Wohnzimmer bat, unweigerlich fragte, geht es? kann ich Ihnen helfen? Und ich hatte doch keineswegs vorgehabt, ihn zu schonen.

Die alte Standuhr im Wohnzimmer war stehengeblieben auf dem Weg von 8 nach 9 Uhr. Der Holzboden knackte und war kein Parkett, sondern rohes, splissiges Bretterwerk, wie man es in Bauernhäusern findet. Über die orientalischen Teppiche waren zuviele Füße gegangen, die Farben waren restlos herausgetreten.

Der Mann hat kein Geld, dachte ich, und es wunderte mich sehr. Er war doch seit 42 Jahren Arzt, Internist in München; es müsste sich etwas angehäuft haben, zu schweigen vom Familienvermögen der von Blombergs...

Riedweg sank in den Ohrensessel, wollte mir Kaffee einschenken, den ich ablehnte mit der Begründung, er mache mir Herzklopfen, worauf er mich ärztlich einiges fragte. Rührend übrigens war das Tischchen gedeckt, Gebäck, Linzertorte auf Gehäkeltem, Zucker in einem silbernen Döschen, Löffelchen mit den Initialen seiner 1968 verstorbenen Frau, der Sybille von Blomberg. Riedweg hatte für mich alles so hergerichtet wie früher für den gewesenen General von Manteuffel oder jenen von Runstedt, alte Wehrmachtsgrößen, die – wie er beiläufig erwähnte – auf meinem Fauteuil gesessen seien, einst, in den Fünzigerjahren.

Riedweg war übrigens freizeitlich angezogen, trug ein legeres Hemd mit gelöstem Halsknopf und dunkelblaue Trevirahosen – ich erwähne das aus einem bestimmten Grund, wie man am Schluss des Kapitels sehen wird.

Auf die 90 geht er zu und praktiziert noch, täglich von 8-11; «als Chirurg» sagte er, «wäre das natürlich nicht mehr möglich», als Internist aber schon. Dann unterbrach uns das Telefon, verflixt, er hatte seiner Gehilfin doch aufgetragen, sämtliche Gespräche abzufangen. Schwer humpelte er zum Apparat, der Stock war sein einziger Halt,

und dann verschwand er hinter einem Vorhang aus ehemaligem Samt.

«Ja Gräfin», hörte ich ihn sagen, «selbstverständlich, liebe Gräfin; ich erwarte dann den Anruf ihrer Freundin, jaja.»

Und wer hängt da an der Wand, im schlichten Rahmen – ein hoher Soldat in Wehrmachtsuniform und mit meiner Meinung nach Eisernen Kreuzen am Hals. Zwei Kerzen flankieren das Porträt feierlich; es ist ein Altar, zweifellos, zu Ehren des toten Schwiegervaters, des einstigen Reichskriegsministers von Blomberg. An Gedenktagen zündet Riedweg die Kerzen an und steht still vor dem Bild, stelle ich mir vor; Riedweg, der den weiten Weg vom Telefon zurückgelegt hatte und nun den Arm ausstreckte nach dem Ohrensessel, der Insel, wo er sich endlich wieder niederlassen konnte.

Er ist Präsident der «Liga Europa», einer der «Paneuropäischen Bewegung» nahestehenden Organisation, der wiederum der letzte Habsburger Otto nahesteht, dessen Leibarzt er, Riedweg, aber nie gewesen sei, wie das Gerücht erzähle, sondern im Gegenteil liege er mit Otto von Habsburg eher quer. Allerdings habe er Patienten aus fast allen europäischen Königshäusern, sagte der alte Mann, und das mag ja stimmen, dachte ich, aber wo empfängt er sie nach der Behandlung zum Thé? In dieser Wohnung, wo selbst bei Sonnenschein kein Licht ist und die Tapeten grau, die Sessel verbraucht, der Boden bäurisch?

Verzeihen Sie, sagte Riedweg, das Telefon, und wieder machte er sich auf zum Apparat und sprach – ich hörte es deutlich – mit jener ihm von der ersten Gräfin angekündigten zweiten, die er nach einigem terminlichen Hin und Her am nächsten Mittwoch empfangen wollte.

Also, wo waren wir? sagte Riedweg und kam auf die Juden. Ein Antisemit sei er nie gewesen, habe einmal in Bern einen Studentenbund gegründet unter Einschluss jüdischer Menschen. Das hindere ihn aber nicht an der Erkenntnis, dass hauptsächlich Juden für den Mar-



xismus verantwortlich seien, etwa Lassalle und Marx und Einstein, der die Atombombe erfunden habe. Von den Vergasungen habe er, Riedweg, nichts gewusst. Kein Wunder aber, dass er so hart verurteilt worden sei in der Schweiz: Die jüdische Lobby in Amerika habe Druck auf die Schweiz gemacht.

«Hitler war ein ausserordentlich talentierter Mann», sagte Riedweg.

«Zweifellos», sagte ich.

«Natürlich hat es Verbrechen gegeben.»

«Das will ich meinen.»

«Da mögen Sie schon recht haben», sagte Riedweg.

In der «Liga Europa» kämpft er für den Orden, der ihm vorschwebt, die Elite religiöser Männer, die Europa führen müsse; eine Demokratie, aber ohne Parlament, sondern christlich, wie damals der Deutschritterorden, die Malteser, Benediktiner – sie alle hätten doch Europa massgeblich geeint. Das müsse zurückkehren, das Transzendente, in die Politik.

«Aber diese Elite», warf ich ein, «gibt es die nicht schon – Helmut Kohl zum Beispiel?»

Und plötzlich zischte der Charme wie weggeschlagen aus Riedwegs Gesicht, das bisher so freundlich locker gewesen war und nun gefror, wie Büelers Tochter Sonja es mir geschildert hatte. Der alte Obersturmbannführer klopfte heftig mit seinem Stock auf den Holzboden und stiess hervor: «Kohl! Scharping! Das ist doch keine Elite! Freiheit! Man sieht ja, was die Freiheit bringt!»

«Lächerlich», sagte Riedweg und meinte jetzt die Schweiz. «Die Schweiz ist ein ganz unwichtiges Land, von ihr gehen keine Impulse aus; die Schweiz hat mich nie interessiert.» Lächerlich, er habe nie an einem Umsturz in der Schweiz mitgearbeitet, habe Europa im Auge gehabt und nicht diesen kleinen Winkel. Und Bonjour! Bonjour sei der «völlig falsche Mann gewesen für diese Aufgabe», habe in seiner «Geschichte der schweizerischen Neutralität» alles verdreht, zum Beispiel behauptet, er, Riedweg, habe damals in den Dreissiger-

jahren den antikommunistischen Film «Die Rote Pest» ausschliesslich mit deutschen Geldern gedreht.

«Ich habe ihn», sagte Riedweg, «schriftlich gebeten, diesen Unsinn zu korrigieren.» Das werde er tun, habe Bonjour zurückgeschrieben, aber nur unter der Bedingung, dass Riedweg ihm die Namen der Schweizer nenne, die den Film finanziert hatten.

Über diese Forderung kann Riedweg nur lachen, heute noch.

«Ich gebe doch die Namen nicht preis! Ich liefere doch diese Leute nicht nachträglich den Freimaurern und Marxisten aus!»

«Aus Schwyz sind Sie?» fragte er. «Das ist gut. Ich komme immer gern mit Schwyzer Jugend zusammen.»

Übrigens habe er gegen gewisse Methoden Himmmlers anzukämpfen versucht und ihm Bundesrat Musy vorgestellt und Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, die sich beide für eine politisch klügere Behandlung der Juden und Zigeuner ausgesprochen hätten, was Himmmler, nebenbei gesagt, gar nicht geschätzt habe.

«Leider war er ein biologischer Materialist», sagte Riedweg. Das Transzendente habe ihm gefehlt.

«Aber ein Chauvinist war er nicht, nein, das nicht.»

«Und sagen Sie, wer war eigentlich dieser Meienberg?»

Ich erklärte es ihm.

«Ah so», sagte Riedweg, und nun waren wir bei den Medien. Ja, mit dem Gründer der «Weltwoche», von Schuhmacher, sei er gut bekannt gewesen, habe damals, als das Blatt noch katholisch und konservativ gewesen sei, auch hin und wieder Artikel geschrieben. «Aber heute!» sagte Riedweg und fragte mich, ob der Chefredaktor der «Weltwoche» nicht ein Freimaurer sei und was eigentlich aus der Katholisch-Konservativen Partei geworden sei.

Riedweg hat zwei Aids-Institute gegründet, in St. Moritz und in Burundi, wo kürzlich eine seiner Krankenschwestern erschossen worden ist; eine Hormontherapie hat er entwickelt, Bücher verfasst, «die auch ins Spanische übersetzt worden sind», sagte er – sogar das japa-

nische Fernsehen hat angerufen, und ich solle ihm nicht mit dem Holocaust kommen.

«Holocaust ‚Auschwitz‘, Holocaust in den USA, die Indianer-Massaker», sagte der alte Obersturmbannführer und verzog den Mund, «oder Holocaust ‚Palästina‘, wo die Juden eine Million Araber umgebracht haben? Das Ganze ist eine geschichtliche Schmierenkomödie, von Leuten wie Golo Mann einst angeführt», sagte er und wippte ungeduldig mit dem Fuss.

Dann war es Zeit; er habe leider noch eine Verabredung. Ich dankte für Gebäck und Milch, denn Kaffee hatte ich ja nicht getrunken. Vor der Tür ein Händeschütteln, kommen Sie einmal wieder, wenn Sie in München sind, und ich trat auf ein oranges Zettelchen, das jemand durch den Briefschlitz gesteckt hatte, hob es auf und las: «GAS-SPERRE».

Wieder auf der Lerchenfeldstrasse hatte ich ein kurioses Gefühl; irgendetwas stimmte nicht an mir. Als ich mich dann im Strassenbahnfenster spiegelte, wusste ich, was da falsch war: Ich hatte beim alten Internisten meine blaue ecuadorianische Wollmütze vergessen. An ihr hänge ich sehr; keinesfalls durfte sie bei ihm liegen bleiben. Also kehrte ich zurück, klingelte unten und wurde im dritten Stock schon erwartet von Riedweg, der sich inzwischen umgezogen hatte: Jetzt trug er einen festtäglichen, makellosen Anzug mit Krawatte, die Schuhe glänzten.

«Meine Mütze», sagte ich, und dass ich sie fast vergessen hätte. «Ja, das wäre schon eine Katastrophe gewesen!» lachte Riedweg, und wirklich, er hatte ein gewinnendes Lächeln, aber ich war jetzt ganz sicher, dass er mich mit der Mütze lächerlich fand.

Dann Adieu, zum zweiten Mal.

In einem Wirtshaus probierte ich später Weisswürste und dachte über das Gespräch, über Riedweg nach und versuchte mir vorzustellen, wo der alte Witwer den heutigen Abend verbrachte, der für ihn ein besonderer sein musste, sonst hätte er kaum den besten Anzug aus dem Schrank geholt.

Im Hotelbett, vor dem Einschlafen, fiel mir ein:  
Heute war der 20. April.  
Führers Geburtstag.

# Anhang

## Nachwort

Max Röösl, Mühlethaler oder Kälin wird man unter diesen Namen in der Schweiz vergeblich suchen. Auch Ortschaften, die im Zusammenhang mit diesen Personen eine Rolle spielen, sind umbenannt worden. Wipf und Büeler hingegen wurden nicht anonymisiert, wie übrigens auch alle anderen Personen nicht, die in irgendeiner Weise zu Lebzeiten öffentlich bekannt geworden sind. Ein Wort noch zu den Zitaten: Anführungszeichen bedeuten, dass sie einem Protokoll oder einer mündlichen Aussage eines Zeugen oder Beteiligten wortwörtlich entsprechen.

Direkte Rede ohne Anführungszeichen heisst, dass ich das, was die betreffende Person gesagt hat, aus der indirekten Rede, wie sie z.B. in einem Protokoll vorkam, in die direkte übersetzt habe, der Unmittelbarkeit zuliebe.

Manchmal habe ich eine Person aber auch etwas sagen lassen, ohne Anführungszeichen, das sie in einem bestimmten Moment so oder ähnlich hätte sagen können gemäss der Informationen, die mir zur Verfügung standen.

Erfunden ist nichts, auch die Stellen nicht, an denen sich der Leser, die Leserin vielleicht fragt: Wie kann der Autor das wissen? Wo immer möglich habe ich solche Stellen gekennzeichnet mit einem «wahrscheinlich» oder «vermutlich». Diese Kennzeichnung bedeutet, dass ich aufgrund verschiedenster belegbarer Informationen zwingend auf eine an und für sich nicht belegbare gekommen bin, die dann, meiner Meinung nach, nicht weniger der Wahrheit entsprach als das Belegbare.

## Zahlen

### 1.

Rund 900 Schweizer traten der Waffen-SS bei beziehungsweise waren es sicher nicht weniger als 800 und nicht mehr als 900.

Wieviele sind gefallen? Ich habe mir die unsägliche Mühe nicht gemacht, sämtliche noch vorhandenen Listen auszuwerten; ein Schätzwert genügt mir: Zwischen 150 und 200 starben. Einige, nicht mehr als 20, wurden hingerichtet innerhalb der Waffen-SS wegen Desertierens oder anderer Vergehen. Etwa 40 Schweizer erreichten in der Waffen-SS höhere militärische Grade.

Der höchstrangige Schweizer in der Waffen-SS war SS-Oberführer Eugen Corrodi (entsprach etwa dem Rang eines Oberst).

### 2.

Ins Dritte Reich flohen nicht weniger als 1'400 Schweizer und nicht mehr als 1'500. Zählt man von denen die 900 ab, die in die Waffen-SS eintraten, so bleiben rund 500, die nach einer gewissen Zeit freiwillig wieder in die Schweiz zurückkehrten oder unfreiwillig, meist von der Gestapo, wieder hinübergestellt wurden.

### 3.

Eine Auswertung von rund 100 Biographien ergab, dass es zumeist Arbeitslose oder sogenannte Hilfsberufler waren, die ins Dritte Reich flohen, darunter auffallend viele «Melker» und «Stallknechte». Im Bundesarchiv stiess ich auf das Dossier eines Primarlehrers, der in persönliche Schwierigkeiten geraten war und insgesamt die Ausnahme darstellte, was die soziale Herkunft betrifft.

Ein Oberstleutnant und ein Major der Schweizer Armee sind mir bekannt, aber auch sie sind nicht repräsentativ.

Lehrlinge, Knechte und Gelegenheitsarbeiter: Das sind die 900.

#### 4.

Das Panoramaheim in Stuttgart wurde 1940 auf Veranlassung von Franz Riedweg eröffnet, damit die geflüchteten Schweizer nicht wie bisher im Gefängnis auf die Arbeitsbewilligung oder Musterung zur Waffen-SS warten mussten. Normalerweise befanden sich zu jeder Zeit etwa 20 bis 30 Schweizer in dem Heim, wo sie ein, zwei Wochen oder ausnahmsweise auch länger blieben, bis sie an eine Fabrik oder eine andere Arbeitsstelle vermittelt wurden. Bekanntester Leiter des Heims war Benno Schaeppi, einer der führenden Schweizer Nationalsozialisten, der später zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt wurde, die er wie Büeler in Regensdorf absass. Schaeppi hat stets bestritten, als Leiter des Panoramaheims Schweizer spionagemässig ausgehorcht zu haben. Zweifellos hat er aber mit dem SS-Sicherheitsdienst zusammengearbeitet und seine Landsleute nicht nur systematisch nach schweizerischen Befestigungsanlagen u.ä. gefragt, sondern sie auch massiv unter Druck gesetzt, um sie zur Waffen-SS zu zwingen.

Nach der Ausbombung wurde das Panoramaheim vorübergehend nach Strasbourg verlegt, dann, ab 1944, hiess es Planettaheim und befand sich in Bregenz.

#### 5.

Unter «900 Schweizern in der Waffen-SS» ist sowohl die Minderheit zu verstehen, die nach Deutschland flüchtete mit dem festen Vorsatz zu kämpfen, wie auch die Mehrheit, die nur, in Anführungszeichen, arbeiten wollte und dann ab 1943 mehr oder weniger unter Druck der Waffen-SS beitrug.

#### 6.

Es kämpften 25'000 Holländer freiwillig in der Waffen-SS, mindestens 5'000 Franzosen, 8'000 Dänen, 9000 Flamen aber nur 101 Schweden – dies im Vergleich zu den 900 Schweizern. Der Anteil der Norweger in der Waffen-SS betrug im Januar 1944 3878 (freiwillig gemeldet hatten sich 1940-1945 15'000, davon waren 7'000 aufgenommen worden).

Gemessen an der Bevölkerungszahl belegte das Fürstentum Liechtenstein mit rund 90 Freiwilligen den ersten Rang.

7.

Die zurückkehrenden Schweizer der Waffen-SS wurden wegen Eintritts in fremde Heere im Normalfall mit 15 bis 18 Monaten Gefängnis bestraft, also strenger als einst die Spanienkämpfer. Kamen noch landesverräterische Umtriebe hinzu, erhöhte sich das Strafmass auf zwei, drei, fünf bis 16 Jahre.

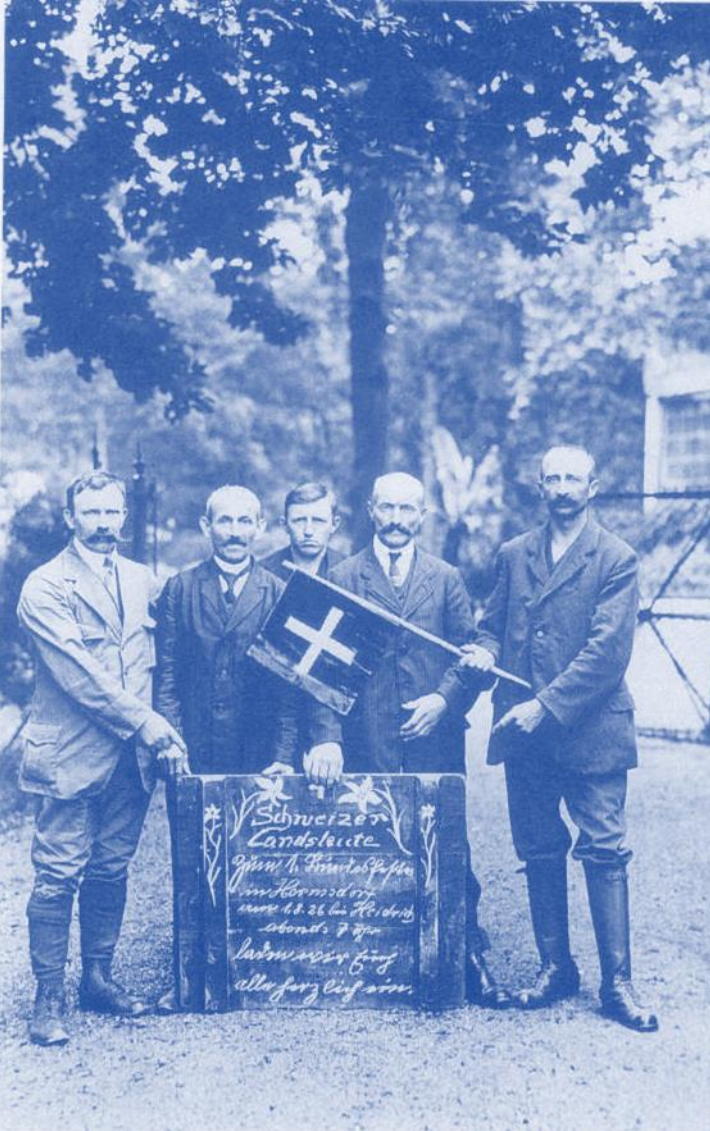
Ich habe den Eindruck gewonnen, dass sowohl die Militär- wie die Ziviljustiz die Vorfälle in keiner Weise verharmlosten. Im Gegenteil tendierte man zu eher harten Urteilen auch dort, wo sie nicht ganz zweifelsfrei gerechtfertigt waren.



## Quellen

1. Protokolle verschiedener Befragungen im Zusammenhang mit den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, Institut für Zeitgeschichte, München
2. Akten des Obergerichtsrats und der Bundesanwaltschaft, Bundesarchiv, Bern
3. Nachlass Dr. Heinrich Büeler, Archiv für Zeitgeschichte, Zürich
4. «Einstellung bzw. Annahme von Schweizern zum Kampf gegen die Bolschewisten, 4. Juli 41 – 16. März 43», Mikrofilm, The national Archives of the United States, MF T 120/2459, im Archiv für Zeitgeschichte, Zürich
5. Personalakten der SS, aus Beständen des Berlin Document Center, Berlin

**Der Mann rechts** ist der Vater von Helmut Aebischer. Aebischer wurde in Deutschland, in Schlesien, geboren und geriet, wie viele andere gebürtige Schweizer, bei Ausbruch des Krieges in die Zwickmühle. Er wollte nicht in der Wehrmacht kämpfen. Sein Vater, der Herr auf dem Bild, wandte sich in dieser Sache an den Schweizer Gesandten in Berlin, an Frölicher, um zu erreichen, dass sein Sohn vom Wehrmachtsdienst freigestellt wird. Frölicher hatte kein Verständnis dafür, lobte im Gegenteil das nationalsozialistische Deutschland, für das man sich auch als hier lebender Schweizer einsetzen müsse. So wurde Aebischer praktisch zwangsrekrutiert, geriet dann 1943 in Afrika in amerikanische Gefangenschaft und wurde drei Jahre später vom Berner Divisionsgericht 2B wegen «Schwächung der Wehrkraft durch fremden Militärdienst» nur deshalb nicht verurteilt, weil die «Verfehlung» inzwischen verjährt war. Helmut Aebischer lebt heute in Basel und kann es dem damaligen Gesandten Frölicher nicht verzeihen, dass der ihn im Stich gelassen hatte.





**Rudolf Billwiller**, der 1944 in die Waffen-SS eintrat und aus dem Ausbildungslager nach Hause schrieb: «...haben Sie noch ein bisschen Geduld, bis wir kommen. Dann geht's dem Gesindel im schönen Schweizerland an den Kragen.»



Der Major der Schweizer Armee, **Eugen Corrodi**, sitzt in der Uniform eines SS-Oberführers auf einem Baumstrunk und bereut es noch nicht, dass er 1941 nach Deutschland geflohen ist, um – wie er später sagte – «meinen militärischen Vorgesetzten in der Schweiz, von denen ich mich ungerecht behandelt fühlte, zu beweisen, dass ich militärisch kein Versager bin, sondern meinen Mann stelle.» 1945 wurde er zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt.



**Franz Kälin** 1943 im Ausbildungslager Sennheim. Er ist 17 Jahre alt und sieht auf dem Bildchen, das er seiner Freundin Heidi schickte, nicht sehr glücklich aus. Er wird desertieren.



**Dr. Franz Riedweg** in zivil. Der Luzerner Arzt brachte es weit i Deutschland.



Links **Dr. Heinrich Büeler**, der zur Zeit, 1944, junge französische Rekruten der Waffen-SS ausbildet. Rechts der SS-Standartenführer **Heinrich Herrsche**, ein geflüchteter Offizier der Schweizer Armee.

# Der Kriegsverbrecher Wipf

Ein Kriegsverbrecher sitzt vor Zürcher Schwurgerichte. Ein Schweizer zwar, der früher mit Freude in keiner Heimat Militärdienst geleistet hat. Doch nachdem er aus Dummheit dem militärischen Arrest entwichen, und 1940 über die Grenze ins Dritte Reich hinaus geschickt war, wurde er zum Helfer und Opfer des Nationalsozialismus. Die Schrecknisse des Konzentrationslagers erlebte er am eigenen Leib und verbreitete sie seinerseits weiter, sei es aus Neigung und

und Heranlagung. Befehl und um ihn zu bewahren oder die zu retten.

Unter welchen Umständen ger in Luxemburg die dortigen Zustände und welche tausendfachen Verbrechen, Menschenquälereien erneuert ihn allein, den zu unsichtbar neben die verruchte Nazibanden sadistischer Anklagebank, die in diesem einzigen



Eugen Wipf beim Verlassen des Schwurgerichts  
Photopress

8

Arbeitserziehungslager, waren in jener gebracht. G-Polen und Polen, die mit Methoden hätte Farbige Dreiecke Säflinge schon vor Sperrtfeins. Grün tische, mit violett w fanstem Rosa die Wipfs schwarzes D

Schon nach drei Schweizer zum Vc der sich im Hof- und ten und in der Gard ältesten ernannt. sich trefflich bewährte abancierte er zum

Capo,

wie Wipf erläutern ältesten beifügt. Das ganze, zeitweise Trefflich verstand e Listen zu führen zu ererzieren. Wc Anstalt in der ihm keine Strafbef solche an. Er habe e strast, um Schlimm

Eugen Wipf wird in den Gerichtssaal geführt.





**Eugen Wipf**, der um ein Haar ungescho-  
ren davongekommen wäre...



**Benno Schaeppi**, der Leiter des Panorama-  
heims in Stuttgart.



Alles Schweizer, die 1941 in Stralsund zu Soldaten der Waffen-SS ausgebildet wurden. Einige von ihnen erlebten das nächste Jahr nicht mehr.

## Schweizer in der Waffen-SS

### Psychogramme von Landesverrättern

Während des Zweiten Weltkrieges haben rund 1500 Schweizer illegal die Heimat verlassen, um ihr Heil im Deutschland Hitlers zu suchen. 900 von ihnen wurden, zum Teil freiwillig, zum Teil durch mehr oder minder starken Druck gepresst, Angehörige der Waffen-SS, fast 200 von ihnen sind gefallen. Nach dem Krieg fanden vor schweizerischen Gerichten zahlreiche Prozesse statt, in denen sich die politischen und militärischen Reiseläufer zu verantworten hatten.

Der Journalist *Linus Reichlin* hat das für die Schweiz betrübliche Kapitel aufgegriffen und es in Form einer Reihe von Psychogrammen abgehandelt. Dabei ging er den Lebensläufen von rund 100 ehemaligen Schweizer SS-Leuten nach. Das Ergebnis seiner Recherchen, zuerst als Fortsetzungsserie in der «Weltwoche» erschienen, ist nun auch als Buch herausgekommen. Es vermittelt in packender Art Einblick in Umfeld, Charakter, Psyche und Schicksal meist junger Menschen, die aus den unterschiedlichsten Motiven den Weg nach Deutschland wählten. Die Konzentration auf einige wenige Personen, die stellvertretend für ganze Gruppen genommen werden können, rundet das Werk zu einer Darstellung, welche die wichtigsten Aspekte des Themas ausleuchtet.

#### Verstrickungen und Schuld

Der reportagehafte Stil und der gelegentlich leicht dahinplätschernde Plauderton mögen auf den ersten Blick zur Vermutung führen, hier werde eine sich an der Oberfläche bewegende Story journalistisch griffig aufbereitet. Der Eindruck trügt. Reichlin hat ernsthafte und sorgfältige Forschungsarbeit geleistet. Er ist im Berner Bundesarchiv, im US Document Center in Berlin und im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich einem gründlichen Aktenstudium nachgegangen, hat Gespräche mit ehemaligen Waffen-SS-Leuten geführt und alles zu einer dichten Schilderung verarbeitet. Auch wenn die sozialen und psychologischen Komponenten einen hohen Stellenwert einnehmen, verfällt der Verfasser *nicht* der Neigung eines leichtfertigen «*tout comprendre c'est tout pardonner*». Er schält, bei allem Verständnis für psychische und milieubedingte Zwänge, immer wieder klar und unmissverständlich die individuelle Schuld und Verantwortung jener heraus, die sich in die Verstrickungen des Bösen begaben, als sie ins Dritte Reich flohen. Die Strafen, welche die Gerichte später über sie aussprachen, beurteilt Reichlin zwar als relativ hart, aber das Schweizervolk, so meint er einmal, hätte damals andere Urteile nicht verstanden. Und lapidar fügt er bei: «Ich übrigens auch nicht.»

#### Ein «Flüchtling» und ein Überzeugter

Von den hier geschilderten Schicksalen seien zwei, beides *Spezialfälle*, kurz erwähnt. *Eugen Wipf*, der dem Buch als Titelname dient, floh, 24jährig, im August 1940 nach Deutschland, nicht aus politischen Motiven, sondern um einer gerichtlichen Strafe zu entgehen. Als haltloser, zum Alkoholismus neigender Mann landete er auch hier im Gefängnis und kam schliesslich wegen «Asozialität» als Häftling ins *Konzentrationslager Hinzert* bei Trier. Hier avancierte er zum «*Capo*», der im Auftrag der SS die Gefangenen zu überwachen hatte; er misshandelte sie in brutalster Weise und ermordete einige von ihnen. 1944 wurde er bei der Auflösung des Lagers in die Waffen-SS überstellt. Im Mai 1945 kehrte er in

die Schweiz zurück und erhielt eine Strafe wegen fremden Militärdienstes. Nur zufällig wurden seine KZ-Verbrechen entdeckt, worauf er in einem weiteren Verfahren 1948 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde. Wenige Monate später starb Wipf.

Einen anderen Aspekt bietet der Fall *Heinrich Büeler*. Er war ein bekannter Zürcher Rechtsanwalt und schon vor dem Krieg überzeugter Nazi. Im November 1941 begab er sich quasi legal nach Berlin zu seinem Freund und Gesinnungsgenossen *Franz Riedweg*, einem Luzerner Arzt, der in der «Germanischen Leitstelle» des *SS-Hauptamtes* tätig war. Hier wurde auch Büeler beschäftigt; er hatte die «fremdvölkischen» SS-Truppen sozial und kulturell zu betreuen und Anwerbung zu betreiben. Später erfolgte die Versetzung zur Truppe der Waffen-SS. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz wurde Büeler 1947 zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Nach seiner Freilassung ging er nach Deutschland und wurde wieder Anwalt.

#### Die Masse der Anonymen

Büeler wie Wipf sind Ausnahmeschicksale. Ihre Prozesse erregten seinerzeit in der Schweiz grosses Aufsehen. Es sind auch die beiden einzigen Personen, die Reichlin mit richtigem Namen nennt. Die andern erscheinen im Sinn des Persönlichkeitsschutzes pseudonym. Ihre Schicksale gleichen sich auch im grossen und ganzen, auch wenn die Motive der Flucht unterschiedlich waren. Neben den für Hitler Begeisterten gab es viele, die Zwangssituationen in Familie, Beruf oder Schule ausweichen wollten. Sie entstammten meist sozialen Unterschichten, waren Lehrlinge, Gelegenheits- oder Hilfsarbeiter. Auch Arbeitslose gab es, die auf eine bessere Existenz in Deutschland hofften. Sie alle kamen zunächst in eine zentrale Auffangstation, das *Panoramaheim* in Stuttgart, und wurden von dort weitervermittelt. Am Anfang des Krieges war es noch verhältnismässig leicht möglich, in einer Fabrik unterzukommen, später wurde vermehrt Druck auf die jungen Flüchtlinge ausgeübt, sich zur Waffen-SS zu melden. Die Ausbildung erfolgte in *Sennheim* im Elsass, und von da ging es zur Front.

Die Psychogramme der Waffen-SS-Angehörigen, die Reichlin skizziert, sind Mosaiksteine, die sich zu einem repräsentativen Ganzen fügen. In einfühlsamer Weise hat es der Autor verstanden, mit den Einzelschicksalen auch Geist und Atmosphäre der Zeit einzufangen. Wo die Ergebnisse der Recherche nicht ausreichen, füllt der Autor die Lücken gelegentlich mit Kommentaren und Spekulationen. Dabei gleitet er jedoch nicht ab in eine diffuse *histoire romancée*, sondern unterstreicht es jeweils deutlich, wenn er seiner Phantasie (der er übrigens immer Zügel anlegt) freien Raum gibt. *Linus Reichlin*s Werk ist zwar keine wissenschaftliche Bearbeitung des Themas, aber es erfasst dessen Kern. Eine düstere Episode der schweizerischen Vergangenheit wird wieder lebendig in einer Darstellung, die zwischen Engagement und Ausgewogenheit die richtige Linie findet.

Alfred Cattani

Linus Reichlin: Kriegsverbrecher Wipf, Eugen. Schweizer in der Waffen-SS, in deutschen Fabriken und an den Schreibtischen des Dritten Reiches. Weltwoche-Verlag, Zürich 1994. 256 S., Fr. 35.80.

## WELTWOCHE – Auswahl aktueller Bücher zur Zeit

Catherine Duttweiler

### **KOPP & KOPP**

Aufstieg und Fall der ersten Bundesrätin

4. Auflage, 210 Seiten, 44 SW-Abb., Kl.-Br., Fr. 29.–

«Das Neue, man kann es auch das Bestürzende an diesem Buch nennen, ist die gekonnte Zusammenfassung des vermeintlich Bekannten oder Halbgewussten zu einem bedrückenden Sittenbild aus der Landschaft der oberen Zehntausend. Dies ist ein unangenehmes, ein indiscretes, aber ein spannendes Buch, gut geschrieben, in gekonnter Dramaturgie aufgebaut, insgesamt durchaus nicht unfair, aber mit Sicherheit schonungslos.»

*(Züri Woche)*

Urs Paul Engeler

### **GROSSER BRUDER SCHWEIZ**

Wie aus wilden Demokraten überwachte Bürger wurden.

Die Geschichte der politischen Polizei.

288 Seiten, 50 Abb., mit einer Chronik der Ereignisse, Register, Literaturverzeichnis, Kl.-Br., Fr. 34.80

«...U.P. Engeler beschreibt die Geschichte der politischen Polizei auf anschauliche und wohlthuend nichtakademische Weise. Ausgehend von den Pannen, Skandalen und Peinlichkeiten, welche den hundertjährigen Werdegang der Schnüffelbehörde immer wieder hilfreich untergliedern, macht Engeler auch den Mist sichtbar, auf welchem sich das halbstaatliche Nachtschattengewächs unkontrolliert breitmachen konnte...»

*(Berner Tagwacht)*

Stiftung für Geisteswissenschaft, Hrsg.

### **DIE SCHWEIZ: AUFBRUCH AUS DER VERSPÄTUNG**

Unsere Zukunft – 78 Autoren im Gespräch

654 Seiten, Kl.-Br., Fr. 48.60

«...das über 600seitige Dokument zeugt von der unruhigen Aufbruchstimmung bei den Schweizer Intellektuellen am Ende des 20. Jahr-

hundert. Die 78 Autoren sehen durchaus Chancen in der Krise, sie finden Nischen und nennen neue Formen des Engagements. Eine Vision? Die Zukunft der Schweiz hat in diesem Buch begonnen...» (*Appenzeller Zeitung*)

Rita Flubacher

### **FLUGJAHRE FÜR GAUKLER**

Die Karriere des Werner K. Rey

390 Seiten, Kl.-Br., Fr. 39.–

«Flubachers Epos vom schnellen Geld, eine Gauner-Ballade beinahe schon Brechtschen Zuschnitts, ist keine jener vornehmlich aus zeitungsausschnipseln hurtig zusammengekleisterten Stories. Was die Autorin vorlegt, ist vielmehr das journalistisch geschickt aufgemachte und sprachlich gepflegt dargebotene Ergebnis einer enormen Recherchierleistung.

(*Neue Zürcher Zeitung*)

René Lüchinger

### **KAMPF UM SPRÜNGLI**

Wie Alexandra Gantenbein eine Schokoladedynastie spaltet

240 Seiten, 32 Abb., Fr. 36.–

«Es ist Lüchingers Verdienst, die «Affären» des alternden Patrons nicht für einen schlechten Schnellschuss genutzt, sondern einen informativen Report verfasst zu haben.»

(*DAZ*)

Urs Räuber

### **DER FALL JEANMAIRE**

Memoiren eines «Landesverrätters». Der Ex-Brigadier im Fadenkreuz von Politik und Geheimdiensten

360 Seiten, 64 Abb., Kl.-Br., Fr. 37.80

«Ein bewegender Lebensbericht, verknüpft mit Räubers Recherchen, bietet umfassende Informationen, dass jeder sein Urteil zu dieser Landesaffäre bilden kann.»

(*Schweizer Illustrierte*)

Christine Steiger

**MIT PORENTIEFER GRÜNKRAFT**

Satirische und nachdenkliche Anmerkungen zur Natur und Umwelt.

Illustriert von Max Rüedi

176 Seiten, mit Zeichnungen, Ef. mit SU, Fr. 31.–

«...Die kurzen Texte bieten Optimisten wie Pessimisten eine launige und anregende Bettlektüre, die zugleich zum Lächeln und Nachdenken provoziert. Ein aktuelles Buch zum Selberlesen und zum Verschenken, das niemand verletzt und dennoch nicht im Unverbindlichen steckenbleibt.»

*(Oltner Tagblatt)*

Walter Mamie

**DIE GRAUEN HERRSCHER**

Der Roman eines Berner Krankenhaus-Skandals

460 Seiten, Kl.-Br., Fr. 32.–

«Der «Roman» Mamies kommt nicht als plumpe Polit-Räubergeschichte daher. Die verschiedenen Szenen sind (mit Ausnahme der langatmigen privaten Episoden) geschickt ineinander verschachtelt und vermitteln auch Insiderwissen.»

*(Vaterland, Luzern)*

Werner Catrina/Othmar Steger

**GULASCH IM KNAST**

210 Seiten, mit Originaldokumenten und Abb., Kl.-Br., Fr. 36.–

...Die tagebuchartigen Notizen lesen sich sehr leicht und spannend, weil sie von einem Direktbetroffenen ungefiltert und ungeschminkt aufgeschrieben sind.»

*(Radio DRS3)*